This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

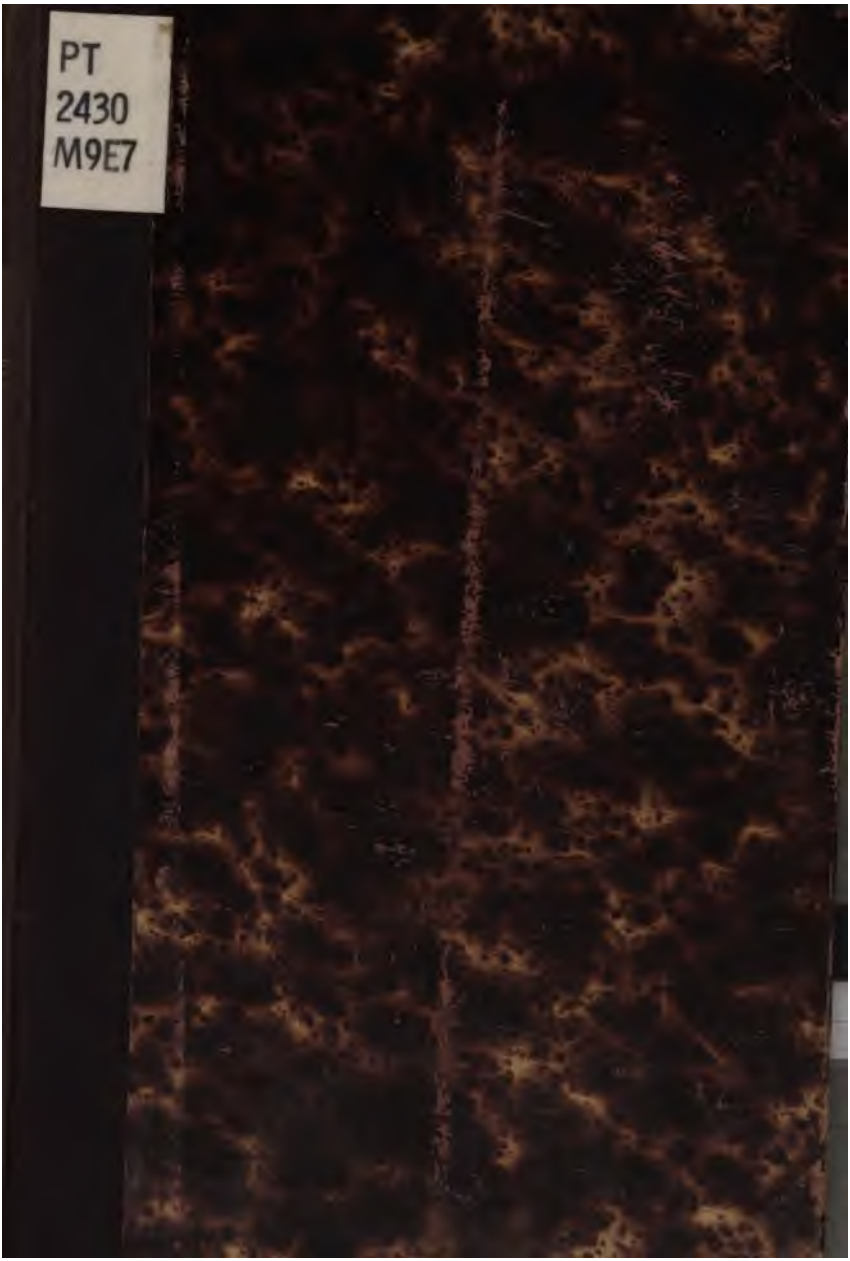
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

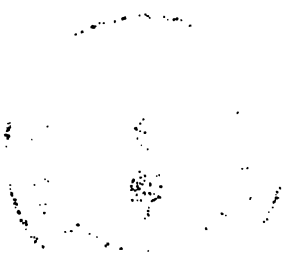
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2430
M9E7



E68987



Erzählungen

des

österreichischen Hausfreundes.

Ein Andenken

von

Wenzel Messenhauser,

gewesenem Obercommandanten der Wiener Nationalgarde.

Regensburg, 1848.

Verlag von Montag und Weiß.

MEH

PT2430
M9 E7

Inhalt.

	Seite
Der Jahresspiegel von 1848	1
Die Kunst den Staat besser zu regieren, als Metternich es gekonnt hat	8
Der sinnige Lohgerber von Weilheim	10
Er ist entlarvt	11
Das Paket	12
Der Deputirte über die Gewerbefreiheit	14
Der Kaiserschnitt	15
Es gibt keine gute Constitution	19
Der alte Major	—
Kein Kopf und keine Wurzel	21
Der Opferstock	24
Was ewig kein Ungarn wird	27
Priester und Pfaffe	29
Anekdote	31
Das Land in dem ein Menschenleben nicht dreißig Silberlinge angeschlagen wird	—
Das Gesetz und die Propheten	32
Sieben Jahre	34
Ein Verlangen	40
Briefe des deutsch-österreichischen Schlossergesellen Alois Greiner. Erster aus Berlin	69
Zweiter aus Frankfurt a. M.	79
Dritter „ „ „	86

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

Der Jahresspiegel von 1848.

Kommt nur heran, liebe Leute! Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen. Und Ihr auch, Ihr Alten, bleibt nicht zurück. Eure Enkel mögt Ihr immer dabei auf dem Arm halten, und in das Glas mit gucken lassen. Ob aber ihre schwachen Aeuglein Etwas sehen und erkennen werden, ist eine andere Frage. Ei, meinen Dank, meinen schönsten Dank, wackere, junge Männer; so viele Aufmerksamkeit thut dem alten Hausfreund wohl. Ha, auch Sie, meine Herren Soldaten, Sie erweisen mir die Ehre! Da werd' ich, alter Knasterbart, mein Möglichstes aufbieten müssen, um nicht zu Schanden zu werden. Also frisch angefangen. Ich ziehe den Vorhang vom Kasten weg. Was seht Ihr, meine biedern Zuschauer und Zuschauerinnen?

Ihr seht in Wien den Fürsten Metternich und seine stolze Gemalin, in Berlin den König Friedrich Wilhelm, in Rußland den Kaiser Nikolaus in Glanz und Herrlichkeit. Sie gebieten über eine Million Soldaten. Sie möchten die Schweizer Volksmänner aus Grund der Seele züchtigen, weil sie gewagt haben, die Jesuiten aus dem Lande zu werfen. In Mailand steht der alte, rüstige Feldmarschall Radetzky. Die Italiener möchten eine Revolution beginnen, denn der neue Papst Pius der IX.

hat ihnen die Freiheit, als ein von Gott gebotenes Gut verheißen; aber mit dem scharfen Säbel des Radetzky und seinen glühenden Brummern, den Kanonen, ist schlecht zu spaßen. Die Italiener erklären den österreichischen Zigarren und Banknoten den Krieg, weil sie einen andern Krieg, ohne ein Wunder Gottes, nicht wagen können.

Und jetzt zu einem neuen Bilde. Von Venedig und Mailand weg geht unser Marsch mitten durch die Wolken nach Paris. Dieser Prachtpalast ist die Wohnung des Königs Louis Filip. Sein Thron ist vertheidigt durch seinen eigenen klugen Kopf, den klügsten in ganz Europa, wie grundgescheidte Männer seit Jahren öffentlich verkündet haben. Sein Thron ist vertheidigt durch den unerschütterlichen Muth eines eben so klugen Ministers; vertheidigt durch die Mehrzahl der Abgeordneten in der Kammer, durch alle reichen, angesehenen und mit Orden geschmückten Franzosen, vertheidigt durch 120,000 Nationalgarden, 80,000 Mann Truppen, 1000 Kanonen und 50 bewaffneten Forts. Eine ganz kleine Anzahl Deputirter wünscht ein öffentliches Essen zu halten, und dort über die Tirannei des Ministers Maßregeln zu besprechen. Der Minister Guizot ist entschlossen, das Bankett mit Gewalt unterdrücken zu lassen. Solches läßt er noch am 22. Februar durch den Polizeipräfekten verkünden. Jetzt beginnt ein Sturm von Ereignissen, wie sie nie da gewesen sind. Es ist, als wenn Gott selbst die Zügel des Schicksals ergriffe, um den Hochmuth und die Hartherzigkeit stolzer Könige, wie einst den Stolz Farao's und Nebucadnezars zu bestrafen.

Gebraucht Eure Augen nur rasch. Bild auf Bild wird wie vom Sturmwinde fortgerissen. Zwei Tage, und König Louis Filip's Thron ist verweht wie Staub im Winde. Er wünscht zu Gunsten seines Enkels abzudanken. Das französische Volk verwirft es. Die letzten Worte, welche der Exkönig auf französischem Boden gesprochen, sind folgende einem Begleiter zugerufen: „Schließen Sie sich frei und aufrichtig der Republik an, denn ich nehme die französische Monarchie mit mir fort, und werde mit ihr in's Grab steigen. Ich bin der letzte König von Frankreich gewesen."

In Deutschland geschieht das Wunderbare: daß 51 Männer aus verschiedenen Ländern zusammen treten, um die Lehre des verstorbenen Königs von Preußen: vom beschränkten Unterthanenverstande, für umgestoßen zu erklären. In Baden, Würtemberg, Baiern, werden in einem Nu die drei Zugeständnisse errungen, welche durch kein friedliches Mittel des Volkswillens bisher zu erlangen waren: 1. Freiheit der Presse. 2. Volksbewaffnung. 3. Vertretung des Volkes in einem deutschen Parlament. Am 10. März läßt Fürst Metternich, ohne Unterschrift, die folgenden Aktenstücke in der Wiener Zeitung abdrucken:

„Es ist der Wille Sr. Majestät in diesem ernsten Zeitpunkte kräftigst dafür zu sorgen, daß Oesterreich sich nach Innen stark, nach Außen gesichert und geachtet fühle. Se. Majestät werden aber auch eben so ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung stattfinden, die Sein von Gott gesegnetes Reich in einen Zustand von Zerrüttung ver-

setzen könnten, der es als leichte Beute den Angriffen jedes Feindes überliefern würde. Für diese allein dem Wohle Seiner Unterthanen gewidmeten Zwecke zählt Se. Majestät der Kaiser auf das Vertrauen und die kräftige Mitwirkung der getreuen Stände Seiner Reiche, so wie aller Klassen Seiner Unterthanen, denen die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt, und die sich die Fähigkeit bewahrt haben, inmitten einer vielfach bewegten Zeit die Folgen zu ermessen, zu denen der entgegengesetzte Weg unausbleiblich führen würde."

Leider ist es die Krankheit der Minister, heute das nicht geben zu wollen, was ihnen morgen entrissen wird. Am 13. März war Metternich's Allmacht durch die Bevölkerung Wiens gebrochen. Bajonette, Kanonen und der eiserne Sinn eines Windischgrätz konnten sein und Sedlnitzky's System nicht stützen. Der gewesene Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst Metternich sah sich zur Flucht genöthigt, und blos der Boden zweier Länder gewährte ihm Sicherheit des Lebens — Rußland und England.

Am 19. März hatte das Volk zu Berlin in einem heißen Barrikadenkampf gesiegt. Von allen Seiten wurden die mit Blumen geschmückten Leichen der im Kampfe getödteten Bürger im feierlichen Zuge auf Bahren und in offenen Wägen in das königliche Schloß gebracht. Der Ruf des Volks verlangte, daß den beiden Majestäten der Anblick der blutigen Opfer ihres spröden Willens nicht erspart werde. Und so mußte es geschehen. Am 21. ritt der König, geschmückt mit den deut-

schen Farben, im prachtvollen Zuge durch die Straßen seiner Hauptstadt, und erließ an demselben Tage den folgenden Aufruf: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen, und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

Zu derselben Zeit erhob sich das italienische Volk in Mailand und Venedig. Es siegte; der greise Marschall Radetzky zog sich nach fünftägigem blutigen Kampfe nach Verona zurück. Am 31. März, dem letzten dieses, von den größten Ereignissen erfüllten Monates, hielt bereits ein deutsches Vorparlament in Frankfurt Sitzung.

Sie hören jetzt, meine biedern Zuschauer und Zuschauerinnen, die grollende Stimme des Czars von Rußland. Er ruft sein Volk in Waffen, und als er es beisammen hat, kann er doch nicht wagen, den Krieg zu eröffnen. Es soll nach dem Rathschluß Gottes das Höchste geschehen, und doch kein Weltkrieg ausbrechen. Kehren wir nach Oesterreich und Wien zurück. Daselbst stürzt das Ministerium Fiquelmont durch den Schall von Katzenmusiken. Am 15. Mai unternimmt die akademische Legion eine Sturmpetition nach der Burg. Darüber die Entführung des Kaisers in die Berge Tirols. Am 26. Mai wird die Aufhebung der akademischen Legion versucht. Das Volk erhebt Widerstand. Wien erscheint als ein Wald von Barrikaden. Die freisinnige Bevölkerung beginnt ihren Kampf mit der Kamarilla. Inzwischen geschieht auswärts eben so

Außerordentliches. König Karl Albert erklärt an Oesterreich für die Unabhängigkeit Italiens den Krieg. Krakau erleidet ein Bombardement. In Frankfurt wird die Nationalversammlung eröffnet. Sie erwählt einen Reichsverweser, und der Erzherzog Johann ist zu dieser hohen Ehre berufen, nicht weil er ein Fürst, sondern obgleich er ein Fürst ist. Die Majestäten von Preußen und Würtemberg sind übergangen worden. Die Pfingsttage röthen die Straßen Prag's mit Blut. In Ungarn thürmen sich schwere Gewitterwolken. Der Haß der Nationalitäten droht einen gräßlichern Kampf als der früher gefürchtete in Böhmen.

Auch die erste österreichische Reichsversammlung findet sich zusammen. Das Ministerium Pillersdorff ist nicht glücklicher als das von Fiquelmont. Es wird versengt von der Flamme des allgemeinen Hasses. Oesterreich sieht das erste Ministerium, hervorgegangen aus Männern, die nicht Altadelige oder Beamten sind. Der Stellvertreter des Kaisers Erzherzog Johann kann die ungarischen Minister Batthiany und Kossuth mit dem Banus von Kroatien Jellachich nicht versöhnen. Dem Reichsverweser soll am 6. August von allen deutschen Regierungen feierlich gehuldigt werden. Die beiden größten deutschen Staaten, Oesterreich und Preußen, suchen Ausflüchte. Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV. hat den Aufruf vom 21. März schon wieder vergessen. In Frankreich kömmt es zu einer viertägigen, beispiellos mörderischen Schlacht zwischen den Besitzern und Nichtbesitzern. Die Gesellschaft behält durch das Wunder der Aufopferung der Mobilgarde den Sieg. In

England droht ein furchtbarer Aufstand der wie Sclaven behandelten katholischen Iren. Es ist möglich, denselben mit leichter Mühe zu unterdrücken. In den Donaufürstenthümern Moldau und Wallachei erkämpft sich das Volk gleichfalls die Konstitution, Rußland muß das Geschehene mit verbissenem Grimm — gutheißen. Welche Macht hält den bewaffneten Arm des Czars zurück? In Italien geschieht, was Niemand vorherzusagen gewagt. Der Bourbon Ferdinand in Neapel metzelt seine Nationalgarde durch Schweizer und Lazzaroni. Den Papst erfaßt Schauder vor der italienischen Freiheit, welche sein Mund zuerst vor aller Welt ausgerufen. Der pralerische König Karl Albert wird von dem Feldmarschall Radetzky in einer förmlichen Hetzjagd aus der Lombardei hinausgeworfen. Mailand öffnet den österreichischen Soldaten seine Thore. Am 12. August kehrt Kaiser Ferdinand in den Schooß der revolutionären Bevölkerung Wiens zurück.

Hier will der Hausfreund seine Druckbilderausstellung schließen. Er sieht, daß seine Zuhörer überall dem Gehörten tief ernsthaft geworden, und will ihnen jetzt Geschichten erzählen, die auch auf das Jahr 1848 Bezug haben; sich aber heiter und ergötzlich anhören lassen. Ein nicht geringer Vorzug in einer so bewegten schweren Zeit.

Die Kunst, den Staat besser zu regieren, als Metternich es gekonnt hat.

Ja, wer die verstünde! denkt Ihr. Da wäre es ja möglich, daß man Einem frisch weg vom Pfluge zur Rettung des Vaterlandes auf die Ministerbank holte, wie die alten Römer zu demselben Zweck den weisen Pincinnatus. Eine erhabene Kunst jedenfalls, freilich der österreichische Hausfreund versteht sie auch nicht ganz; aber etwas hat er doch davon in Erfahrung gebracht, und zwar ist ihm durch folgende Geschichte ein nicht kleines Licht aufgegangen. Der Fabrikant Baumstark — wer hat von dem steinreichen Mann in Mähren und Schlesien nicht vernommen? — war auf die Zustände in Wien sehr schlecht zu sprechen. Warum das? Unter Metternich war er in den Adelstand erhoben worden, das rothe Band der großen goldenen Civil-Ehren-Medaille kam ihm in's Knopfloch. Grund genug für ihm, bei jeder Veranlassung auszurufen: „Heil Oesterreich, daß es seinen Metternich hat! Wer wird nach ihm stark genug sein, die Geschicke Europa's zu lenken!" Was war nun Herrn Baumstarks Entsetzen, als die akademische Legion das schlechte Preßgesetz verwarf, gegen die geschenkte Verfassung protestirte, vornehme Minister, Kommandanten der Nationalgarde absetzen und einsetzen half! —

Der reiche Fabrikant ging im Hause wie ein brüllender Löwe umher. Da erinnerte er sich, selbst ein theures Söhnlein in der Aula zu haben. Flugs beschied ein

eiliges Schreiben aus Brünn Otto Baumſtark nach Hauſe. Der muntere Jüngling ſtellte ſich im Kalabreſer mit wallender Feder, das breite, deutſche Band von der Schulter herniederfließend, vor das rothe Antlitz des Erzeugers. „O Herr Jerum! O Herr Jerum!“ tobte Herr Baumſtark, faßte Otto derb an den Achſeln, ſchüttelte ihn und ſchrie: „Studentlein! Studentlein! Ihr, die Ihr lernen ſollt, Ihr wollt uns lehren? Ihr maßt Euch an, das große Oeſterreich zu regieren.“ „Regieren?“ erwiederte der Jüngling. „Es fällt uns nicht ein. Und wär's auch aus ein paar Anläſſen ſo geweſen, haben wir's denn ſo ſchlecht gemacht?“ —Der Fabrikant glotzte, als wäre ihm ein Kirchthurm auf den Kopf gefallen. „Ihr Gelbſchnäbel! Ihr Buben! Ihr Naſeweiſe!“ tobte der Grimmige von Neuem, — „Ihr habt Entwürfe zu Preßgeſetzen, zu Konſtitutionen u. dgl. vorgelegt, von wannen ſchöpft Ihr dieſe Kenntniß? Mir könnte kein Sterbenswort zu einer Regierungsoperation einfallen.“ — Da lächelte der Jüngling und ſprach: „Die Akademiker ſchauen zu ſolchen Dingen in die rechten Bücher, dann horchen ſie brav auf die Stimmen im Innern, die ſich als Recht und Geſetz von ſelbſt anmelden — und was da geſprochen wird, das rufen und ſchreiben ſie herzhaft nach. So kommen wir Buben dazu zu regieren, und beſſer zu regieren als Metternich es je gekonnt hat.“

Die Geſchichte iſt aus. Was meint Ihr, ob Otto den Nagel auf den Kopf getroffen? Gewiß iſt, daß der alte Baumſtark von der Stunde an auf die akademiſche

Legion beſſer zu ſprechen war, wozu der öſterreichiſche Hausfreund ihm nur Beifall zurufen kann.

Der ſinnige Lohgärber von Weilheim.

Grüner Donnerſtag, das war ein Tag für den Lohgärber Siebert in Weilheim. Den Kirchenbeſuch abgerechnet, den ihm ſeine Chriſtenpflicht vorſchrieb, ſtand ſein Sinn noch mehr auf der Augenweide des Paſſionsſpiels, wobei die ganze Leidensgeſchichte des göttlichen Meiſters in einer Reihe von Bildern veranſchaulicht wurde. Dießmal war es das dritte Jahr, daß der wackere Lohgärber dieſes Genuſſes für ſein Gemüth theilhaftig werden ſollte. Es ſaß auch Niemand mit heiligerem Ernſt vor den Bildern als er, und guckte wie eines auf das andere folgte. Die Augen ſchienen wie an die Figuren genagelt. Da kam das wehmüthige Gebet am Oelberge, dann der Kampf des zornigen Petrus mit Malchus; dann ſchleppten die Häſcher, mit Spießen und Stangen bewaffnet, den göttlichen Lehrer zur Anklage und zum Tode fort. Dieß wahrnehmend, und daß das ganze Paſſionsſpiel ganz genau bis auf ein Jota ſtattfinde, wie in den frühern Jahren, kratzte ſich der Lohgärber hinter den Ohren und rief zwiſchen Verdruß und Rührung: „Aber mein Gott! mein Gott! wer ſollte nicht unſern Herrgott für einen grundgeſcheidten Mann halten! Aber da ſehe ich nichts Geſcheidtes, alle Jahre geht er halt wieder in den Garten Gethſemane, und läßt ſich alle Jahre wieder fangen!“ Sprach's und begab ſich im höchſten Mißmuth hinweg.

Der österreichische Hausfreund weiß gar Viele, die dem sinnigen Lohgärber auf ein Haar gleichen. Ein deutscher König, der sich immer wieder von Neuem mit seinen verführerischen Worten fangen läßt, wird von dem ganzen deutschen Volke für einen grundgescheidten Mann gehalten, was er vermöge seiner natürlichen Gaben allerdings sein sollte und sein könnte.

Er ist entlarvt.

„Wir wissen Alles, und wir müssen Alles wissen," war das stolze Stichwort der Herren Polizeibeamten. Kraft dessen hielten sie sich vom Himmel geweiht und ausersehen, ihre Nasen in Alles zu stecken. Wer, er sei noch so klein, wer weiß nicht ein Stückchen von leidiger Polizeiplackerei und Polizeischnüffelei zu erzählen. Manchmal ging es aber doch dem Einen oder dem Andern von diesen Wohldienern jeder Willkürherrschaft mit ihrem Allwissenheitsfieber, herzlich übel. Niemanden mehr als den Polizeioberkommissär Semmelmayer. Ein Schalk, dem seine Hitze wohl bekannt war, schrieb ihm folgenden Brief: „Der heute von der Polizei autorisirte Menagerie-Inhaber zeigt unter Andern auch einen großen Bären, der aber nichts weniger als ein Bär, sondern ein in die Bärenhaut blos eingenähter, dämagogischer Flüchtling ist, welcher übermorgen über alle Berge sein wird." Das fährt dem Semmelmayer wie ein feuriger Strahl durch das amtseifrige Herz. Warum weiß jener davon, und er hat noch keine bloße Ahnung. Majestätisch wie das allsehende Auge

Gottes, ſteigt Semmelmayer in die Bude, und begehrt ein Zuſammenſein unter vier Augen mit dem angeblichen Bären. Bruder Petz macht große Augen über ſeinen vornehmen Beſuch; der Kommiſſär noch größere. Endlich ſpricht er: „Laſſ' Er die Poſſen ſein, mein Freund! Er iſt entlarvt! Komm Er mit mir. Es ſind ſchon Leut' draußen, ihn in Empfang zu nehmen. Damit greift er dem Bären kecklich an die Schnautze, und will den falſchen Geſichtsdeckel kurzweg abheben. Doch Bruder Petz verſteht keinen Spaß, und ſeine Tatze faßt den Demagogenriecher kräftig am Schopf. Zum Glück, daß eine dicklockige Perrücke darauf ſaß, und der Inhaber auf das Schreien und Brummen eiligſt herbeiſprang.

Seit jener Zeit ſoll Kommiſſär Semmelmayer ſeltener das ſtolze Wort im Munde geführt haben: Wir wiſſen Alles. Der öſterreichiſche Hausfreund kennt in Laibach noch einen alten Mann, der herzlich gern bereit, die Wahrheit der ganzen Geſchichte zu beſtätigen.

Das Paket.

Piff, paff, puff! Piff, paff, puff! — Es war ein furchtbares Schießen draußen vor dem Thore. Die Flüchtigen drängten ſich in vollen Haufen durch die Stadt, zum entgegengeſetzten Thore hinaus. Sterbende und Verwundete fielen auf dem Steinpflaſter nieder. Ganz zuletzt auch Einer auf der Schwelle des ſtolzeſten Palaſtes der Stadt. Die Eigenthümerin, eine gräfliche Witwe, ſteht am Fenſter und eilt mit ihren Dienerinnen, und zweien blühenden Töchtern hinaus, dem

Verwundeten hülfreich beizustehen. „Nix, nix!“ schrie der Soldat, als er die Absicht der Damen merkte. „Ihr seid vermaledeiet,“ und sein pechschwarzes Auge glühte vor Wuth. Das Blut rann ihm in einem breiten Strome über die linke Wange. In der rechten Hand hielt er ein Paket in Linnen eingeschlagen, die Linke vermochte das von Pulver geschwärzte Gewehr nicht mehr zu erhalten; sie mußte es widerstrebend fallen lassen. Die Damen achteten nicht auf den Haß des Halbohnmächtigen, sondern sie ließen ihn ohne weiteres in das Haus schaffen, auf ein Bett legen, die Kopfwunde säubern und verbinden. Das Paket behielt der Soldat während der ganzen Operation fest in der Hand, von dem wollte er sich auch nicht auf einen Augenblick trennen. Erst als das Wundfieber ihn vollends übermannte, entglitt es der ohnmächtigen Faust; die beiden Comtessen hoben es auf, und legten es zu den übrigen Habseligkeiten ihres bedaurungswürdigen Gastes. Zuletzt, da der schwarze Soldat fest schlief, bemächtigte sich verzeihliche Neugierde der Damen, was wohl für ein Schatz in dem schmutzigen Paket verwahrt sein möge, daß er ihn von Niemand wollte berühren lassen. Sie gehen mit größter Heimlichkeit an das Werk, und trotz eines ihnen entgegenschlagenden üblen Geruches das Linnen öffnend, sehen sie — Was? Eine kleine, weiße Frauenhand, die Finger mit kostbaren Ringen besetzt.

Der österreichische Hausfreund verschweigt, in welchem Lande diese Unthat verübt worden. Hinzufügen aber muß er, daß von nun an noch blos die Dienerinnen den Soldaten pflegten; und auch diese thaten

es nicht ohne einem innern Grauen. Ob der ſchwarzgelbe Mann beim Erwachen aus ſeinem Todesſchlummer nach dem Paket gefragt hat, und mit welcher Stirne?

Der Deputirte über die Gewerbefreiheit.

Der Eſchenmüller, ſeines Zeichens und Gewerbes ein Fleiſchhauer, war ein ehrlicher Mann, konnte über Gewerbefreiheit beſſer reden, als ein Studierter, und eignete ſich alſo vortrefflich zum Deputirten. Alle Stimmzettel des Wahlbezirkes nannten ſeinen Namen. Als er mehrere Wochen in der Reichsverſammlung geſeſſen, ſprach er: „Was die können, das kann ich auch! — Ich bin ein erfahrener Gewerbsmann, und mit dem Volk mein ich's ehrlich. Alſo friſch als Redner aufgetreten, zu meiner, des Vaterlandes und meiner Herrn Wähler Ruhm und Ehre!“ — Wenn ſich das Reden auf der Tribune nur ſo leicht machte, wie im Wirthshauſe im heitern Kreiſe der Freunde, hinterm Bierkruge. — Der Eſchenmüller ſteigt unerſchrocken zur Tribune hinan; die Stufen ſeufzen unter ſeinen gewichtigen Tritten; er blickt pfiffig zur Linken, wo ſeine Freunde ſitzen, und drohend zur Rechten. Die Schwarzgelben ſind Eſchenmüller ein Dorn im Auge. Er ſprach: „Meine Herren! Wie lange ſoll das noch länger ſo gehen? Ich ſage Ihnen, es geht nicht länger ſo. Meine Kommitenten (wie war der Eſchenmüller zu dieſem Worte

gekommen), meine Kommitenten ſteigen mir zu Dach, zu Hunderten, zu Tauſenden. Sie ſagen: Eſchenmüller, was machſt Du? wozu haben wir Dich hergeſchickt, Eſchenmüller? wofür geben wir Dir 300 fl. monatlich, Eſchenmüller? Eſchenmüller ſchläfſt Du?" Darüber platzt ſchallendes Gelächter aus. Das ſetzte Eſchenmüller in die äußerſte Verwunderung. Denn, was hat Er, der's mit dem Volke ſo ehrlich meint, Unpaſſendes ſagen können? Er zeigt den kichernden Zeitungs- und Schnellſchreibern die nervigen Fäuſte, und donnert in den Saal. „O ho, Sie lachen? dann will ich Ihnen was vorerzählen! Ich bin ein Mann von Grundſtücken geweſen, und jetzt iſt Alles zum Teufel gegangen. Wiſſen Sie, was daran Schuld iſt? Nichts, als die verfluchte Gewerbefreiheit! In dieſem Tone geht es weiter. Da das Gelächter immer allgemeiner wird, was bleibt dem Eſchenmüller zu thun übrig. Beſchämt ſchleicht er herunter von der Rednerbühne, leiſen Schrittes geht er auf ſeinen Platz. Jetzt überläßt er's jedem Andern gern über Gewerbefreiheit zu reden. Selbſt die Luſt iſt ihm verleidet, ein nächſtes Mal Deputirter zu werden.

Der Kaiſerſchnitt.

Den Spleen konnte der Fürſt Schreckenſtein nicht haben. Der Spleen kommt vom dicken Blut, und man empfindet da ein beſonderes Verlangen ſich zu hängen. Der Fürſt dachte aber in keiner Minute an's Sterben, obgleich er ein tapferer Soldat war, und der Leibarzt, den er bezahlte, der kam ihm nicht über die Schwelle,

zu Tafeln und Gesellschaften ausgenommen. Der Spleen war es also nicht, was den Fürsten quälte. Aber das sahen alle seine Leute, ein böser Geist herrsche in ihm, der alle seine guten Eigenschaften verhindere, sich zu äußern und wohlthätig zu werden. Trug ihm der Kammerdiener einen Subskriptionsbogen zur Gründung einer Kleinkinderbewahranstalt hinein, wie tobte der Fürst, als sei seine Kasse blank gleich der des Don Raynudobe Colibrados, der von seinen Bedienten lehnte. Gab richtig keinen rothen Heller, und schickte den Kammerdiener zu allen tausend Teufeln in die Hölle. Abends im Kavaliers-casino, verlor er im Piket **10000** fl. Seine Miene war dabei so heiter, als hätte er das viele Geld selbst gewonnen. Aber so war es an einen steinreichen Mann verloren. Dem kommandirenden General, seinen Vetter, brachte die Bürgerwehr eine Katzenmusik. Der General nahm sie geduldig hin, denn sein Gewissen sagte ihm, er habe durch ein albernes Verbot selbst dazu aufgereizt. Nicht so sein Vetter, der Fürst Alfred. „Drein pfeffern, drein pfeffern in die Kerle!“ schrie er. „Kartätschen, Zündbomben über eine rebellische Stadt, deren Nationalgarde aus Aufrührern besteht.“ Da der Zug zur Todtenfeier der im März Gefallenen, die hohe Reichsversammlung in der Mitte, sich vor seinen Fenstern vorbeibewegte, wurde er ganz kirschbraun im Gesichte, und knirschte zwischen den Zähnen: „Canaille!“ Seinem Windspiel rieb er dabei väterlich die Schnauze.

Eines Tages fühlte sich der Fürst besonders unbehaglich; er ließ den Leibarzt eilends mit allen seinen Instrumenten zu sich entbieten. Der Fürst stand am

Fenſter, das eine weite Ausſicht auf die Stadtpaziergänge eröffnete. „Dieſe Schaaren Kinder," ſchrie er giftig, „ſpielen Nationalgarden, und ſingen: was iſt des Deutſchen Vaterland. Was haben ſolche Schlingel ſich um ein Vaterland zu bekümmern!" — Der Arzt machte verdutzte Augen. „Haſt Du Deine Inſtrumente bei Dir," frug der Fürſt. Der Arzt antwortete durch eine ehrerbietige Verbeugung. „Warum iſt die Sonne heute ſchwarz und nicht golden," ſprach der Fürſt mit grimmigem Tone weiter. „Die Sonne?" verſetzte hochverwundert der Arzt. „Ja, die Sonne, der Himmel, die Erde, der Strom, die Bäume, der Raſen! — Alles grau und ſchwarz, wie mit Dinte übergoſſen. Ich kann in dieſes entſetzliche Dunkel ohne Grauen nicht mehr hineinblicken. So hat die Schöpfung in meinen Kinderjahren nicht ausgeſehen. Drum friſch Doktor, hier" — er deutete auf die linke Seite ſeiner entblößten Bruſt, — „hier mir den Kaiſerſchnitt aplicirt, und im Herzen nachgeſehen. Es muß ſich Etwas vorfinden, was meine Natur ganz aus dem Geleiſe wirft." — Der Arzt, obgleich an ſeltſame Aeußerungen der Durchlaucht gewöhnt, erlaubte ſich Vorſtellungen über die Gefährlichkeit einer ſolchen Operation. „Dem Zauberer, der mich ärgert, eine Kugel durch den Kopf, dem raſchen Künſtler 10000 Stück Dukaten Belohnung," ſchrie der Fürſt, und ſpannte den Hahn einer Piſtole. Der Arzt, auf dieſe Weiſe gedrängt, griff zum Meſſer, und da er ein Meiſter ſeiner Kunſt war, in der er nur durch den Engel allenfalls überboten worden ſein mochte, welcher Mahomeds Bruſt im Schlafe öffnete, ſo ging der Kaiſerſchnitt glücklich von ſtatten.

Aus den nothwendigen Schmerzen machte sich der Fürst, wie alle tapfern Soldaten, nicht das Geringste. Zu seinem Erstaunen fand sich das Herz von einer dicken, steinharten Kruste umgeben. Es vermochte also naturgemäß weder Wärme zu äußern, noch wie bei Andern nach Art eines freien Uhrwerks zu schlagen. Der Arzt entfernte den kalten drückenden Panzer, schloß darauf vorsichtig die Wunde, und legte einen besonders künstlichen Verband an. Daß der Fürst vollkommen genas, konnte bei einem solchen Wunderdoktor nicht anstehen; daß er aber, von der Stunde an, ein anderer Mann geworden, das kann der Hausfreund mit seinem Ehrenwort versichern. Die schwarzgelbe Fahne auf dem Balkon blieb zwar wie vor, aber eine roth-schwarz-goldene, von reichster Pracht, mit dem goldenen Reichsadler darauf, wurde ihr zur Seite aufgerichtet. Das machte den Anfang von unzähligen, ähnlichen Handlungen. Den stärksten Beweis von der Neugeburt des Fürsten gab aber folgender Vorfall. Der Fürst fährt auf der Gloggnitzer Eisenbahn in der 2. Klasse. Ein Student nähert sich ihm, und sagt: „Fürst! Die Adelsprivilegien müssen fort." Schreckenstein antwortet: „Natürlich! Jedes Standesprivilegium ist Beeinträchtigung, jedes Privilegium auf Ehre ist sogar Beschimpfung!" Alle staunten, denn der Student, ein kecker Zahn, hatte den Fürsten blos versuchen wollen.

Der Hausfreund meint, daß der Kaiserschnitt auch bei Andern dieselbe segensreiche Veränderung herbeiführen würde. Man soll es nur probiren wenn der rechte Doktor dafür zu finden ist.

Es gibt keine gute Constitution.

Im Februar 1822 sprach der hochbetraute Leibarzt und Staatsrath Baron Stifft am Krankenbette des Kaisers Franz: „Dieser obwohl quälende Husten macht mir gar nicht bange, da ich Euer Majestät so lange kenne. Es geht doch nichts über eine gute Constitution.“ „Was reden Sie da?“ fiel ihm rasch der Kaiser in das Wort. „Wir sind alte, gute Bekannte, aber, Stifft, dies Wort lassen Sie mich nicht mehr hören! Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottesnamen, eine gute Complexion, aber es gibt gar keine gute Constitution. Ich habe keine Constitution und werde nie eine haben.“

Der alte Major.

Das war ein Ehrenmann vom Wirbel bis zur Sohle. Er lebte mit Weib und Kind und Enkeln zurückgezogen in —. Die Stadt nenn' ich nicht; blickt nur um Euch; es wird an Exemplaren auch nicht fehlen, die meinem braven Major gleichen. Pensionirte Offiziere haben allerwärts ihre letzte Hütte aufgeschlagen. Früher gab sich der Major mit dem Zeitungslesen wenig ab. Dazu ließ ihm die Liebhaberei im Garten, das Spielen und Tändeln mit den Enkeln, und Abends das tagtägliche Tarokspiel mit Amtmann und Arzt wenig Zeit. Nach der Revolution aber war es anders. Die Zeitung kam dem Major nicht aus der Hand. Bald that es die eine nicht mehr; es mußten mehre herbei-

geſchafft werden. Für die Revolution glühte der Major mit Leib und Seele. „Das iſt der Zahltag für Leipzig, für Hanau, für Bar-ſur-Aube, für Paris!“ rief er. „Was iſt da für heiliges Blut vergoſſen worden, zur — Knechtſchaft der Völker. Die Befreiung datirt nicht von Anno 1815, ſie datirt von 1848.“ — Auf einmal begann der Major auf die Revolution und die Freiheit auf das heftigſte zu ſchmähen. Was war wohl die Urſache? Er konnte keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne daß die bitterſten Klagen über den feindſeligen Geiſt des Militärs d'rinn vorkamen. Sein Zorn loderte furchtbar auf. Er hielt alle Beſchuldigung gegen einen Ehrenſtand, dem Er angehört, für baare Verläumdung. Als er aber immer eifriger nachlas, und in Verbindung brachte, wie hier das Militär, und dort, und in jener Stadt, in jener Feſtung überall mit größter Bereitwilligkeit ſich hergab, Bürgerblut zu vergießen, da ſiegte das Gefühl für Recht und Menſchheit in ſeiner kernigen Bruſt. Er ſprach: „Die Soldaten, wie ſie bis jetzt waren, müſſen durch ſtarke Geſetze gehindert werden, ihre Waffen gegen die eigenen Landeskinder zu gebrauchen. Die Nationalgarde hat zu entſcheiden, wenn eine Unruhe im Volk Aufruhr bringt. Jetzt begreif' ich's, wie man öffentlich von ſtummen Mordmaſchinen ſprechen konnte. Kein denkender Soldat darf ſich durch dieſe allgemeine Bezeichnung in ſeiner Standesehre beleidigt fühlen.“

Auch über die verſchiedenen Beurtheilungen des italieniſchen Feldzugs dachte der Major zuletzt abgekühlter als ehemals. Er ſprach: „Ich rufe vorwärts,

tapferer Feldmarschall! vorwärts, immer vorwärts, so lange die Waffenehre Oesterreichs nicht glorreich glänzt, wie die Sonne Mittags am wolkenlosen Firmament. Und ich schreie: halt, halt, wilder Husar! wenn dein Säbel dem italienischen Volke über dem Nacken blitzt. — Vergiß nicht Alter! Die Völker haben seit dem Jahre 1848 mit einander keine Feindschaft."

Es freut den Hausfreund überaus, diese Züge von dem alten Major erzählen und verbürgen zu können.

Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur französischen Revolutionszeit — man meint oft, es sei schon ein paar hundert Jahre her, so sieht's schon wieder aus, da und dort in der Welt — also vor einigen fünfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe sogenannte Jakobinermütze darauf gesteckt. Sie tanzten nun um den Baum, und waren gar lustig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte, jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müsse Alles frei und glücklich sein. Ein alter Mann, der herzu kam, und um seine Meinung gefragt wurde, sagte kopfschüttelnd: „ich fürcht', ich fürcht', der Baum hat keine Wurzel und die Mütze hat keinen Kopf."

Und so kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Platze, wo der Freiheitsbaum gestanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre Vielen bequem, wenn man so über Nacht, wie man die Hand umkehrt, frei werden könnte. Das geht aber nicht. Man muß die Seele von Innen ausputzen und ausfegen von alten Ansichten, die keinen Grund haben, und von allen übrigen Knechtssinn. Wenn so der Boden gut umgegraben und gesäubert ist, kann die Saat der Freiheit erst recht fröhlich gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblasen werden.

Nur derjenige Mensch ist frei, der sich seiner Würde als Mensch genau bewußt ist, der es fühlt, daß er in sich einen Adel trägt, der der höchste ist, und der daher stets darauf achtet, sich in seiner Würde zu erhalten, vor sich und Andern sich nichts zu vergeben. Nur der Mensch ist frei, der sich seine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet, Niemanden etwas nachspricht, was er nicht versteht und selber einsieht, der die Gesetze kennt, die Gott in seine Brust geschrieben hat, und ohne Menschenfurcht ihnen gerecht zu werden strebt. Nur der Bürger ist frei, der seine Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft und im Staate genau erkennt, der seine Rechte und Pflichten genau weiß, unablässig wirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgesellschaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu stützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; dazu muß man sich stark, selbstständig und unabhängig machen. Und wenn ein freier edler Geist in den Herzen Aller lebt, dann ist das wahre Gesetz auch unabweislich da, und kann nicht so, mir nichts dir nichts, über den Haufen gestoßen werden.

Vor Allem aber muß man darauf bedacht ſein, in dem Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht, die Liebe und Menſchenfreundlichkeit ſtets vor Augen zu halten, in deren Namen man den Feinden entgegentritt. Die Liebe zu den Menſchen, die Achtung vor Jedem, weil er ein gottbegabtes freies Weſen iſt, dieſe müſſen Führer ſein. Wer die Menſchen haßt oder verachtet, kann nie was für ſie zu Stande bringen. Die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und Geradheit darf nie und nimmer Schleichwegen und Verderbniſſen Platz machen. Denn bekäme man auf dieſem Wege auch die Freiheit (was aber nicht der Fall iſt), ſo erginge es einem leicht wie jenem Matroſen, der, als er nach langer Fahrt ans Land gekommen war, all ſein Geld verſpielte. Zuletzt ließ er ſich noch die ſchönen langen Haare, die ihm auf der See gewachſen waren, glatt abſchneiden, und ſpielte darum, und gewann — einen Kamm.

Die vorſtehende kleine Geſchichte mit der klaren ſinnigen Erklärung iſt nicht im Kopf des Hausfreundes gewachſen. Die hat einen größeren zum Erfinder; einen der beſten, liebenswürdigſten aller Menſchen, Berthold Auerbach iſt ſein Name. Und weil der Hausfreund über die Freiheit des innern Menſchen hat reden wollen, dieſes aber unmöglich in ſo einfach überzeugenden Worten hätte zu Stande bringen können, ſo hat er es vorgezogen, beſſere Waare zu lehnen, als mit ſelbſtgemachter nicht das gleiche Vergnügen zu machen, und den gleichen Nutzen zu ſtiften.

Der Opferſtock.

Bim, bim! bim, bim! läutete es vom hohen Waldkloſter in das Dorf hinunter. Der Seitelmeier Seppi konnte es nicht erwarten, in ſein Haus zu kommen, das er zur Frühjahrszeit mit einem ſchweren Pack Tiroler Hauſirerwaare verlaſſen. Frau und Kinder ſchreien vor Freuden auf, daß die hölzernen Wände erzitterten. Die Schmätze auf den Wangen der Familie waren noch nicht vertrocknet, als zwei Gäſte eilfertig ſich einſtellten. Der Abend lieferte gerade noch ſo viel Licht, daß im Stüble ein Ding zu erkennen war. Blitzſchnell reißen Frau und Kinder ſich los, küſſen den zwei geiſtlichen Herren demüthig und brünſtig die Hände. Auch der Seitelmeier Seppi erkennt einen Kapuziner und einen Jeſuiten vor ſich zu haben, macht ſeine ſchuldige Reverenz, und küßt die Hände auch. Die Pfaffen reden nichts. Der Eine holt unter ſeiner Kutte ein Kohlengefäß hervor, thut Weihrauch hinein und beginnt den Angekommenen von allen Seiten aus Kräften einzuräuchern. Der Jeſuit, eine lange, hagere, fleiſchloſe Knochenfigur, mit hochgetragener langer Kupfernaſe und klotzigen Augen, lieſt dabei mit lauteſter Stimme eine Litanei. Weib und Kinder ſtehen andächtig wie hölzerne Kirchenpfeiler. Dem Seppi aber wird angſt und bang. „Bei den fünf heiligen Wunden Chriſti!“ ruft er zitternd, „hochwürdige Herren, ich bin doch nicht vom Teufel beſeſſen?“ „Du kommſt aus Rußland heim über Wien?“ fragte ſtreng der Pater Jeſuit. „Das iſt mein Weg,“ erwiedert der Seitelmeier. „Du haſt dort Stu-

denten geſehen?“ examinirt der Pater weiter. „Natürlich. Es ſind ihrer Einige auch mit mir an einem Tiſche beim Biere geſeſſen.“ „Unglückſeliger! Dir wäre beſſer, Du wäreſt nie geboren!“ ſchreien die beiden Schwarzkutten aus einem Munde, und räuchern und brüllen die Litanei aus allen ihren Kräften. Erſt bis ſie ganz erſchöpft ſind, halten ſie inne. Der Tiroler iſt mehr todt als lebendig. „Wie ſtehts mit deinem Katechismus?“ fragt der Jeſuit, ſich den Schweiß von der Stirne trocknend. „Alle Menſchen ſind gleich“ — ſpricht raſch der Seitelmeier. „Alle gleich unwürdig und erbärmlich. Alle nach dem Bilde Gottes geſchaffen. Alle gleich ſehr von ihrer Beſtimmung abgehalten. Alle durch den Opfertod Gottes erlöst. Das Leben hienieden iſt ein Schein, ein bloßer Traum, eine Lüge. Drum ſelig die Armen, ſelig die Kindlein, denn ihrer iſt das Himmelreich. Eher wird ein Kamehl durch ein Nadelöhr gehen, als der Reiche in den Himmel. Wer mit ſeinem Herzen an die Freuden dieſer Erde gebannt iſt, der kann die himmliſchen Freuden nicht koſten. Wer daher auf den Himmel Anſpruch machen will, der werfe die irdiſchen Güter, Reichthum, Wiſſenſchaft, Fleiſchesluſt, Ehre, von ſich; er faſte und kaſteie ſich. Er werde einfältig wie die Kindlein.“ „Brav. Das haſt Du gut behalten,“ ſpricht der Jeſuit. „Und wie ſtehts mit dem Andern?“ Darauf der Seitelmeier. „Vortrefflich. Dieſe drei Sachen hab ich aus Rußland heimgebracht. Ein Stück vom wahren heiligen Kreuz in einem ſeidenen geweihten Beutel, das ich um ſchweres Geld an mich gebracht hab'. Eine Peitſche, die man Kautſchuh nennt, mit der ich in Moskau unſchul-

dig karbatſcht worden bin, ohne daß ich dafür Genugthuung habe erlangen können. Und drittens, dieſe Katze mit Silber als Erlös für meine Waare, nebſt noch Etwas, was ich in der Brieftaſch bei mir trag'." — Zugleich kniet er nieder, und überreicht das Stück vom wahren heiligen Kreuze in dem geweihten Beutel als Opferſtock für das Waldkloſter, wie er's im Frühling angelobt hat. Der Jeſuit nimmt die Gabe, und reicht ſie der Frau mit den Worten: „Behaltet Ihr das Heiligthum. Es wird Eurem Hauſe mehr Glück und Segen bringen." Darauf nimmt er die Katze mit Silber, ſteckt ſie in den Schubſack, und ſpricht: „Das Waldkloſter wird ſich ſeinen Opferſtock nach der Weisheit des hochehrwürdigen Priors zurichten laſſen." Der Seitelmeier, der in Moskau unſchuldig karbatſcht worden, macht große Augen, und verſetzt mit gepreßtem Herzen: „Aber, hochwürdige Herren, was ſoll denn mir armen Mann von meiner ruſſiſchen Reiſe als Gewinn bleiben?" Der Jeſuit verliert nicht den Kopf, ergreift raſch den Kantſchuh, reicht ihn dem Verblüfften hin, und ſpricht: „Das ſei dein Opferſtock. Denk an den letzten Satz im Katechismus: Seid einfältig wie die Kindlein!"

Und bei dieſer Theilung iſt's geblieben, denn nach dem Taufſchein fehlt dem Seitelmeier und ſeiner Frau noch Einiges zum 40. Geburtstag.

Was ewig kein Ungarn wird.

„So geht's, ſo muß es gehen!“ murmelte der gelehrte Profeſſor Kolontay, ein ungariſcher Patriot vom reinſten Waſſer. Ihm ging die Gefahr zu Herzen, welche dem Magyarenthum von den Croaten, den Raizen, den Serben und Slovaken aller Art im Lande, wie auf den Grenzen drohte. Eines Tages befand er ſich auf dem Wege zu dem Heere bei der Römerſchanze. Ein zweiter Wagen, in Form eines Küchenwagens, mit allerlei Maſchinen, Kolbengläſern, Eſſenzen, Pulvern, Salzen, folgte dem ſeinigen nach. Der auffitzende Huſar nannte den ſchwarzen Kaſten gegen gute Bekannte: ſeines Herren Hexenküche. An der Römerſchanze ging es eben hitzig her. Es gab nicht blos blutige Köpfe, ſondern, wer das Unglück hatte, gefangen zu werden, der wurde in der Regel wie eine Carbonade in Stücke zerſchnitten. Der gelehrte Profeſſor verfügt ſich zum ungariſchen Kommandanten und ſpricht: „Bruder! Schicke mir vier Leichen vom Schlachtfeld in mein Zelt. Einen Raizen, einen Wallachen, einen Serben und einen Slovaken.“ „Wozu, Bruder?“ erwiedert Jener. „Ich hoffe doch, du biſt zu ſehr edler Ungar, um an Todten etwas Unrechtes auszuüben?“ Kolontay ſchnitt ein Geſicht wie ein alter Zauberer, und ſprach geheimnißvoll: „So nur geht's, ſo muß es gehen.“ — Weiters keine Silbe. Der Kommandant, den wunderlichen Alten kennend, ſchickt ihm richtig mitten in der Nacht die vier Leichen. Kolontay heißt den Hei-

bucken und Husaren, seinen Dienern, sich hinauszubegeben, und vor einer Stunde Niemand, wer es auch sei, zuzulassen; Alles, bei Verlust ihres guten Dienstes. Die Diener hören vor dem Zelt in Kurzem schwere Stöße im großen, eisernen Mörser. „Jesus Christus!" ruft der Eine zusammenfahrend; „Meister Kolontay verstampft die Todten." Voll schauriger Neugierde getrieben, schneidet er ein Loch in das Zelt, und guckt durch. Eben schüttet der Herr eine Masse Brei in vier Kolbengläser von der Größe des größten Menschen. Darauf wird Alles, durch einen durchdringenden Rauch unsichtbar, und Meister Kolontay spricht mit lautester Stimme furchtbare Worte. Da es wieder möglich war, zu sehen, brennen statt einer, ein halb Dutzend Lampen. Der Meister sitzt erschöpft, mit dicken Thautropfen auf der Stirne, in seinem Sorgenstuhl, und vier Menschen stehen splitternackend wie neugeboren vor ihm; Kolontay befiehlt ihnen jetzt im freundlichem Tone zu reden. Da spricht der Eine raizisch, der Andere wallachisch, der Dritte serbisch, der Vierte slovakisch. Kolontay hatte anderes erwartet. Er schlägt die Hände über den Kopf zusammen, und ruft: „Daß Gott erbarme! Aus Euch wird einmal in Ewigkeit kein Ungar. Lebendig hat Euch meine Kunst gemacht. Geht denn in Gottesnamen! Der Kammerdiener wird Euch Kleidung reichen und Wegzehrung."

Erst durch diesen komplet verunglückten Versuch ist Hr. Kolontay mit allen seinen zahlreichen Freunden bewogen worden, die Freiheit der Nationalitäten in Ungarn zu achten. Was wohl erfolgt wäre, wenn aus den zer-

hackten Vieren, dem Raizen, dem Wallachen, Serben und Slovaken, vier lebendige rüſtige Magyaren hervorgegangen wären? das möchte der Hausfreund den gelehrten Herrn Profeſſor doch noch gefragt haben.

Prieſter und Pfaffe.

Ganz unvermuthet ſteht der Pfarrer Sellinger bei früher Morgenſtunde einen Jugendfreund bei ſich eintreten. Er ſpringt auf, ihn zu umhalſen; den lange Entbehrten, lange Vermißten aus vollem Herzen zu bewillkommen. Der ſtößt ihn rauh zurück. Seine Miene iſt ſtreng, faſt drohend. Sein dunkles Auge blitzt Zorn und ſchwere Anklage. Der wackere Pfarrer will eben reden; da ſpricht ſein Beſuch, der hagere Domherr: „Bis vor dem 13. März waren wir ein Herz und eine Seele. Erinnerſt Du Dich?“ — „Ich wüßte nicht, warum dieſer innige Seelenbund nicht auch nach dem 13. März fortbeſtehen ſollte? Ich bin der Alte,“ antwortete treuherzig der Gefragte. „Ich komme aus dem getreuen Tirol; ich komme aus dem geweihten Botzen, dem gottſeligen Innsbruck — die dort vereinigten Getreuen verdammen Dein Anſchließen an die Sache der Revolution. Du haſt Dich gegen mich, für das Ohr jener erhabenen Pfeiler der allein ſeligmachenden Mutterkirche zu verantworten. Willſt Du reumüthig verſöhnen, was Du im ſtrafbaren Leichtſinn gefrevelt? Willſt Du länger mit Menſchen einen Weg gehen, die alle Religion mit Füßen treten? die nicht ermüden, mit neuen Schmähungen die Geſalbten des Herrn zu beſchmutzen?“ Der Pfarrer, etwas

betroffen über die völlig unerwartete Sprache, blickt dem Jugendfreunde in das zornbleiche vor verbiſſener Wuth bebende Antlitz und ſpricht: „Die Anklagen des Volkes erſtrecken ſich auf die Laſter und Verſündigungen der Pfaffen. Seit dem 13. März aber habe ich mich mit reumüthigem Entſchluß von allem Schlamme der Pfaffheit losgeſagt. Ich will jetzt blos — Prieſter ſein.“ „Das iſt elende Wortverdrehung!“ donnert der Abgeſandte aus den Bergen von Tirol: „Wirſt Du reuig in den Schooß der verzeihenden Mutterkirche zurückkehren? Wirſt Du am nächſten Sonntag beginnen, von der Kanzel zu ſprechen, wie es in dem Geiſt unſerer heiligen Kirche gegründet iſt? Wirſt Du zum Kreuz kriechen, und die Revolution, und alle ihre Anhänger ſchwarz machen wie die Hölle? Wirſt Du das? Kurze Antwort. Ja oder Nein?“ „Nein denn!“ antwortet ruhig der Pfarrer. „Ich predige in Zukunft als Prieſter. So iſt es vor meinem Gewiſſen beſchloſſen.“ „So empfange den tiefſten Fluch der Kirche, Verruchter!“ brüllt der Domherr, und entfernt ſich unter Aeußerungen der größten Wuth.

Die Gemüthsruhe des wackern Pfarrers iſt aber durch dieſen Auftritt nicht erſchüttert worden. Das müſſen Alle bezeugen, die die Predigten in Rohrbach mit jenen in den umliegenden Pfarreien vergleichen können. Segen und Dank aller Vaterlandsfreunde, aller Gutgeſinnten, den wackern Prieſtern, die es unter ihrem Gewiſſen, unter ihrem Beruf, und unter ihrer Würde halten, die Revolution der Völkererlöſung ſchwarz zu machen wie die Hölle!

Anekdote.

Jemand hörte fragen, „was iſt aufgeklärter Despotismus?“ „Die Geſchichte von Preußen,“ gab er zur Antwort.

Das Land, in dem ein Menſchenleben nicht für dreißig Silberlinge angeſchlagen wird.

„Fixen, Faxen! Ein ſolches Land kann es nicht geben,“ ſagt Wurſtmacher Kappe. „Außer überm Meer drüben bei den Wilden. Und die ſterben mehr und mehr aus. Der Branntwein mäht ſie weg wie Dezemberfroſt die Fliegen“. So ſpricht der Wurſtmacher beim Biere aus einer Wolke von Tabak. Ihm entgegnet der Kronenwirth: „Ich nehm's mit Euren Faxen auf. Es gibt, ſag ich, ein Land, ein großes Land, in dem ein Menſchenleben nicht für dreißig Silberlinge angeſchlagen wird. Beantwortet mir vorerſt, wie hoch berechnet Ihr den täglichen Verdienſt eines Gewerbsmannes in der Vorſtadt? Schätzt Ihr ihn im Bauſch und Bogen auf einen Thaler oder dreißig Silbergroſchen?“ „Wo denkt Ihr hin, Kronenwirth! Bei dieſer Stockung der Geſchäfte! Ich kann Euch hundert Gewerbsleute auf den Fingern aufzählen, die nicht die Hälfte eines Thalers verdienen.“ „Das iſt ja recht,“ ſagte der Kronenwirth weiter. „Nun nehmt einmal an, es wird bei der Bürgerwehr Generalmarſch geſchlagen. Man ſchreit: „Die Arbeiter kommen

aus der N-Straße!" Zwei Kompagnien erhalten den Befehl aus der B-gaſſe dahin zu marſchiren. Der Kommandant läßt auf der Stelle Sturmſtreich ſchlagen, das Bajonett fällen, weiters im Vorrücken den Hahn aufziehen, oder, das thun die Leute ſchon von ſelbſt, dazu brauchen ſie gar kein Kommando, und wie die erſte Abtheilung an der Mündung der Straße anlangt: Rrrr eine Decharge. Darauf Rrrr die zweite — Rrrr, die dritte, vierte, fünfte, wenn gleich bei der erſten Salve längſt Alles in wilder Flucht Reißaus nimmt, und an eine weitere Störung der Ruhe nicht mehr zu denken iſt. Die Wuth der Leute iſt aber ſo unmenſchlich, weil ſie heute wieder verhindert ſind, einen halben Thaler zu verdienen. Oder, nehmt an, es wird einem General eine Katzenmuſik gebracht, und das Thor geht auf, und aus dem Hinterhalt hervor, haſt Du's nicht geſehen, Sturm; Fällt das Bajonett! Geſtochen und gehauen, was vor die Fäuſte kommt. Heißt das nicht ein Land, in welchem ein Menſchenleben nicht für dreißig Silberlinge angeſchlagen wird?" Da macht der Wurſtmacher große Augen und ſpricht: „Alterchen; ich bitt Dir die Haxen ab. Ich kenn jetzt das Land ſchon." „So verſchweig ſorgfältig ſeinen Namen," erwiederte der Kronenwirth. „Es iſt keine Ehre, da zu leben, wo der Menſch manchmal kaum den Preis eines feiſten Kapauns gilt."

Das Geſetz und die Propheten.

Zwei Bürgersleute, gute Freunde, ſtoßen auf einander. „Herr Gott im Himmel, Herr Gott im Himmel

wie wird das werden," stöhnt der Eine statt des üblichen guten Morgens. „Ha, Du mußt als Geschworener in's Preßgerichtrauf? Richtig. Na, nimm Dich zusamm'. Sprich Deinen Spruch trotz dem ält'sten Richter." Dem Andern blitzten die Tropfen erbsengroß auf der Stirne. „Kreuzsakerment!" schrie er, „ich möcht wohl. Aber es geht nicht. Ich hab' nun einmal nicht viel gelernt. Entweder werd' ich dem Amt oder dem Beklagten Unrecht thun und dann gute Nacht Schlaf! gute Nacht Appetit! Nicht einen ruhigen Bissen werd' ich mehr hinabwürgen können." „Sei guten Muths," spricht der Andere. „Geschworener zu sein ist für einen Erwachsenen nicht zu schwer. Du mußt nur gewillt sein, zwei Stücke aus allen Kräften anzustreben." „Ich will wohl," spricht der Aengstliche. Darauf sein Rathgeber. „Wird der Fall verhandelt," sagt er, „und ist Dir etwas unklar, so hab die Courage und sprich: Ich bitt' das zu wiederholen. So versteh ich's nicht." Das ist Dein gutes Recht. Kommt es zum Spruch, und ihr Zwölfer seid beisammen, so blick mit Ernst und Andacht in die Tiefen deines Gewissens. Da steckt mehr, als die Weisheit aller Advokaten weiß; da steckt das Gesetz und die Propheten."

Der Aengstliche, kein Dummkopf, merkts, und da sie Abends beim Wein wieder zusammentrafen, sagt der Geschworne mit verklärten Blicken: „Bruder! Du hast ganz wahr gesprochen. Wie bist Du nur zu dieser Erfahrung gekommen, und ich nicht?" „Narr!" antwortet der Andere. „Eben aus demselben Spiegel, in den Du geblickt hast."

Sieben Jahre.

Aus den Augen, aus den Sinn! denkſt du. An treue, ausharrende Liebe, an Liebe, die feſt iſt, wie Diamant, kann kein Menſch heut zu Tage glauben. Oder glaubt er daran und verſchwendet er an dieſen frommen Glauben, ſeines Herzens edelſte Schätze, ſo wird er gar häßlich angeführt. Die Verhältniſſe ſind ſtärker, als der Wille des Menſchen, und er fügt ſich ſo leicht darein, und ſiehſt du ſein heiteres, glückſtrahlendes Antlitz, hörſt du ſein fröhliches Lachen, ſo kann dir kein Zweifel ankommen, daß es ſo nicht recht ſein müſſe. Ich aber halte es nicht für das rechte. Und darin hat mich mehr, als das eigene Gefühl, die nachſtehende Geſchichte beſtärkt.

Ich verſchweige, wo ſie ſich zutrug; denn die Helden derſelben leben noch; ſie könnten jedes meiner Worte beſtätigen, aber es würde ſie in Verlegenheit ſetzen, wenn ihre Perſonen oder die Oertlichkeit ausdrücklich und ohne Noth genannt würden. Angelika, die einzige Nichte des kinderloſen Bürgermeiſters, ſtand in ihrem fünfzehnten Jahre, als ſie fand, der Sohn ihres Nachbars, des Großbürgers L..., ſei ein herrlicher Junge. Herrmann war das einzige, folglich das Schooßkind ſeiner reichen Eltern. Ganz zu der gleichen Zeit ertappte er ſich auf der Bemerkung, daß Angelika ſchöner, reizender, bezaubernder ſei, als alle Ideale, von denen er geleſen. Von der Stunde an ſuchte er ſorgfältig alle Mittel, ſie zu ſehen und zu ſprechen; ein Glück, das er früher nicht allzuhoch angeſchlagen.

Herrmann ſtand im ſiebenzehnten Jahre. Eines Sonntags kehrt des Bürgermeiſters Frau mit einem Schwarm von Freundinnen und Gevatterinnen in das Haus zurück, die zu beſuchen ſie im vollen Staat ausgegangen war. Sie wollen im großen, ſchön gemalten Gartenhaus den Kaffeh nehmen. Eine alte Jungfer von wenig körperlichem Gewicht iſt dem Zuge voran; ſie guckt neugierig durch die Fenſterſcheiben, und ſtößt einen fürchterlichen Schrei aus. — Baſen und Gevatterinnen ſtürzen herzu. Ein fürchterliches Gericht hebt an. Angelika und Herrmann ſind mit einander überraſcht worden. Die alte Jungfrau hielt mit den Details des gehabten Anblicks nicht zurück. Der Jüngling ſaß im hohen Lehnſtuhl. Angelika mit gefalteten Händen kniete vor ihm und hörte andächtig wie ein gemaltes Engelsbild ſeinem Vorleſen zu. In der Verwirrung war das Buch liegen geblieben, woraus das Mädchen Unterricht von ihrem klugen Geliebten empfangen. Wie Harpyen fielen ſie darüber her, den Titel zu verſchlingen. Er hieß: Fauſt von Goethe.

Es gibt keine Schmähung, mit der der betroffene Jüngling nicht überhäuft wurde. Seine Eltern, erbittert durch die Anklagen, welche von allen Seiten auf ſie einſtürmten, gaben ſich gleichfalls einer blinden, ungerechten Wuth hin. Da ſich ihre Heftigkeit durch viele Tage nicht mäßigte, ſo hatten ſie am nächſten Morgen das leere Nachſehen. Der Jüngling war in die weite Welt gegangen. Wenn er was Rechtes geworden, würde er wieder kommen, ſonſt nicht. Das ließ er in einem Brief auf ſeinem Nachttiſche zurück. Sonſt möge man

ihm verzeihen und vergessen. Angelika, die von der Stunde an bewacht wurde, wie der ärgste Dieb, genoß die unaussprechliche Seligkeit, wenigstens das Lebewohl ihres Geliebten zu empfangen. Mit der größten Gefahr hatte der kühne Jüngling sich den geheimen Zugang zu ihr zu bahnen gewußt. Ihm standen dicke Thränen im Auge; ihr nicht. Sie dachte: ein heiteres, liebevolles Lächeln würde ihm mehr zum Troste sein. Er sprach: „Auf jedem Punkt der Erde werde ich Deiner würdig sein.“ Sie antwortete: „Ich bleibe nicht hinter Dir zurück.“ Darauf schieden sie mit einem langen, seelenvermählenden Kusse.

Eine lange Reihe von Sonn- und Feiertagen klatschten die Basen mit aller Tapferkeit ihrer Zungen über die Entartung Angelika's; allmälig wurde ihrer vergessen. Angelika wuchs heran, umflossen von allem Glanz äußerer Schönheit und innerer Holdseligkeit. Sie bildete sich durch die besten Bücher aus, ohne in häuslichen Kenntnissen und Fertigkeiten zurückzubleiben. Jedermann, der sie sprach, war gezwungen, zu gestehen, daß ihr Herz noch ausgezeichneter sei, als ihr Geist. Von Herrmann L... wurde in der Bügerschaft das möglichst Schlechteste ausgesprengt, da die Meisten einen Vortheil darin für sich erblicken wollten, den Jüngling in der Meinung seiner poetischen Geliebten zu untergraben. Angelika war durch das Vermögen der eigenen Mutter und die Erbschaft des Oheims ein sehr reiches Mädchen. Die ersten Ortsfamilien stellten Heirathsbewerber auf. Die Beamten der Umgebung, die jungen Offiziere, selbst einige Rittergutsbesitzer, meldeten sich gleichfalls

als Kandidaten. Angelika beſchenkte Jeden mit einem zierlichen Körbchen. „Sie iſt wählig," ſprachen dann die Heimgeſchickten zu ihren Freunden. — „Aber kommt Zeit, kommt Rath! Einmal wird ſie's ſchon wohlfeiler geben." An Herrn L... dachte Niemand. Man nahm unbedingt an, er ſei von dem reichen Mädchen vergeſſen worden. Das verſtand ſich ja von ſelbſt. Blos wenn Oheim und Tante ſich zur Fürſprache von Jemanden hergaben, erfuhren ſie die Wahrheit. Angelika war entſchloſſen, in unwandelbarer Treue bei ihrem Flüchtling zu verharren; es möge daraus werden, was da wolle. Kein Zureden, keine Verführungskunſt vermochte etwas an ihrem Sinne zu ändern. „Bah, bah!" dachten die Alten. „Sie pocht auf ihre Jugend. Das Warten wird ihr aber ſchon verleidet werden, wenn ihre Kamerabinnen der Reihe nach wegheirathen und Frauen werden." Drei Jahre waren mittlerweile hingeſchwunden. Da brach in der Gegend der Typhus aus, und Angelika verlor Oheim und Tante, Herrmann ſeine beiden Eltern. Das Gericht, dem der Aufenthalt des jungen Erben unbekannt war, da er ſeit ſeiner Flucht nicht geſchrieben, ließ ihn in den Zeitungen zur Rückkehr auffordern. Da klopfte Angelika in ängſtlicher Hoffnung das Herz. Aber von dem Flüchtling kam keine Kunde. Auch das zweite Jahr brachte keine Nachricht. Der Erbe war verſchollen. Neue Bewerber meldeten ſich in Schaaren. Angelika gab ihnen den Beſcheid, den alle empfangen: ſie ſei bereits verſagt. Vom fünften Jahre an mied ſie öffentliche Unterhaltungen, Kaſinos, Bälle. Ihr, aus der Reſidenz zurückkehrender Vater ließ ihr hierin freie

Hände. Die Leute, um sich an dem Eigensinn der spröden Erbin zu rächen, hätten sie am liebsten als Närrin, als Ueberspannte ausgeschrieen, aber Angelika's Art zu sein, war so einfach, so natürlich, so vernünftig und besonnen, daß ein solches Urtheil Urheber und Verbreiter nur lächerlich gemacht hätte.

Allmälich fand die ganze Stadt eine Empörung, ein Abweichen von dem Gange der Natur, darin, einem jungen Springinsfeld durch mehre Jahre treu zu sein. Es entstand ein Krieg Aller gegen Einen. Nicht, daß man das Mädchen anzugreifen wagte, denn wer hätte gegen einen Engel in Menschengestalt sich roh vergessen können — sondern in unablässigen Schmähungen, Verdächtigungen gegen den, der sich nicht zu vertheidigen vermochte. Weil er auf die Aufforderungen der Zeitungen nicht erschien, so mußte er verunglückt, todt sein. Jedenfalls hatte der junge Herrmann das unreife Wesen, dem er die Dichtung des Faust hatte vorlesen dürfen, schon in der ersten Woche vergessen.

Angelika ließ den Leuten ihr grausames Vergnügen. Sie blieb, wie sie ihm das Wort gegeben, zu sein. Als die Leute nun gar keine Veränderung an dem sinnigen Mädchen hatten bemerken können; als sie jede fernere Annäherung eines Werbers durch eine unerschütterliche Ruhe geradezu unmöglich machte, da schüttelten Männer und Frauen die Köpfe und sagten: „Die hat kein Herz. Da ist es kreuzleicht beständig zu sein. Aber, warmes Blut muß man haben!"

Nun fügte es sich, daß in den Mauern der Stadt doch ein Freund der Liebenden lebte. Das war der

Lieutenant Adolf Bärenklau, ein wackerer Stelzfuß, geziert mit der goldenen Tapferkeitsmedaille, der jüngste Miethsmann in Herrmann's väterlichem Hause. Er bewohnte das Gelaß im Erdgeschosse, und sah von der Zeit an das wackere Mädchen täglich auf ihren Gängen. Bei näherer Bekanntschaft gab es von beiden Seiten gern geführte Gespräche. Der wackere Haudegen bildete sich ein, in Angelika's blauen Augen die ganze Welt von Gefühlen zu lesen, welche ihr Herz bewegten. Er konnte es aber lange nicht über sich gewinnen, Herrmann's Namen vor ihr zu nennen, da sie es selbst niemals that. So verstrich das sechste, das siebente Jahr. Da geschah es einmal, daß der Stelzfuß die Veranlassung fand, Angelika's Hand zu drücken, und er sprach dabei: „Er wird kommen, theuerste Freundinn! Er wird gewiß kommen!" — Und sie hauchte die Antwort zurück: „Ich glaube es auch; denn ich hoffe wie am ersten Tage." — Nun ging es bereits wieder dem Herbste zu; die Sonne neigte sich um eine Glockenstunde früher zum Untergange; da saß der Stelzfuß auf dem Bänkchen vor dem Hause. Angelika, heimkehrend, ging vorüber. Sie sprachen zusammen, und ein gewisser Schleier um des Mädchens Augen veranlaßte Bärenklau zu sagen: „Sieben Jahre ist ein schwerer Kampf, den wohl Wenige zu bestehen wagen. Sie strecken schon zu Anfang die Waffen." „Weil Sie den Siegespreis nicht zu schätzen wissen, der ihrer harrt," erwiederte lieblich das Mädchen — und — großer Gott! Schon früher waren ihre Blicke auf einen herankommenden, großen Mann in stattlicher Jägerkleidung gefal-

len, der das Ränzel auf dem Rücken, quer über den Ringplatz auf das Haus zuschritt.

Der Flüchtling war heimgekehrt. — Herrmann war es. — Vom Lieutenant habe ich erfahren, was sich beim Wiedersehen zutrug. Das Mädchen zitterte, der baumstarke Mann zitterte. Herrmann faßte ihre Hand und sprach: „Um was Rechtes zu werden, habe ich sieben Jahre gebraucht. Kannst Du mir mein Unglück verzeihen?" „Verzeihen?" rief das Mädchen — „Nur verzeihen?" — faßte den Heimgekehrten am Arm und zog ihn in das Haus hinein. Von dem grenzenlosen Entzücken der Liebenden, von dem Glück ihrer Ehe schweig ich.

Seit diesem Fall aber hat sich mehr als ein Mädchen entschlossen, den Prüfungen einer edlen Jugendliebe zu trotzen, und sollte ihre Treue und Beständigkeit gleichfalls sieben Jahre auf die Probe gestellt werden.

Ein Verlangen.

1.

Ist Dir's noch nie begegnet, wenn Du von einem Großen gehört, er sei nicht glücklich, daß Du ungläubig und fast erbittert ausgerufen: „Was? Wenn man solche Herrschaften besitzt, solche Schlösser und Kapitalien besitzt, wenn man jung ist, schön dazu, eine herrliche Frau, blühende Kinder, zahlreiche Freunde hat! — da wollt' ich anders das liebe Gut, Tisch und Keller, Equipage und Lotterbettlein genießen! — Der Mann

weiß gewiß nicht was er will!" — Mir iſt's wohl ſo begegnet. Ich habe mich oftmals über reiche Leute in der erzählten Art geäußert. Jetzt, da ich etwas älter geworden, fällt mir bei ſolchen Vorkommniſſen ein Stückchen ein aus meiner Schulzeit. Es war ein römiſcher Konſul, berühmt durch ſeine Triumpfe als Feldherr, prächtig von Geſtalt, geſegnet an Ehren und Schätzen, der aber nicht im beſten Einvernehmen mit ſeiner ſchönen tugendhaften Frau lebte. Ein Freund befragt ihn um die Urſache davon, und preißt dabei die herrlichen Eigenſchaften der Frau. „Ganz Recht," unterbricht der Konſul ruhig das Lobregiſter. „Bitte, ſieh meinen Schuh an? Iſt er nicht neu? Nicht aus dem beſten Stoff, und von dem beſten Meiſter gemacht? Sitzt er mir nicht vortrefflich? Und doch weiß nur ich allein, wo er mich drückt." Dieſe Antwort könnte mancher Reiche, und mancher Ehegatte, beſorgten Freunden ertheilen.

Von dem Fürſten Ferry Waldſee war es bekannt, daß Zufriedenheit nicht unter ſeinem Dache wohne. Er beſaß Hab und Gut in Fülle. Seine Einkünfte beliefen ſich in die Millionen, die er nicht ausgab, da er Verſchwendung haßte, und ſonſt nur that, was zum Anſehen ſeines Standes, in der Stadt wie auf dem Lande gehörte. Den Armen beſtimmte er eine jährliche Summe; perſönlich gab er keiner ſchreienden Katze was. Mit ſeiner jungen, engelſchönen Frau erwarb er noch viel herrliche Güter in Ungarn und Böhmen. Hätte er Verlangen nach großen Auszeichnungen gehabt; der Weg war ihm geebnet, da er mit 26 Jahren ſchon als Kreishauptmann amtirte. Aber der Ehrgeiz ſchien ihm bald verleidet,

und er zog sich auf sein prachtvolles Schloß, die Hardtburg, am Saum des Wienerwaldes, zurück. Da lebte er, wie die Leute sagten, nicht süß, nicht sauer, nicht Fisch oder Vogel, mit einem Worte, der Schuh drückte ihn irgendwo. So viel war weiters von ihm bekannt, daß er häufig die Worte für sich hinsprach: Gold wiegt schwer. Das wollte ihm von den Bauern Niemand glauben; selbst nicht der gestrenge Herr Amtmann, und noch weniger dessen zwei putzsüchtige Töchter und ihre leckerhafte Frau Mama.

Eine kuriose Art, wie Ferry Waldsee seine Nachmittagsspaziergänge mutterseelen allein durch die hohen Waldungen machte. Seinen einfachen Rohrstock pflegte er unter dem einen Arm zu tragen, während er unter dem andern Arm ein Buch, und in den auf den Rücken zusammengeschlagenen Händen, seine Handschuhe, und einen Pack Zeitungen hielt. So luftwandeln bequeme oder träumerische Leute. Da er eines Tages wieder in der beschriebenen Art eine Anhöhe im Walde hinanstieg, wurde er im Gebüsche von einem wildaussehenden Gesellen mit gierigen Blicken betrachtet. Der Mann sah nicht aus wie Einer, der etwas Gutes im Schilde führe. Er schien die Haare des Fürsten auf seinem Kopfe zu zählen. Waldsee war eine schlank emporgeschossene hagere, engbrüstige Gestalt, ziemlich merklich eingesunken oder gebückt. Seine Hände waren lang, zart, und von so blendender Weiße, wie sich nur an den schönsten Frauen zu sehen; das Haar lichtblond, seine Augen dunkelblau; dabei besaßen sie einen so geistesabwesenden, unruhigen, geheimnißvollen Ausdruck, daß Nie-

mand so leicht den Blick dieser Augen vergessen konnte. Seine Gesichtszüge waren scharf gezeichnet hager, und die Gesichtsfarbe blaß wie ein Bogen weißes Papier. Der Mann im Gebüsche hatte Alles mit Iltißaugen betrachtet, und wie der Fürst dicht an ihn herankam, hörte er ihm die Worte murmeln: „Gold wiegt schwer!" „Mir soll es leicht werden. Ich habe Eselschultern. Geben Sie mir nur viel auf einmal zu tragen," sagte der Buschritter, und tritt mit abgezogenem Hute vor den Spaziergänger hin. „Wer bist Du?" rief der Fürst ohne sonderlichem Erstaunen aufschauend. „Du?" entgegnete der Fremde. „Sie scheinen es nicht mit dem Fortschritte zu halten, Herr Fürst. Sie müßten sonst wissen, daß eine Ministerialverordnung erlassen worden, welche allen Gerichtsstellen befiehlt, jeden Erwachsenen mit Herr oder Frau anzureden, und ihm auf Verlangen einen Stuhl zu reichen. Was im Gerichtssaale seine Giltigkeit hat, muß solche auch auf der Straße behaupten." „Oder im Walde, mein Herr," versetzte der Fürst. „Ich bitte recht sehr um Verzeihung, Sie gröblich beleidigt zu haben. „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" „Mein Name ist Peter Haase. Meines Gewerbes bin ich ein Taglöhner aus Wien. Ich habe von Ihrem Sprichwort gehört: Gold wiegt schwer, und darüber den Vorsatz gefaßt, Sie anzureden und Ihnen den Vorschlag zu machen: Geben Sie mir Gold, viel Gold zum Verzehren. Ich werde es immer leicht finden für meinen Rücken." „So" versetzte Ferry Waldsee. „Und diese Bitte tragen Sie mir mitten im Walde mit einem Knüttel vor, der die Dicke Ihrer derben Schenkel erreicht.

Wie viel erhalten Sie als Arbeiter Taglohn in Wien?" „Wenn ich nichts arbeite, erhalte ich 20 kr., wenn ich dagegen mich schinde wie ein Pferd bei Wind und Wetter 25 kr." „Das scheint Ihnen denn in dem einen wie in dem andern Falle zu wenig. Sie wünschten in eine glänzendere Lage versetzt zu sein?" „Natürlich; als Arbeiter bin ich der elendeste Kerl von der Welt. Ich muß für Weib und Kind mich plagen, und mich abhetzen wie ein Müllereſel auf der Straße. Ich bekomme daheim kein gutes Wort für meine Mühe. Jeden Heller von meinem Verdienſt geb ich her und behalte nichts für mich. Ich thue mir nie etwas zu Gute. Ich weiß ſeit vielen Wochen nicht wie ein Tropfen Bier ſchmeckt." „Genug" — unterbrach den Galgenſtrick Waldſee — „Ich nehme als ausgemacht an, daß Sie bei der Schilderung Ihres Elends mit keiner Sylbe gelogen haben. Halten Sie die Hand auf." Er öffnete ſeine Brieftaſche und zählte ihm zehn Banknoten, jede zu 1000 Gulden hin. Peter Haaſe, wie weit auch ſonſt ſeine Keckheit reichte, diesmal ſtand er wie Loths Weib, als der Anblick von Sodom ihr in die Glieder ſchoß. „Das iſt Alles Ihr Eigenthum," ſprach der Fürſt. „Kaufen Sie ſich Gold dafür, als Sie bekommen können, und mögen Sie nicht finden, daß es ſchwer wiegt. Schicken Sie mir brieflich ihre Adreſſe. Ich werde auch in Zukunft Ihren Zahlmeiſter machen." Als der Geſelle ſich in weitläufige Dankſagungen ergießen wollte, runzelte Waldſee die Stirne, ſtreckte die Hand befehlend aus, und bedeutete ihm damit links zu gehen, da er ſelbſt rechts gehen wollte.

2.

Die Adresse ließ nicht auf sich warten, Ferry Waldsee schickte noch am selben Tage eine bedeutende Summe Geldes, die er in kurzen Zwischenräumen von acht, zehn und vierzehn Tagen regelmäßig wiederholte. Herr Peter Haase schwamm im Gelde. Eines Tages riefen Waldsee Geschäfte in die Stadt. Bei dieser Gelegenheit beschloß er einen Blick in das neue Leben seines Schützlings zu thun. Kaum gedacht, steuerte er schon in der sengenden Mittagshitze dem Josefstädter Glacis zu. Hier, in einem der großen, schönen, mit allem Luxus ausgestatteten neuen Häuser, hatte Herr Haase seine Wohnung. Der große Balkon von feinster Arbeit, mit einem Blumengarten geschmückt, gehörte dazu. Im Hofe wurde ein prachtvoller Wagen gereinigt. Waldsee bemerkte gegen den Kutscher: „Das ist wohl die Equipage des Herrn von Haase?" Der lächelte. „Nein" sagte er, — „es ist der Wagen der gnädigen Frau. Der gnädige Herr hält sich für seinen Gebrauch einen Fiaker." Waldsee stieg die leichte Treppe in den ersten Stock hinan. Im Vorsaal gab es eine belebte, muntere Scene. Zwei frische, flinke Stubenmädchen, drei junge, wohlaussehende Bediente kicherten und scherzten. Die Letzteren waren trotz der hohen Tageszeit noch nicht völlig angekleidet, thaten sich dagegen bei einem Frühstück, bestehend in Braten und Wein, gütlich. Auf Ferry's Frage nach Herrn Haase erfolgte der Bescheid, daß die Herrschaft noch schlafe. Da die Aufstehzeit aber ganz nahe sei, so bitte man ihn, einstweilen im Salon sich zu ge-

dulden. Ferry, nachdem er seinen Namen ohne Zusatz angegeben, ließ sich diese Zögerung ganz wohl gefallen. Er hatte dadurch am besten Gelegenheit sich mit dem Geschmack der Goldliebhaberei bekannt zu machen. Wenige Minuten genügten, ihn erkennen zu lassen, daß das äußere Leben der Vornehmen und Reichen bis in das Kleinste nachgeäfft worden sei. Peter Haase mußte die Einrichtung seiner Wohnung entweder in Bausch und Bogen gekauft, oder vollständig gemiethet haben. Mitten in seinen Betrachtungen wurde er durch die Ankunft einer jungen Frau unterbrochen. Sie war Frau Haase selbst. Sie hatte kurze Umstände gemacht, ihre Nachthaube mit der ersten besten Putzhaube vertauscht, eine prächtige Atlasmantille umgeworfen; und so flog sie mehr als sie ging zu Waldsee. Sie dankte ihm in einem Strom von Redensarten über seine überschwengliche Güte. Zu wiederholten Malen küßte sie ihm Hände und Kleider. Vergebens, daß er diesen Huldigungsbezeigungen sich entziehen wollte. Frau Haase war um zehn Jahr jünger als ihr Gatte, und eine Blondine von ausgezeichneter Schönheit. Ihre Reize, Haut, Haare, Auge, Mund, Hals, Füße, litten keinen Schaden durch den Reichthum der Bekleidung. Sie bedauerte unendlich, dem Wohlthäter ihres Hauses ihre beiden Kinder nicht vorstellen zu können; die Gouvernante habe sie wie gewöhnlich auf das Glacis spazieren geführt. Waldsee wagte die Frage, wie die junge, schöne Frau mit ihrem Gemal zufrieden sei? Da sie meinte, Jener spreche in besonderer Absicht so, schlug sie das brennende Auge verschämt zu Boden, und lispelte: es werde ihr stets eine

besondere Ehre sein, die Aufmerksamkeiten eines so schönen Herrn aus ganzer Seele zu erwiedern.

Die Antwort des betretenen Waldsee wurde durch den Eintritt des Gemals abgeschnitten. Der Taglöhner war in einen wahren Prinzen umgewandelt. Ein Hemd von Battist, ein Schlafrock vom Kaschemir, rothseidene Pantalons, goldgestickte Pantoffeln staken praleriſch und nachläſſig an seinem Körper. Er benahm sich wie man sieht, gegen seinen Wohlthäter ohne Umstände — ganz in der Familie. Waldsee begrüßte ihn mit den Worten: „Es sind abermals Einkünfte für Sie eingelaufen; und ich bin so glücklich Sie Ihnen zu übergeben.“ Dabei leerte er zwanzig Rollen aus seinen Taschen, jede zu hundert Dukaten. Herr und Frau Haase machten dießmal mächtig verblüffte Gesichter. „Ja, um des lieben, gekreuzigten Heilandes willen,“ schrie Peter Haase, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, und das viele Gold anstarrend, wie der Jagdhund den todten Hasen, „gnädigster Herr Fürst; wie lange soll denn das Geben und Nehmen noch so fortdauern?“ „Bis Sie eines Tages zu mir kommen, und mit aufgehobenen Händen ausrufen: „Ja, Gold wiegt schwer.“ „Nein, gnädigster Herr Fürst,“ kreischte Peter Haase — „so dürfen Sie uns nicht fort. Mali, bitt' doch unsern theuersten Herrn Wohlthäter, sich wenigstens einen Tropfen Wein von seinem eigenen Gelde gefallen zu lassen.“ „Ich danke Ihnen“ — versetzte Waldsee — „ich und meine Frau trinken blos Wasser.“ Als er hinweg war, machte Mali Haase mit verzogenem Munde ihre Bemerkungen darüber, daß er ein Gesicht habe, in dem jeder Bluts-

tropfen zu fehlen scheine. Selbst seine Lippen seien nicht durch einen leichten Anflug von Farbe geröthet.

3.

Die Leute in der Hardtburg drückte der Schuh irgendwo, das war ausgemacht. Das meiste Leben bemerkte man daran, daß Bediente am großen, schweren Gitterthor des Vorgartens allstündlich Maulaffen feil boten. Faulheit, Schlottrigkeit, war trotz ihrer Jugend und Gesundheit in ihrem ganzen Wesen ausgeprägt. Gegen Bettler und arme Dorfleute benahmen sie sich grob und herzlos, und trieben sie mit Scheltworten und schlechten Witzen hinweg. Kamen gutgekleidete Stadtleute, die über die Parkanlagen eine Frage stellten, so blähten sie sich auf, antworteten dumm oder unverschämt, und gaben stets in wenig Zügen das volle Bild gutgemästeter, gemüthloser Tagdiebe. Erst wenn eine herrschaftliche Kutsche, mit denselben Pavians in Treffen vorn und hinten anfuhr, kam Athem und Bewegung in die bierrothen Schlingel. Dieser Fall trat aber gar selten ein. Die Ereignisse in Wien hatten den hohen Adel auf die eigenen Güter verschlagen; an entferntere oder längere Besuche dachten die Wenigsten. Aber selbst in frühern glücklichern Zeiten stand die Hardtburg in keinem besondern Ruf geselliger Heiterkeit. Wer kam, war willkommen; wer aber ein paar Tage verweilte, der dachte auf Abreise, je früher, je besser. Die Tafel in Hardtburg war die ausgesuchteste, leckerste; Champagner und Tokayer floß wie Wasser;

die Fürstin war eine der schönsten Brünetten, die je strahlend in Glanz und Jugend, den Vorsitz einer Gesellschaft geführt; der Fürst hatte den halben Erdboden durchwandert, die Herrlichkeiten von London, Paris und Neapel waren ihm klar wie die Geheimnisse seines Handschuhs, und doch konnte kein Geist der Fröhlichkeit und Geselligkeit aufkommen. Die meisten Besucher schoben die Schuld auf das fürstliche Paar, und sagten: diese Leute wissen sicherlich nicht, was sie wollen. Von dem Sprichwort des Fürsten wußten die Wenigsten.

Es ging bereits dem Herbst zu. Die melancholischen Wanderzüge der Vögel stellten sich ein. Auf der Hardtburg war es stille, wie im Grabe. Ein Tag verfloß in derselben eintönigen Regelmäßigkeit wie der andere. Um acht Uhr Morgens erschienen kurz nacheinander die Gestalten der beiden erlauchten Gatten auf der marmornen Vortreppe, und doch machte Jedes einsam seinen Spaziergang. Um neun Uhr vereinigte das Frühstück die ganze Familie. Der Fürst küßte seiner Gemahlin galant und zärtlich die Hände; ließ sich seinerseits von den beiden Kindern begrüßen, und vertiefte sich in das Durchfliegen der Zeitungen. Auch die Fürstin betheiligte sich daran, reichte dabei den Thee, und übte milde Censur an den äußerlich allerliebsten, sonst aber seelenlosen und gedrückten Pfändern ihres ehelichen Glücks. Um zehn Uhr schied man mit Hand und Mundkuß. Waldsee bestellte öfters ein Reitpferd. Sobald es unter seinen Fenstern wieherte, befahl er in der Regel den Wagen. Und da er einzusteigen hatte, ging er zu Fuße; darauf war sicher zu rechnen. Waldsee vermied

möglichſt die Begegnung von Menſchen, denn er fürchtete der Gegenſtand zudringlicher Beobachtung oder um Almoſen angebettelt zu werden, und das war ſein Syſtem, perſönlich gab er keiner ſchreienden Katze was. Ereilte ihn auf ſeinen Wanderungen ein Regen, ſo ſchickte die Fürſtin Mantel und Schirm hinter ihm drein. Kam er nach Hauſe, ſo ſchlang ſie an der flackernden Kaminflamme ihm ſelbſt ein warmes Shawltuch um den Hals. Dieſelbe Regelmäßigkeit in der Unentſchiedenheit bewies Waldſee in einer Kleinigkeit beim zweiten Frühſtück. Gewöhnlich gab er der Fürſtin eine Menge Dinge an, die ſeinen Appetit reizten, ſtanden ſie aber vor ihm, ſo begnügte er ſich mit dem kleinſten Schnitt Butterbrot, oder einer Kartoffel in der Schale. Das Diner um fünf Uhr zeigte keinen heiterern Anſtrich, als das Frühſtück. Man predigte den Kindern die zehn Gebote der Standesreligion, und ſprach über Politik. Die Fürſtin ſeufzte, der Fürſt ſeufzte. Die Demokratie gab keinerlei Bürgſchaft für Recht, Geſetz und Ordnung. Als Beweis dafür galt, daß faſt in jeder Zeitungsnummer ein Ariſtokrat vor das ſchärfſte Gericht der Oeffentlichkeit gezogen wurde. Und jeder Angegriffene waren ſie ſelbſt, und ſie hatten ſich doch weder gegen die Freiheit, noch in menſchlichen und ſachlichen Fällen etwas vorzuwerfen. Woher alſo dieſer wilde Haß der Liberalen gegen alle Ariſtokraten? Das fürſtliche Paar trennte ſich nach dem Kaffeh unter Seufzen, als ob die Wolken des jüngſten Gerichts bereits am Himmel ausgehängt wären. Die Fürſtin fuhr ſpazieren. Waldſee ſchlenderte da und dorthin, prügelte ſeine Hunde, und nahm Abends

den Thee allein in seinem Zimmer. Die Kaminuhr wies auf Zehn; da erhob sich im Vorsaal Geräusch, und Herr Peter Haase stand mit hochgeröthetem Antlitz vor seinem Gönner. „Herr Fürst," sagte er: „Ich habe Kraft Ihres mir geschenkten Geldes Hausrecht geübt. Ihre beiden Schlingel von Kammerdienern wollten mir geradezu den Eingang verwehren. Da sie sich nun keines Bessern belehren ließen, und ich schlechterdings die Ehre haben mußte, Ihnen heute noch aufzuwarten, so habe ich ihre Köpfe so aneinander gestoßen, daß ihnen die Funken aus den Augen sprühten, und sie weiters wie faule Eier zur Seite geworfen. Ich hoffe doch nicht, mir durch diesen Akt der Selbsthülfe Ihr hohes Mißfallen zugezogen zu haben, mein Wohlthäter?"

Zum ersten Male seit langen, langen Jahren flog ein wahrhaftes Lächeln über das geisterbleiche Gesicht des Fürsten; aber es war von solcher Art, daß es dem Auge einer schwangern Frau zum Verderben hätte gereichen können. „Sie haben ganz wohl gethan," sagte er, — „da ich mir den Grund Ihres späten Besuches leicht enträthseln kann. Sie wünschen in Ihre Kassa wieder einige Griffe zu thun?" Mit einer Armensündermiene, welche durch den tiefen Ausdruck von Unverschämtheit, Keckheit und roher Genußsucht einen fast komischen Anstrich erhielt, bejahte Herr Peter Haase. „Hier ist der Schlüssel zur Kassa. Nehmen Sie selbst." Zugleich deutete Waldsee auf einen großen, eisernen Kasten, mit schweren messingenen Bändern und vergoldeten Nägeln. Peter Haase glaubte seinem kuriosen Wohlthäter am besten zu gefallen, wenn er wenig Um-

stände mache. Er schloß also ohne Zaudern auf. Ihm vergingen aber schier die Sinne vor dem überwältigenden Anblick. Da gab es Baarschaft in Gold, Banknoten, Börsenpapieren bis zur Höhe von Millionen. Die Päcke der Hunderte, Fünfhunderte und Tausende lagen bis zum Rande auf. „Greifen Sie nur dreist zu," ermunterte der Fürst. „Ihre schöne Tänzerin, Mademoiselle Agolanti, wird es Ihnen nicht so leicht machen, alle Ihre Nebenbuhler auszustechen." Peter Haase wandte sich wie der Blitz herum. „Wie," stotterte er betreten. „Euer hochfürstliche Gnaden wissen —?" „Daß Sie Gold gut anzuwenden verstehen," versetzte der Fürst mit zweideutigem Ausdruck — „Sie zeigen noblen Geschmack, wie ich und meines Gleichen in allen europäischen Hauptstädten Geschmack gezeigt, und ausgestreut haben. Nehmen Sie daher mit Vorbedacht, was Sie zur Erreichung Ihres Zweckes für nothwendig erachten." Auf diese Ermahnung nahm Pater Haase **20.000** fl. Der Fürst zeigte sich unwillig. „Da Sie spielen," sagte er „so werden **20.000** Gulden mit Flügeln davonjagen. Nehmen Sie daher das Doppelte, das Dreifache. Zugleich gebe ich Ihnen den guten Rath. Hüten Sie sich vor einem abgefeimten falschen Spieler in Ihrer Gesellschaft. Ich nenne Ihnen nicht seinen Namen, obwohl auch ich ihm ein theures Lehrgeld bezahlt habe." — Der Goldliebhaber wandte sich abermals zu Waldsee herum und sagte: „Auf Ihre Ehre und Ihr Gewissen, Herr Fürst. Bis zu welcher Summe ist es mir erlaubt, Ihre Kassa gleich dem liederlichen Sohne zu brandschatzen." „Wie unser Akkord lautet. Bis Sie

eingestehen, Gold wiegt schwer. Sie brauchen sich gar keine Beschränkung aufzuerlegen. Ich nehme eine Million und darüber ein, und gebe größere Summen nicht aus, außer für Sie." — „Viktoria! Dann bin ich geborgen," versetzte Peter Haase. „Ich werde mich nur kurze Zeit noch in meiner Vaterstadt Wien aufhalten. Ich beabsichtige auf Reisen zu gehen. Wien bietet mir nicht mehr die Freuden und Genüsse nach denen mein Herz verlangt. Zu Viele meiner alten Kameraden, der Brüder Arbeiter, drängen sich mir in den Weg, betteln mich unverschämt an; machen mich hinter dem Rücken schlecht, als ob ich ewig Taglöhner gewesen wäre. Gottlob! Ich habe verschiedene Metiers mit Ehren getrieben! — Keines jedoch, was so leicht, so angenehm, so bezaubernd gewesen wäre, als das gegenwärtige. Herr Fürst, ist es Ihnen nicht zu viel, wenn ich meine Reisekosten für das erste Jahr mit **100.000** Gulden berechne?" „Sie wollen mich durchaus nicht verstehen," versetzte Waldsee. „Hier ist das Doppelte." Und er selbst ging zur Kassa hin, nahm den Hut des Goldliebhabers, und füllte ihn mit Banknotenpäcken bis oben an. „Herr Gott im Himmel!" stöhnte Peter Haase, auf seinen Rothschildischen Reichthum blickend. „Dieß Alles soll ich mit mir nehmen? Und es ist nahe an Mitternacht — kein Mondschein — und ich fahre mit meinem Fiaker allein durch den Wald." „Sie haben Besorgnisse vor Räubern?" versetzte der Fürst. „So werde ich das Vergnügen haben, Ihnen zu Pferde das Geleite zu geben, denn ich scheue mich nicht vor dem Teufel." —

„Ich jetzt auch nicht," — rief mit blitzenden Augen der Goldliebhaber, und nahm seinen Abschied.

Das Geraſſel der über den Kiesgrund rollenden Räder drang in dumpfen Tönen bis in das einſame Kabinet des Fürſten. „Welche hohe Meinung Peter Haaſe von ſeiner Herzhaftigkeit haben mochte, wir glauben, eine Gänſehaut hätte ihn überlaufen, ſo er Zeuge der Scene nach ſeinem Verlaſſen des Zimmers hätte ſein können. Der Fürſt erhob ſich aus ſeiner gebückten, verſunkenen Haltung gleich der Eiche, welche der Sturm mit allen ihren Aeſten und Zweigen zum Himmel emporreißt. Ein tückiſches, ſchadenfrohes Feuer flammte auf in der Tiefe ſeiner unergründlichen Augenſterne. Unausſprechliche, wahnſinnige Erbitterung, Haß, Hohn, Verachtung, lagerte wie ein ſchwarzes Gewitter um die zuckenden Muskeln ſeines Mundes. Er ſprach im Auf- und Abgehen: „Drei Weſen hat das zweibeinige, ungefiederte Geſchöpf, Menſch genannt, in ſeinem kleinen Gehirn eingeſchloſſen: einen Engel, einen Wahnſinnigen und einen Teufel. Ich ſehe, Du und ich, wir Keiner wiſſen den Erſteren zu wecken, und die andern ſchlafen zu laſſen, Deine Frau mag ſich vor Dir in Acht nehmen!"

Herr Haaſe bereute im Walde, das ritterliche Geleite des Fürſten nicht angenommen zu haben. Sein Muth ſtack bereits wieder in den Ferſen. Die Einbildungskraft umſpann ihn mit einem Netz von Gefahren. Millionen mußten von ſeinem Schatze wiſſen: ſie Alle konnten kein vortheilhafteres, kein ſicheres Geſchäft haben, als in dieſer Geldklemme, in dieſer ſchweren Noth der Zeit ihm aufzulauern, und

jämmerlich zerbläut, mit nackenden Gliedern in einer Pfütze liegen zu laſſen. Ein Glück, wenn er noch mit dem Leben davonkam. Pfiff ein ſcharfer Wind durch die ſchwarzen Wipfel der Tannen, ſo war es bereits das Signal der lauernden Räuber. Eine ganze Bande hatte ſich zu ſeinem Verderben verſchworen. Daß gerade heute ein ſchweres Gewitter im Oſten ſtand, und furchtbare Blitze, begleitet von entſetzlichen Donnerſchlägen, die ſchwülen Wolken zerriſſen, war ihm ein weiterer Beweis ſeines Untergangs. Natur und Menſchen hatten ſich gegen ſein Glück verſchworen. Er empfand Höllenqualen, und glühender Schweiß drang ihm aus allen Poren. Uebrigens beſchloß er ſeine Schätze und ſein Leben theuer zu verkaufen. Schon galten ihm die Banknotenpäcke höher, als das Daſein, die Quelle und Wurzel aller Güter. Wenn er ſich beruhigte, ſo geſchah es auf Augenblicke. Zuletzt, da keine Räuber zum Vorſchein kamen, da das ſich entfernende Gewitter keiner Mordnacht die blutige Fackel anſteckte; da der gefürchtete Wald ohne Anſtoß zurückgelegt worden, richtete ſich ſeine erregte Phantaſie auf den Fiaker. Herr Haaſe glaubte bemerkt zu haben, daß Jener ihm beim Einſteigen mit einem bedeutſamen Blick ſeiner pechſchwarzen Augen gemuſtert. Richtig. Der ehr- und gewiſſenloſe Fiaker hatte es auf ihn abgeſehen. Und beim Himmel! Nichts leichter als ſein ruchloſes Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Der Weg führte hart am Steingrund vorbei; der verrätheriſche Kutſcher haut heimlich in die Pferde; er ſelbſt ſpringt im rechten Augenblicke links ab, während rechts das Fuhrwerk und ſein unglücklicher Paſſagier in den Abgrund hinabſtürzen. Sie zerſchmettern in Splitter. Die Banknoten nimmt er; Börſe

und Uhr läßt er unberührt. So muß das Auge der strafenden Gerechtigkeit in Zeit und Ewigkeit geblendet werden. Das ungeheure Verbrechen, begangen an Peter Haase, geht straflos aus. Inzwischen ist der Reisende dem Steinbruch schon ganz nahe gekommen. Peter Haase, der den Teufel nicht fürchtet, springt plötzlich aus dem Wagen. Er fällt zwar, wie vorauszusehen, zu Boden, und fühlt den lebhaften Schmerz einer Quetschung. Doch was verschlägt das. Gottlob, daß es nicht noch schlimmer gekommen. Der Fiaker, ohne die Flucht seines Passagiers zu bemerken, rasselt wie ein Rasender über das Steingeklüfte weiter.

Peter Haase frohlockt über das gelungene Werk seiner Rettung. Er schlägt sogleich einen Seitenpfad zwischen Weingärten ein, und will daselbst den Anbruch des Morgens erwarten. Andere Gedanken gewinnen Raum in seiner Seele. An diesem Steinbruch war es, wo er vor zehn Jahren Rettung vor dem Hungertode fand. Er hatte, als Beamter der Finanzwache, sich einer Veruntreuung schuldig gemacht. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Das Betteln, Fechten, so wie der Erwerb einer neuen Anstellung wollte Peter Haase nicht glücken. So kam er dazu, um das feige Verbrechen des Selbstmordes nicht zu begehen, vom niedrigsten Taglohn sein Leben zu fristen. Wenn er in den ersten Tagen aus Schwäche und Schlaffheit sich wand und krümmte, so arbeitete er in der nächsten Woche die stärksten Gesellen zu Schanden. Der schärfste Sporn der Seele und des Leibes stachelte ihn zum Fleiße — die glühendste Liebe zu Mali. Er mußte das holdselige, muntere, emsige Geschöpf besitzen

oder zur Donau laufen und ſich den Tod holen. An dieſem Steinbruch wurde ſie nach drei Jahren in der That ſein Weib; das heißt, ſie zogen ihren beiderſeitigen Unterhalt von der Arbeit an dieſem Orte. Hieher brachte ihm Mali den Montag nach ihrer Hochzeit, da ſie rein auf ihrer Arme Mark hergeheirathet, den erſten Topf voll geſottener Kartoffeln. Hier hatte ihre Hand, bevor ſie ſelbſt einen Biſſen zum Munde brachte, mit wunderbarer Behendigkeit die beſten aufgeſprungenen Kartoffeln geſchält, in der Mitte entzweigebrochen, mit Salz beſtreut und ihrem Blauaugeten hingeſchoben. Er aber that zu andermalen das Gleiche. Hier, an dieſem Steinbruch hatten ſie ein heiliges Gelübde gethan, zu ſparen, es ihren leichtſinnigen Genoſſen nicht gleich zu thun, keinen blauen Montag zu feiern; bei Kartenſpiel, Wein, Bier und Schnapps nicht den Wochenverdienſt zu verthun, und durch zwei Jahre waren ſie ihrem Verſprechen unerſchütterlich treu geblieben. Dann aber, als ſie ſich einmal hatten verleiten laſſen, Daum's Eliſium im Annakeller zu beſuchen — — — —

Indem Peter Haaſe zwiſchen den vom Winde gepeitſchten Getreideähren, unter dem von einzelnen funkelnden Sternen durchbrochenen Regenhimmel, dieſes Abſchnittes der Vergangenheit, und noch anderer unvergeßlicher Augenblicke des reinſten und einfachſten Glückes gedachte; indem er dann ſeine gegenwärtige Herrlichkeit damit verglich; ſein Entſetzen vor einem Menſchen, dem Mordgedanken vielleicht eben ſo fern ſtanden, als dem Lamm und der Taube; indem er weiter ſeine glühende Begierde zur Tänzerin Agolanti und ſeine grenzen-

lose Verachtung gegen Mali, als dem Haupthinderniß seiner innigsten Verbindung mit der üppigen Sirene auf den Bretern, wie in einem Spiegel vorhielt, stöhnte er tief, als sollte sein von Furien zerrissenes Herz bersten, und zum erstenmal erklang es schwer und gepreßt von seinen Lippen:

„Ja, Gold wiegt schwer."

Welcher von unsern männlichen Lesern, so er der Verführung und den Verlockungen begehrlicher Sinne ausgesetzt gewesen, wie wir, erinnert sich nicht eines kalten Morgens, wo er nach der ersten, durchschwelgten Nacht, mit wüstem Kopf, mit fahler Farbe, mit Ekel und nagender Reue nach Hause gewankt? Von derselben Art waren die Empfindungen Peter Haases am zweiten Morgen nach seiner Heimfahrt von der Hardtburg, nur mit dem Unterschied, daß ihr Größenverhältniß das deinige überragte, wie ein Gebirg das Sandkorn. Als ihn der Fiaker absetzte, derselbe, den er im Verdacht des Meuchelmords gehabt, sah er sich genöthigt, sich an den Thorpfeiler zu stützen, so gelähmt und abgestorben waren ihm die Füße. Ein Stubenmädchen ermunterte sich, ihm zu öffnen. Es war bereits heller Tag. Die vollen Lichtströme des Morgens drangen durch die herabgelassenen eleganten Vorhänge. Das Mädchen, einen Blick auf das furchtbar zerstörte Aussehen des Herrn werfend, bot sich dienstfertig an, ihm beim Entkleiden behülflich zu sein. Er ließ es stillschweigend geschehen. Als das Mädchen sich entfernt, suchte er zum Schutz gegen den ihn übermannenden Frost, durch den ihm die Zähne klapperten, seinen seidenen Man-

tel; dann begab er sich in das Schlafgemach Malis. Kein Geräusch vermochte sie zu wecken. Die Ursache war für den Gemahl nicht schwer zu entdecken. Der Krystallkelch mit dem schweren Nachttrunk der gnädigen Frau stand noch auf dem Nachttisch von kostbarer Schnitzarbeit. Wieder erinnerte sich Peter Haase jenes schönen, fast heiligen Montags, an dem Mali den ersten Topf voll gesottener Kartoffeln auf den großen gemeinsamen Tisch Aller, über einem groben, aber rein gewaschenen Linnen ausgeschüttet, das Salz im Papier daneben gestellt; darauf die Hände gefaltet und obwohl es im freiem Felde war, ein Tischgebet gesprochen. Wilde, grimmige Wuth erfaßte Peter Haase beim Anblick seiner noch immer bezaubernd schönen Frau. Sie hatte seinem Glücke den Abgrund gegraben. Sie war sein böser Engel. Stand er allein, sobald er das erste Gold des Fürsten empfing, so war es ausgemacht: er hätte eine solide, vernünftige, erbauliche Lebensweise eingeschlagen. Sein Reichthum würde ihm überall die erwarteten Früchte getragen haben. Dem freien Mann hätte Flora Agolanti sich gehütet, ihre Gunst an so schwere Bedingungen zu knüpfen. Er würde sich aller Jugendfreunde, aller Leidensgefährten erinnert; er würde wohlthätig, dienstfertig und edelmüthig gegen alle Bedrängten gewesen sein. Seine rohe genußsüchtige Frau hatte ihn an der Ausführung der schönsten Vorsätze gehindert.

Ihre gemeine Denkungsweise, ihr Mangel an Witz und Talent zur Unterhaltung hatte ihn die muntere Kasinogesellschaft aufsuchen lassen, wo trotz aller herrschen-

den Polizeiverbote, so hoch gespielt wurde, und wo er in kaum zwei Tagen — — —

Bei dieser Stelle seiner Rückerinnerung schlug er sich wüthend mit der Faust nach Stirne und Schläfen. In seinem Hirn brannten Flammen der Hölle; in seinem Herzen wühlte ein Bund von Schwertern. Alles verloren, Alles — noch um Mitternacht war er um den Bodensatz der Kassa nach Hause gefahren. Und sie, die doch Alles eben so nah e anging, als ihm, sie, die Säuferin, die — schlief ruhig wie die Unschuld und das gute Gewissen. Er machte eine Bewegung, als beabsichtige er Mali an seidenweichen üppigen Haaren wach zu zerren. Auf dem Wege zu ihrem Bette durchzuckte ihn ein Gedanke. — Gräßlich! Gräßlich! — Wenn dem Fürsten bei dem nachmittägigen Besuch, den er ihm zudachte, plötzlich anderes Sinnes wurde? Wenn er dem Spieler, dem Mädchenjäger, kaum mehr ein Almosen zuwarf? Hatte er noch den kecken Abenteurermuth, ihn wie im Walde durch einen baumstarken Knüttel zur Kapitulation zu zwingen? Wenn der Fürst ihn auf den Knien herumrutschen ließ, sich an seinen demüthigen Bitten, seinem Winseln um fernere Unterstützung, mit Hohn und Verachtung weidete? Wenn er ihm im Donnerton der Posaunen des jüngsten Gerichtes zuschrie: „Du hast es so haben wollen, Peter Haase. Ja, mein lieber Taglöhner: Gold wiegt schwer."

Wie von einem Geist gejagt, floh der unglückliche Spieler in sein Zimmer, warf sich mit dem Gesicht nach abwärts auf das Lager und biß die Zähne in den Flaum der Kissen.

Warum böse Ahnungen so selten trügen? Der Fürst befand sich gar nicht zu Hause. Er war an demselben Morgen verreis't. Niemand wußte wohin. Peter Haase empfand nicht übel Lust, den Verkündigern dieser Hiobspost die Köpfe zusammenzustoßen, wie er es den beiden Kammerdienern gethan. Vernichtet wankte er nach seinem Fiaker. Er wurde heute im Casino erwartet, da er sich Revange ausgebeten, und überdieß auf sein Ehrenwort noch beträchtliche Summen schuldete. Was zu thun? Der Schmuck seiner Frau, wenn er ihn verkaufte oder versetzte, lieferte ihm kaum einige hundert Gulden, und die kostbaren Juwelen, die er an die schöne Flora verschwendet, unter einem schicklichen Vorwand zu lehnen, dazu gebrach ihm aller Muth. Endlich entschloß er sich, dennoch bei ihr einen Versuch seiner Geschicklichkeit in Lug und Trug zu wagen. Allein ein guter Stern wachte über den Errungenschaften der Tänzerin. Sie hatte sich bei einem jüdischen Gönner zum Diner und Thee versagt. Wie ein Trunkener durchras'te Peter Haase Kaffehhäuser und Gaststuben. Um Mitternacht wanderte er zu Fuße nach Hause. Beim Oeffnen des Thores erfuhr er, daß seine Gemahlin die Ehre gehabt eine Katzenmusik zu erhalten. Nationalgarde sei aufgeboten, ein Kind überritten, ein Paar Tumultuanten arg verwundet worden. Als Ursache der Demonstration sei die brutale Aeußerung von Frau Haase bekannt: die Arbeiter seien durchgängig stinkfaules, gewissenloses Gesindel. Man solle stets mit Kartätschen unter sie feuern, und Kinder und Weiber in gleicher Art behandeln. Peter Haase dankte dem geschwätzigen

Hausmeister für seine diplomatische Mittheilung und schlich leise und bedächtig in seine Wohnung. Nach einer Stunde öffnete er vorsichtig die verschlossene Thüre an dem Schlafzimmer seiner Frau.

Armes Schlachtopfer! in dieser Nacht wirst Du sterben. Warum? Das frage Deinen Henker. In seinem Herzen ist es unwiderruflich beschlossen. Sieh! so tritt der kalte, überlegte Mord an sein schwarzes Werk! — Wie er sich über Dich beugt, jeden Zug der Schlafenden zu zählen und zu berechnen. Der Krystallkelch, in dem Du Deinen Nachttrunk genommen, versetzt ihn in Frohlocken. Du wirst nicht erwachen denkt er. Es wird ohne Seufzer, ohne Gestöhn, ohne Kampf vor sich gehen. Sollte das nicht seine erste That, sein Probestück sein? Sieh! sieh! Er schlingt ein Netz von starken Reppschnüren um das Bett und Dich. Du regst Dich nicht, Du athmest nicht tiefer, nicht ängstlicher. Jetzt faßt seine Hand die Lampe. Er stellt sie vorsichtig hinter einen Spiegel. Tiefer Schatten umhüllt Dein dem Frevel geweihtes Lager. Das Werkzeug des Mordes ist nicht leicht erkennbar. Auf den Zehen schleicht das Ungeheuer heran. Seine Hände fassen die große Flaumdecke mit Atlas gefüttert, die das Kammermädchen wie gewöhnlich auf dem Sofa niedergelegt. Wie wahnsinnig stürzt er auf das Bett, und sinkt am Gestelle desselben zusammen. Der gute Geist in ihm regt sich; er faltet brünstig die Hände, und betet: „Unser Vater in dem Himmel! Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Unser

täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

O wunderbare, verhängnißvolle Macht des Bösen! So eng ist die Grenze, die Himmel und Hölle scheidet. Eben noch ein glühend heiligendes Gebet und kaum daß neue Gedanken die Zeit haben zu erstehen, und Wurzel zu fassen — — — Ein Zittern und Schwanken des Sünders, und die rosaatlasne Wolke drückt mit ihren innern Flaumen auf das Antlitz der Schlafenden. Er spannt und drückt die Decke mit eisernen Fäusten. Kein Laut, nicht ein einziger. Aus Angst, es könne sein Werk nicht geglückt sein, hält er eine geschlagene halbe Stunde. Dann zieht er hinweg. Victoria! Er ist ein freier Mann geworden. Mit seinen Nebenbuhlern bei Mademoiselle Agolanti wird er wenig Federlesens machen. An Gold kann es ihm beim Fürsten doch nicht fehlen. Der Fürst ist ein Kauz, wie ihm nie Einer mehr in den Weg kommen wird. Peter Haase hat die vollkommene Nervenstärke, alle Spuren seines scheußlichen Verbrechens mit größter Besonnenheit zu vertilgen und zu entfernen.

5.

An Mord dachte Niemand. Warum? Aus Anlaß des Kleinsten, das dem rollenden Rad einer großen Ent-

ſcheidung entgegentritt. Das Kammermädchen, welches den Tod ihrer Dienſtfrau am erſten gewahr wurde, ſtürzte ſchreckenbleich in das Geſindezimmer, und hier ſprach man eingedenk der Veranlaſſung zur geſtrigen Katzenmuſik: „Gott hat gerichtet.“ — Solches theilte einer dem andern mit, und fand andächtigen Glauben. Herr Peter Haaſe ſtellte ſich an, in den tiefſten Schlaf verſunken zu ſein. Als man ihn weckte, ſpielte er anfangs den Ungläubigen, dann den zu Tode Erſchrockenen, endlich den verzweifelten Gatten mit vollendeter Meiſterſchaft. Er erſchütterte die Herzen der empfindſamen Zuſchauer durch die Ausbrüche ſeines wahnſinnigen Schmerzes. Er vergoß Ströme von Thränen. Man hätte ihm eine ſolche Gefühlstiefe nicht zugetraut. Das Auge des herbeigerufenen Arztes ließ ſich täuſchen. Ob dies auch der Fall geweſen wäre, wenn wir die heilſame Einrichtung engliſcher Todtenbeſchauer genöſſen? Mehr als einmal hat der ungeübte Blick eines ſchlichten Bürgers das kleine äußerliche Kennzeichen von geheimen Mord aufzufinden gewußt. Frau Haaſe wurde als eines vollkommen natürlichen Todes geſtorben, am dritten Tage zur Erde beſtattet. Der zerſchmetterte Gatte folgte laut ſchluchzend der Bahre. Am folgenden Morgen rollte ihn der Fiaker nach der Hardtburg. Seine Ahnung hatte ihn auch diesmal nicht betrogen. Der Fürſt war zurückgekehrt, und geſtattete wie ehemals ſeine Aufwartung. Peter Haaſe erſchien mit verweinten Augen, zu welchem Zweck er beißende Sachen in ſeinem Schnupftuch verwahrte. Der Fürſt hörte ſeinen kläglichen Bericht aufmerkſam, und mit unerſchütterlichem Ernſte an.

„Die Erde sei ihr leicht" spricht er. „Es ist so schwer zu leben, und für die Meisten fast noch schwerer zu sterben." Darauf den betrübten Witwer mit seinem unheimlich stechenden Blick fest erfassend, setzte er hinzu: „Sie wünschen wieder Geld?" Peter Haase bejaht. „Ist dieses Metall Ihnen noch nicht zu schwer?" Peter Haases Verzweiflung wich dem Ausdruck eines scherzhaften Grinsens: „Man kann Todte mit Gold nicht erwecken" versetzte er — „allein es ist leicht, sich Betäubung gegen nagende Schmerzen zu suchen." „Dann gestatten Sie mir blos das Niederschreiben eines Briefes. Er ist wichtig und dringend." Peter Haase bequemte sich mit dem unterwürfigen Gehorsam eines russischen Soldaten. Der Fürst schrieb in flüchtigen Zügen, siegelte, klingelte dem Kammerdiener und sprach: „dem Stallmeister." Darauf reichte er den Kassaschlüssel seinem Gaste und sprach: Bedienen Sie sich." Peter Haase spielte auch diesmal den Bescheidenen und Zurückhaltenden; doch Waldsee stopfte ihm Hut und Taschen mit Dukaten und Banknoten. „Was zaudern Sie doch?" rief er launig. „Ihnen ist Gold nicht zu schwer. Auf mir und meiner Frau lastet es dagegen wie ein Alp. Sie haben deshalb keine Rücksicht zu nehmen. Ueberdies werden Sie jetzt sicher Ihre Reise nach dem Ausland antreten, und es dürfte Ihnen noch einmal begegnen, Ihr Glück bei Mademoiselle Flora, oder Ihren Ueberwindern im Spiele zu versuchen."

Peter Haase fühlte sich durch seinen Empfang beim Fürsten wie neugeboren. Er ließ den Kutscher jagen, was die Pferde laufen mochten, und dachte, wie tief

und ſtille ein Grab ſei. Die Reiſe war er entſchloſſen, ohne Verzug anzutreten. Beſſer ſei beſſer. Den Spielern gedachte er ihren ſchnöden Raub zu laſſen; er hatte ja allen Verluſt reichlich erſetzt bekommen. Nur mit Mademoiſelle Flora mußte ſein Verhältniß in Ordnung gebracht werden. Die Schöne erſtaunte, neue Goldminen zu ſehen; in den Händen eines rüſtigen Witwers hatten ſie doppelte Reize. Es ward beſchloſſen, Mademoiſelle Flora ſollte dem Theuern nach Paris folgen, und vor der Hand keinen neuen Contract an einer Bühne unterzeichnen. Peter Haaſe hörte mit klopfendem Herzen den Reiſewagen mit vier Poſtpferden beſpannt vorfahren, er ſelbſt nahm die Goldſchatulle unter den Arm, um ſeiner Schätze verſichert zu bleiben; da entſteht plötzlich Tumult im Vorſaal; Gerichtsperſonen erſcheinen, und verhaften den Sprungfertigen als — Mörder. Er ſtürzt ohnmächtig zuſammen Durch ärztliche Hülfe zu ſich gebracht, noch in der erſten Verwirrung verhört, geſteht Peter Haaſe unter einem Thränenſtrom Alles. Seine Ausſage wurde von ihm in feſten Schriftzügen unterzeichnet.

Die erſte Nacht im Gefängniß war reich an Gewiſſensbiſſen. Am Morgen händigte man ihm ein offenes Billet vom Fürſten ein. Es ſchien ihm, als ſtünde Alles um ihn herum in Flammen, da er den folgenden Inhalt las:

„Sind Sie endlich von der traurigen Wahrheit meines Sprichworts überzeugt: Gold wiegt ſchwer? Es war kein guter Engel mit Ihnen, da Sie den Vorſatz faßten, mir in den Weg zu treten, mir Gold ab-

zutrotzen, oder abzumorden. Der erste Blick, den ich auf Sie warf, hat mir Ihre innerste Natur blosgelegt. Ich hielt Sie für einen vergnügungssüchtigen, tolldreisten, hartgesottenen Schurken. Ich bin auch jetzt noch der Meinung, daß der Mord an Ihrer Gattin nicht ihr erster ist. Es war mir eine unerklärlich geheime Wonne, Ihrem Wunsche zu willfahren; Ihnen dasjenige zu geben, von dem ich mit mathematischer Richtigkeit voraussah, Sie würden es zum Guten so wenig zu benützen verstehen, als ich es zu benützen verstehe. Ich thue mit Gold nun nichts Gutes; ich weiß das vollkommen. Sie würden nach dem Anfang zu schließen, ein Meister in Verbrechen geworden sein. Meine geheime Polizei, die ich für Sie bestellt, hat Ihre Schritte vom ersten Tage an beobachtet. Ich sah den Mord Ihrer Gattin prophetisch voraus. Die Anzeige an die Gerichtspolizei zu Ihrer Verhaftung habe ich in Ihrer Gegenwart geschrieben. Sollten Sie indeß noch immer des Glaubens sein, daß Gold nicht schwer wiegt, so will ich Sie erinnern, daß ich unsern Pakt durch Ihre Haftnahme keineswegs für gelöst ansehe. Sie dürfen auch hinter vier finstern Kerkermauern mit meinen Schätzen gebieten. Können Sie hoffen Ihre Wächter zu bestechen; bieten Sie was Ihre Zwecke befördert. Machen Sie sich frei; ich stehe für jedes Lösegeld zu Diensten; sollte ich auch Gefahr laufen, von Ihnen in der ersten Stunde Ihrer Freiheit niedergestoßen zu werden. Wenn Sie aber, wie ich solches früher glaube, finden, daß die Macht des Goldes seine verhängnißvolle Schranke hat wie Alles; daß der Reiz des Lebens eben durch Ihre

Kenntniß von ſeinem wahren Werth gänzlich erloſchen iſt, ſo erſcheint mein Anerbieten als eitel und überflüſſig. Ich zweifle nicht, daß Sie dann vorbereitet und entſchloſſen ſind, der zeitlichen Gerechtigkeit der Menſchen das Opfer zu bringen, worauf Sie vollgültigen Anſpruch hat. Erſchrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen weiters melde, daß ich beim Gericht gebeten, zum Vormünder Ihrer beiden Kinder beſtellt zu werden. Sie waren Ihnen, ſeit Sie Gold beſaßen, doch kein Vater. Ich hoffe durch ihre Erziehung den Vortheil zu ernten, ein Vater der Meinigen zu werden. — Würden Sie nichts von meinem Leben wiſſen, als dieſes eine Geſtändniß, ſo müßten Sie begreifen, warum ich zuweilen qualvoll ausrufe: Gold wiegt ſchwer. Ihren Kindern hoffe ich und verſpreche ich jedenfalls — Vater zu ſein. Gold aber, das verſichere ich Sie, Gold bekommen Sie nicht in dem Maße, als Ihr verblendeter Erzeuger. Gott, der Allmächtige, ſchicke Ihnen Reue und Stärke auf Ihrem letzten Gange. Ferd. Waldſee.

Die Wirkung dieſes Briefes auf den Mörder war unbeſchreiblich. Er verfiel in ein Gehirnfieber, das bald einen höchſt bedenklichen Charakter annahm. Im Delirium ſchien er alle Momente ſeines Lebens vor Wärter und Arzt vorüberführen zu wollen. Er ſprach von ſeinen kleinen Freuden und Leiden, da er als Soldat, als Grenzjäger, als Taglöhner, mit größter Dürftigkeit zu kämpfen hatte. Alles Drangſal, das er damals erduldet, reichte nicht an das Hundertſtel der Höllenleidenſchaften, die in ſeinem Herzen durch das unglückſelige Gold des Fürſten wach gerufen worden. Wenn er im

Delirium auf dieſen Abſchnitt ſeines Lebens gerieth, ſo ſteigerte ſich ſeine Fiebergluth zu ſtundenlanger, heftiger Raſerei. Er mußte gegurtet werden. Der Arzt, vorausſehend, die irdiſche Gerechtigkeit müſſe ihr Amt diesmal in die Hände eines höhern Richters niederlegen, benachrichtigte den Fürſten auf ſeine diesfalſige Bitte von der drohenden Gefahr des Kranken. Ferry Waldſee verfügte ſich ungeſäumt an das Lager des Verſcheidenden. Schon ſeit einer Stunde war der ſchwere Todeskampf eingetreten. Mit welchen zermalmenden Gefühlen vernahm der ſchuldloſere Theilnehmer des Mordes die letzten Worte von Haaſe's verdorrten Lippen: „Gold wiegt ſchwer!“

Briefe des deutſch-öſterreichiſchen Schloſſergeſellen Alois Greiner.

I.

Aus Berlin, im Juni 1848.

Juchhe! juchhe! Ueber den Bergen d'rüben wohnen auch Leute, und was das Beſte iſt, deutſche Brüder wohnen dort. So merk' auf Rutſchepeter, was ich aus dem Dintenfaß für Dich loslaſſ'. Wo Du hinkommſt, überall, aus jedem Dorfe, in jeder Stadt ſchallt Dir der Gruß entgegen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ — Herzliebſter Bruder! Ich wollte, Du zögeſt mir nach; es könnte, es dürfte ſo ſein. Es iſt nicht wie das Erſtemal, da ich dieſelbe Straße mit meinen Storchenbeinen abmaß. Damals fühlte ich die

Schwere des Tornisters mehr auf der Brust, versichere ich Dich, als auf Schultern und Rücken. Und was war's doch, was brennende Gifttropfen träufeln ließ in mein weitgeöffnetes Herz hinein, daß ich schier fürchtete, es werde zusammensinken in eitel Asche und Kohlen? Was war's doch damals? — Einen Ausländer nannte man mich, da ich den schwarzgelben Zollschranken überschritt, und als Ausländer wurde ich obenhin angesehen, und mußte katzenbuckeln vor jedem Schandarmen, in dessen Fangbereich ich eintrat, und durfte nicht muckfen vor einem kotzengroben Magistrat, dessen gestrenge Büttel mich anschnarrten: „wo kommt Er her? was will Er? Daß das Geschmeiß nicht zu Hause sitzen bleiben kann! — Was hat solches Hungerleidervolk um unsere Butter zu schnüffeln!“ — Das war keine freundliche Aufforderung, dem Lande, dessen Boden man unter den Sohlen hatte, einen warmen Gruß mit Blick und Seele zuzunicken. — Deine deutsche Zunge, Dein deutsches Blut, Dein deutscher Sinn, das ward Dir nirgends zur Empfehlung; ein Glück, wenn Du nicht gar als verkappter Unruhstifter angesehen wurdest, und man auf sofortige Rücksendung des werthen Gastes mittelst Schub bedacht war. Du, der Oesterreicher, bliebst ein Ausländer in Sachsen, ein Ausländer in Preußen; und Brüderlichkeit und Heimathsrecht, die beiden großen Menschengüter, die durftest Du unter Seufzen, mit einem trüben Blick nach rückwärts suchen. Vorwärts fandest Du sie auf Deinem Wege nicht. Juchhe! Wie ist das durch unsere Revolution anders geworden! Es war wahrlich Zeit, daß das Volk daran dachte, sich Luft, Freiheit

und Bewegung zu verschaffen. Wir waren eine todtschlächtige, erschöpfte Masse; es that wahrlich Noth, die leeren Adern mit neuem Blut zu versehen. O lieber Herrgott, war's denn möglich, daß ein solches Lied existirte, und wir sprachen's, wir sangen's nach, und machten uns nicht frei, machten uns nicht groß und stark, wie es das herrliche Land angibt. Doch halt! halt! — Das ist's ja eben, daß das Lied nicht Eingang fand bei uns, daß sie es künstlich abzusperren wußten von unsern Gemüthern; daß der junge Wanderbursche hoch auf dem Bergesgipfel stehen konnte, und in das weite, herrlich grünende Land zu seinen Füßen neinblicken, und das Blut schoß ihm nicht wie ein glühender Strom zum Herzen, und seine Kehle brachte das Lied der schwebenden Lerche nicht zum Schweigen durch sein dreimal heiligeres Lied:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westphalenland?

Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer, iſt's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß iſt es das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's, was des Fürſten Trug zerklaubt?
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
„So weit die deutſche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder ſingt:
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das wack'rer Deutſcher, nenne Dein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt,

Das soll es sein, das soll es sein,
Das, wack'rer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt des Wel'schen Tand,
Wo jeder Frevel heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund.
Das soll es sein, das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein.

Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gib uns ächten, deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Siehst Du. — Jetzt ist das große Glück da, und jetzt wollen wir's an allen Zipfeln festhalten, und nicht mehr auslassen. Wir sind frei geworden, und der Oesterreicher hat das Seine redlich gethan, die Ketten der Tirannei in Stücken zu zerreißen. — Gelt Du, wir waren auch dabei, und guckten recht mit beiden offenen Augen in die schwarzen Mäuler der Kanonen. Woher hatten wir die Kuraſche genommen, Bruderherz? Ich komm' eigentlich noch gar nicht in mein Conzept hinein. — Das war Dir schon in Sachsen ein Geriffe um uns. Und in Schlesien nicht minder, und in Berlin vollends! Die alten Freunde rannten von selbst herbei; hattest nicht nöthig, sie erst aufzusuchen. „Ihr raren, raren Oesterreicher! hieß es da nach jedem Handschlag. Jetzt sind wir vor dem Angesicht Gottes Brüder! Die Furcht, daß Ihr auf Befehl Eures Ministers mit Euren Bajonneten gegen uns marschiren werdet, ist gründlich vorbei.

Offen geredet, es hat Eure Kapitalbravheit Niemand hauſſen vermuthet. Blitzkerle Ihr! Jeder dachte, Ihr würdet wieder die Letzten, die Allerletzten kommen!" So ſprachen ſie. Ich fand aber, daß es ganz gut ſei, daß wir eben nicht die Letzten geweſen. Sonntags, da wir in Haufen zum Biere gingen, ſprach der Meklenburger Heinz — Du erinnerſt Dich doch des Herzmenſchen von meinen erſten Briefen her? ſprach der Götterkerl zu uns im Kreiſe: „Schon das Eine lohnt unſere Revolution, daß wir uns als Deutſche gegen die ganze Welt zuſammengefunden. Die künſtlich gemachten und genährten Feindſchaften des Größten gegen den Kleinern, des Keinern gegen den noch Kleinern, werden an dem geſunden Sinn der Völker verſchwinden, wie Thau im heißen Sonnenſchein. Werden auch die alten Hecheleien und Sticheleien unter Perſonen verſchiedener Stämme nicht aufhören, das hat nichts zu bedeuten. Das gibt manchmal erſt den rechten Pfeffer zur Tunke. Laßt Ihr den Berliner vom Schwaben ſagen: „Schaut das dumme Schwabenmännle an!" und vom Oeſterreicher: „da ſpreitzt ſich der Hähndel- und Knödelfreſſer!" — und Schwabenmännle und Oeſterreicher, laß Du ſich wieder am Berliner reiben, und ihm als Hungerleider und Windbeutel auftrumpfen. Das bringt doch nicht mehr durch die Haut zum Herzen hinein. Der Titel „Deutſche" iſt uns Allen gemeinſam; den wollen wir ſtets als Schild gebrauchen gegen ſchlecht verſtandenen oder ungebührlichen Witz, hinter dem ein Reſt der alten Feindſchaft lauert. Das darf nun und nimmermehr vorkommen, daß wir Deutſche ſo ſchaden-

froh gegen einander sind, und Einer dem Andern was aufmutzen möchten. Gelt, Ihr Alle stimmt meiner Ueberzeugung bei; so verstehe ich den nächsten Gewinn unserer Revolution, und was ein ächter Kerl ist, wird auf seine Zunge aufmerken und sich hüten, etwas darüber zu lassen, was wie eine Ohrfeige auf der Wange des Hörers brennt!"

So der Meklenburger Heinz. Ich wollte, Du hättest den Kernmenschen sehen können, wie er dabei die Pfeife aus dem Munde that, und in aus über die Seligkeit, ein Glied eines Volkes von 40 Millionen zu sein, perorirte. Denk' Du, 40 Millionen Deutsche! in einem Bundesstaat beisammen, und wir Deutsch-Oesterreicher haben noch was Apartes; die nichtdeutschen Hausgenossen sind uns nicht zur Thüre hinausgeworfen. Die Ungarn, die sich auf ihre alten Vorrechte steifen, zeigen zwar große Lust, ihr Glück auf eigene Faust zu suchen. Ich hab' die beste Hoffnung, daß sie mit sammt den Kroaten und Grenzern zur Besinnung kommen. — Ich bleib dabei, wir Völker können uns auf die Länge nicht mißverstehen. Ehrgeizige oder schlechte Menschen wollen uns zu ihren besonderen Zwecken veruneinigen, wenn's so in ihren Kram taugt. Justament so feindlich macht sich's auch wieder in Preußen. Pechschwarze Gewitterwolken steigen auf. Die alte Eifersucht der Norddeutschen gegen die Süddeutschen soll dazu benützt werden, ein einiges Deutschland wieder auf einige Jahre zurückzurücken. Zeit gewonnen, Alles gewonnen, denken die, welchen es vortrefflich dient, wenn wir wie zwei bissige Köters uns an die Gurgel fahren. Sie profitiren doch von Allem, von unserm Schweiß am Meisten,

dann von unſerm Blut und unſern Thränen. Wie geſagt, Du ſiehſt ſchon den Unteroffiziersſtolz, den Schnurrbartshochmuth der Preußen ſich blähen, und an welchem Tiſche Du niederſitzeſt, Du hörſt alle Finger lang: „Preußen iſt Deutſchland! — Die dummen Schwabenmännle, und die faulen Oeſterreicher ſollen nicht muckſen!“ — Darüber das nächſtemal mehr, und auch noch über andere Sachen. Höchſtens hätten die Herrn noch ein und anderes Stück fettes, deutſches Land gern verſchluckt, wie einſt Oeſterreichiſch-Schleſien und Sachſen. Aber anders die Preußen, von denen ich jetzt reden muß, und bei denen die Gehäſſigkeit gegen andere Stämme ſich in trauriger Weiſe Luft macht. Da würde ich Dir doch wünſchen, nur einmal in acht Tagen Deine Naſe in eine ächt-preußiſche Zeitung zu ſtecken. Wir Oeſterreicher, wir hätten uns ſo weit zurückhalten ſollen, bis die Preußen in Deutſchland vorne dran geſtanden wären. Das gab Dir ſchon einen Verdruß, daß Prinz Johann zum Reichsverweſer gewählt wurde. Nun ſehen ſie ſchon die Oeſterreicher die andern deutſchen Stämme führen, was rein aus der Luft gegriffen iſt, denn Oeſterreich ſchickt im Verhältniſſe ſeiner Einwohnerzahl ſo und ſo viel Abgeordnete; mehr nicht. Sind das in der Mehrzahl Kernmenſchen durch und durch, und kämpfen und ſtreiten ſie für Freiheit und Recht des ganzen Volkes, und für Würde, Macht und Herrlichkeit des ganzen neuen Bundesſtaates, ſo geben ſie eben Geſetze als Deutſche für Deutſche. Verſtehſt Du? und ſind es gute Geſetze, um ſo viel beſſer, und

Gott im Himmel die Ehr'.

Keinem aber wird und ſoll es einfallen, Miniſter der Centralgewalt zu werden, aus dem alleinigen Grunde, weil er ein Oeſterreicher, wie der Erzherzog Johann iſt, und weil Oeſterreich für ſo viel und ſo viel Millionen Abgeordnete ſchickt — ſondern der Reichsverweſer ſoll ihn wählen, weil er auf deutſcher Erde und unterm deutſchen Volk ein Talent und ein Charakter geworden. Die Preußen aber haben müſſen als Preußen in's Reichs-Miniſterium gewählt werden, weil ſie ſo gar grimmiges Geſchrei wegen Zurückſetzung und abſichtlicher Beleidigung erhoben haben. Ich möchte nur wiſſen, wo die Beleidigung aus dieſem Anlaß ſtecken könnte? Begreifſt Du's anders, ſo theil mir's umſtändlich mit. Ein Unglück ſcheint mir's, wenn kein Vertrauensmann unter einem ganzen Volke erkenntlich iſt, aber keine Beleidigung Seitens der Andern. Eben ſo möchten die Preußen die Mehrheit im Parlament als Preußen führen, und nicht als Deutſche.

Bruder! Bruder! — für dieſe Männer iſt der ſchöne Geſang: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ nicht gedichtet worden.

Ich mein nun aber mit dieſem meinen Brief den Preußen nicht bloß zu zeigen, daß ein fauler Oeſterreicher ſie durchſchauen kann, nein! ich mein auch wie ein gerader, offener Menſch die Schuld der Andern nachzuweiſen, warum die Preußen ſo plötzlich den Gaul wieder nach dem Stall zu gerichtet wiſſen wollen. Erſtlich, ſag ich, und das iſt die pure lautere Wahrheit, man iſt unſern nördlichen Nachbarn ohne alle Manier in's Haus gefallen. Das verträgt nun einmal nicht jeder Magen.

Siehst Du, das preußische Militär ist nicht das preußische Volk. Der Prinz von Preußen ist noch weniger der preußische Staat. Er ist einfach nach dem neuen Recht ein Staatsbürger wie der letzte unbescholtene Gänsehirt in seinem gesegneten Pommern. Eben so ist der Herr Fürst Lichnowsky im Frankfurter Parlament der wahre Vertreter aller großen Grundbesitzer und Geldmänner, so wie Herr Vincke, als Abgott einer gewissen Klasse gemüthloser Krautritter und Gardelieutenants, das Orakel seiner Provinz Westphalen ist. Nun geschieht von diesen Leuten oder ihren Anhängern etwas Albernes, oder Ungezogenes, oder Freiheitsmörderisches, wie es eben in der Natur aller der Bezeichneten liegt, gleich wird's dem gesammten Preußenthum in die Schuhe geschoben. Die Zeitungs- und Bücherschreiber, die Redner in den Parlamenten fallen mit einem Schloßen- und Hagelwetter von Anklagen und Schmähungen über alle Preußen her. Sie zeigen sich darin weitaus nicht klug, nicht besonnen und versöhnlich genug. So wird der Faden zur Brüderlichkeit und Einheit nun und nimmermehr gesponnen. Es ist eben wieder der alte Fehler, daß wir Stamm gegen Stamm sogar schadenfroh sind, im Anklagen und Vertheidigen nicht Maß halten; nein! Einer den Andern weit lieber schwarz machen, wie den Teufel in seiner Küche selbst. Ich mag den Zorn über solches Verfahren nicht hinabwürgen, dießmal gewiß nicht! — Verdienste, große Verdienste haben die Preußen als Volk und Staat stets gehabt, das soll bei ihnen heilig gehalten werden, und in der Erinnerung forterben von Sohn zu Sohn. In diesen geweihten Tempel der

nächsten Vaterlandsliebe soll fremder Spott ohne Verachtung oder Strafe sich nicht einstehlen dürfen. Das mögen die Redner, die Zeitungs- und Bücherschreiber bedenken, deren Worte wie geflügelte Pfeile über die Länder hineilen. Summa Summarum, diese Klasse von Preußen ist dem Aufbau des deutschen Bundesstaates nicht entgegen, unter der einen Bedingung, daß der preußische Staat seine Pflicht und sein Recht die Führerschaft deutschen Lebens wird übernehmen dürfen. So hab ich's gedruckt gelesen. Schwarz auf Weiß in den besten Schriften, und so spuckt's in den Köpfen von Tausenden. — Kommt mir der Raptus, so schnür ich's Ränzel, und wandere Frankfurt am Main zu. Daß wir uns nicht mißverstehen. An die Einheit Deutschlands glaub' ich, dafür leb' und sterb ich. In dem Gedanken bin ich lustig wie ein Vogel im Hanfsamen, Du auch Bruderherz? Das ganze Deutschland soll es sein! Gelt Du? Leb wohl! Dein getreuer Bruder

Alois Greiner.

II.

Aus Frankfurt a. M. im August 1848.

Lieber Bruder! Wie ich mir's gedacht hab', so hat's leider zu getroffen. Leider, sag' ich, aus tiefstem Grund der Seele. Die Preußen, wie ich gefürchtet, wollen vor-

an branstehen, und die Andern können, sie werden's nit dulden. Liebster Bruder! wenn Dir bei dieser Nachricht, und Deinem hitzigen Wesen, ein Schockmillionenbonnerwetter auf die Lippe steigt, so bitt' ich Dich, laß Satan und seine Großmutter wieder zurückwandern, von wo Du sie gerufen. Es ist eine Verständigung möglich, obschon's ein's Herz mitten in seinen Kern hineintrifft, daß die deutsche Einheit von vornweg wieder so mißverstanden wird, die doch so klar ist, wie das helle Sonnenlicht. Ueber das preußische Sondetwesen ist sich zweierlei zu denken. Da gibt es Stockpreußen, die überhaupt kein einiges, kein großes Deutschland haben wollen. Die fürchten, das alte Preußenwesen mit der großen Wachtparade, und wo die Offiziere Alles, und Adelige und Beamte sich sehr viel herausnehmen dürfen; dieses flotte, lärmenmachende Preußenwesen werde in Deutschland rein aufgehen. Als ob's wer weiß wie Jammerschade wär', wenn's just so käme. Wer Aller hinter diesem Preußenwesen steckt, liegt auf der Hand. Voran die Herrn Offiziere, welche durch die alte Ordnung der Dinge so ungebührlich begünstigt waren; die Aristokraten und Adeligen, die gestürzten Minister, die großen Beamten und der Prinz Wilhelm, dem Du gar kein Unrecht thust, wenn Du Dich der bitterbangen Befürchtung hingibst, es stecke ein ärgerer Tirann oder Despot in ihm, als je einer auf Preußens Thron gesessen. Nur bitt' ich Dich, lieber Bruder, und ich trau's Deiner Einsicht von vorn herein zu, daß Du selbst die Zusätze machst, die ich in der Feder zurückgelassen —

nur bitt' ich Dich zu glauben, daß nicht alle Offiziere, nicht alle Aristokraten, alle Adeligen, und alle Beamten — Stockpreußen sind. Es gibt auch unter ihnen recht herzlich offene, und eisern muthige Menschen und Deutsche. Das schreib' ich so gerne hin, wie eine Einladung für Dich zu meiner Hochzeit. Diese Art Stockpreußen haben sich schon deutlich vernehmen lassen. Zu ihrer Kriegsmacht darfst Du auch kecklich Alles zählen, was zu leben hat, und sich in seiner Haut wohl fühlt, wie der Esel an der Krippe. Diese Leute, Philister nennen sie die Studenten im alten Fuchsliede, schreien wo sie können und dürfen: was Verfassung? was deutsche Freiheit und deutsches Recht? Brot! Brot! müssen die Menschen haben, alles Andere ist nicht mehr werth als eine leere Nußschale. Du mußt ihnen wohl zuweilen Recht geben, aber Himmelkreuzsakerment! und so schlag ich auf den Tisch wie mit meinem großen Hammer: Ehr' und Freiheit ist doch auch was. Alle diese Philister hast Du hinter den Offizieren, den Adeligen und Beamten, wie die Hunde bei einer großen Jagd hinter den Jägern. Wer das Wild vorstellen soll und muß, kennst Du. — Kurasche und Pfiffigkeit kannst Du den Stockpreußen nicht absprechen. Sie wissen ein Ding einzufädeln, das es unschuldig aussieht, wie Katzenblinzeln vorm Mausloch. Zuerst hat der Prinz von Preußen, diesen Titel führt er, von England zurück müssen. Du weißt doch, daß er als Urheber der gräßlichen Metzelei zwischen Bürger und Militär in Berlin am 18. März vom Volk angeklagt worden, und in einer Art, wie sag ich nur — Ehrenverbannung hat aus'm Schuß

fort müſſen. Zu dieſer Zurückberufung hat der Miniſter Camphauſen die Hand geboten. Merk Dir den Namen gut; er iſt unſer Einer, hat kein von vor dem Namen. Dieſer Camphauſen wird im Guten oder Schlimmen im neuen Deutſchland von ſich reden machen; grundgeſcheidt iſt er. Durch dieſe Zurückberufung und zu vieles Hinhorchen im königlichen Schloß hat der Mann in einem kurzen Miniſterium den beſten Theil ſeines Credits bei der Nation eingebüßt. Gleichviel, der geliebte Prinz, die Stütze Preußens iſt da, und ſchon wird wie mit 10 Gäulen nach der alten heiligen Ordnung zugejagt. Davon ein andermal, wie ſie's treiben, um den Freiheits- und Deutſchmännern böſes Spiel zu machen. Das Schändliche aber iſt und bleibt, daß ſie Soldaten, die leicht in einen Irrthum hineinzureden ſind, erhitzt haben, die deutſchen Farben und Fahnen zu beſchimpfen, und mit den Bürgern blutigen Streit und Hader anzufangen.

Das pfeifen nun einmal die Spatzen von den Dächern: Das Stockpreußenthum hat nie und niemals was von einem einigen Deutſchland wiſſen mögen.

Nun wär's wieder uns, an die Baiern, die Schwaben, die Badenſer, und alle die keine preußiſchen Deutſche ſind, die Gekränkten, die Herausgeforderten zu ſpielen. Das Sprichwort ſagt wie Du mir, ſo ich Dir, Wurſt wieder Wurſt u. ſ. w. Nein, ſag ich, nein! — Wir ſollen uns aus dem Geſchrei des Nachbars: „Die Preußen ſtehen voran dran," nicht viel machen. Wenn ſie nur nach ihrer Art tüchtig helfen, die äußern, und mehr noch die innern Feinde in Schach zu halten, ſo ſollen ſie hochgefeiert und hochbelobt werden, ſo

weit des Deutschen Zunge klingt. Ist's doch auch eine Größe, Verdienste gern und dankbar anzuerkennen. Darum Bruder ist mein Wahlspruch so: erst den Bären haben, ehe die Frage sein kann, wer soll ihn tanzen lassen. Die Führerschaft in einem Bundesstaat ist überhaupt ein Streit um des Kaisers Bart. Führen denn die Staaten? oder die Völker? Wer kömmt denn im Parlament zusammen, um die allgemeinen Gesetze und allgemeinen Angelegenheiten zu berathen? Die Abgeordneten Preußens allein? Nicht doch, die Abgeordneten aller Völker und Staaten: auf so viel Seelenzahl aber immer Einer. So regiert Preußen mit allen andern gemeinsam für Deutschland, und wird mit den Andern regiert in Deutschland. So versteh ich den Casus. Mit der Führerschaft, so wie mit dem Aufgehen in Deutschland hat es seine guten Wege.

Aber das laß Dir immer sagen, Bruder, der Ehrgeiz der Herren Preußen ist doch nicht ohne Grund. War bei ihnen eine Tirannenherrschaft wie bei uns, in manchen Stücken sogar weit ärger, so wars eine aufgeklärte Tirannei. Merkst Du, was aufgeklärt hier heißen soll? Dem Guten ließ man Eingang, wenn's nur nicht mit der Freiheit zusammenhing; denn die Freiheit verabscheuten unsere alten deutschen Fürsten, wie Pest und Tod. In Oesterreich aber ließ man gar nichts, wie Du weißt, absolut gar nichts Neues aufkommen. Es sollte immer beim System bleiben, wie die Hofräthe sagten. So stehen die Preußen allerdings in Vortheil gegen uns. Sie müssen zwar, wie wir, ihr Haus bis auf den Grund einreißen, und neu wieder aufführ-

ren, soll es für die Zeit und die neugebornen Menschen, die mit dem Wasser der Freiheit getauft sind, passen. Nun, der Unterschied ist zwischen uns und ihnen: sie können viel von den alten Steinen und dem alten Holzwerk brauchen; wir leider gar nichts; denn Alles ist verfault und zerfressen, oder paßt nicht. Da haben die Preußen z. B. eine und die andere Einrichtung, wie sie zum besten Wesen eines demokratischen Staates gehört. Die Gewerbefreiheit nenn ich zuerst. Ihre Einführung wird in Oesterreich Zetermordjio hervorrufen; aber es muß eben von den Betroffenen verwunden werden, und der Reichstag wird berathen und beschließen, wie es die neue Ordnung erfordert; damit nicht Eines dem Andern plötzlich in den Weg tritt, und es hindere. Uebrigens dürfen Jene allerdings in's Fäustchen lachen, denn ein Haben ist besser, als hundert: hätt ich. Sodann ist jeder Mann in Preußen in Waffen geübt, jeder Mann für Waffen und Selbstvertheidigung eingenommen. Das gibt den nicht zu verachtenden Gewinn, das stehende Heer auf den kleinsten nothwendigen Theil, der Ersparniß wegen, herabzusetzen. Drittens, besteht die Classensteuer, deren Vertheilung und Aufbringung den Gemeinden anheimgestellt ist. Diese Abgabenart kommt der Einkommensteuer ganz nahe, welche in der nächsten Zukunft die einzige Steuer sein wird, die das Volk überdieß selbst erhebt, und in die Staatskassa abliefert. Das Beste aber kommt noch nach. Die Preußen haben eine herrliche Ordnung für Städte und Gemeinden, eine vortreffliche Eintheilung der Gemeinden und Bezirke, (nicht in Dominien wie bei uns);

wenn sie also aussprechen, daß die Gemeinden sich in Zukunft selbst zu regieren haben, in Sachen die die Gemeinde oder den Bezirk angeht, so kann es am nächsten Morgen schon geschehen sein. Und warum nicht? Wer gehen kann, dem wird das Laufen nicht schwer fallen. Das sind nun alles sehr schätzbare Erbstücke, und darauf pochen die Preußen, und meinen, wenn sie ihr Staatsgebäude am ersten und besten aufgebaut haben, so kann die Führerschaft in Deutschland ihnen nicht ausstehen.

Laß Du sie aber pochen, Bruderherz! Was von der Führerschaft zu halten, weißt Du. Das Aufgehen der Preußen in Deutschland ist Larifari, wie der panische Schrecken in Oesterreich, daß wir von Frankfurt aus regiert werden sollen. Da frag ich gleich zur Stelle: Halt! Ihr Aengstlichen! Ihr Blinden! Wer regiert denn in Frankfurt? Doch auch die 190 deutsch-österreichischen Deputirten? Immer im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung. Könnt Ihr nach Recht und gesunder Vernunft *mehr* verlangen? Der Ort ist gleichgültig, der beim Datum eines Gesetzes steht; wenn nur das Volk durch seine Vertreter für das gesammte deutsche Volk regiert. In Wien wird aus diesem Anlaß kein Gras wachsen, das glaub Du nur.

Blitz und Hagel! Da merk ich gerade, zu welcher Länge mein Brief angeschwollen, und fast über das eine Thema: Die Preußen und ihre Stellung in Deutschland. Ich hab's nicht unterlassen können; es bleibt Dir zu viel unverständlich, wenn ich von der Frankfurter Nationalversammlung zu schreiben anfang';

und Wichtigeres, als was dort geſchieht, kenn ich für den Deutſch-Oeſterreicher nicht. Theilſt Du meinen Glauben, wie ich nicht zweifeln kann, denn, Du, Bruderherz, biſt mit Herz und Sinn für das deutſche Großvolk, für den deutſchen Großſtaat, ſo ſchärf nur im Voraus Deine Augen. Du wirſt Wahreres zu leſen bekommen, als was in den Zeitungen ſteht, die immer Partei nehmen für oder wider, ſo daß es kein Kleines iſt, ſich das Rechte und Wahre herauszuklauben. Mich kennſt Du aber ſo weit, daß ich Dir wiſſentlich keinen Irrthum auftiſche, und ſo mit Gott, und dem ganzen Deutſchland, Dein getreuer Bruder

Alois Greiner.

III.

Aus Frankfurt am Main im Auguſt 1848.

Und jetzt freut's mich erſt rechtſchaffen, daß ich bei meinem Raptus geblieben, und Berlin Valet geſagt hab', trotz der Bravheit meines Meiſters, und dem ſeelenwarmen Lächeln der ſchönen Lorl', die — — Ey, ich hab's dem herzigen Mädel mit Mund und Augen, und Herz und Seele zugeſchworen, wiederzukommen, auf den Herbſt vielleicht gar ſchon wieder; doch jetzt müßt' ich nach Frankfurt runter. Die Sehnſucht pochte zu gewaltig; alles Sitzen und Bleiben in Berlin war mir verleidet. Da hab' ich denn an dem herrlichſten

Sommerabend meinen beſcheidenen Einzug gehalten, wo ſo viele Kaiſer umringt vom jubelnden Volk die deutſche Reichskrone empfangen. „So wechſelt die Herrlichkeit der Welt," ſprach der hannöverſche Student, ein Begleiter und Freund, den mir die letzte Nachtherberge gewonnen, „ſo wechſelt die Herrlichkeit der Welt, Bruder Oeſterreicher. Einſt tagten Kaiſer und Fürſten im Römer (ſo heißt das Rathhaus der Frankfurter); und da ſie nur Flickwerk und Schinderarbeit zuſammen brachten, ſo tagt jetzt das Volk in der Kirche St. Paulus. Wir gaben uns das Wort uns dort bald zu treffen.

Von der Reiſe ſelbſt, und welche Oerter ich berührt, und was ich da geſehen, und was dort genoſſen und erfahren im Handwerk, für dießmal nichts. Meine Seele war einmal nur von dem einen Gedanken eingenommen, den Du längſt aus allen beiden Briefen herausgeleſen, dem Gedanken der fröhlichen Wiedergeburt des deutſchen Volks. Sag Du; iſt's denn überall ſo in Böhmen, in Mähren, in Tirol, im Ober- und Unterlandel, in Steiermark, Schleſien, Kärnthen und Krain und Iſtrien, iſt's überall ſo lebendig, wie allhier in allen Landen, groß und klein? Die Menſchen vergleich ich mit einem Bienenſtock, der ſtoßen will, wo Alles ſich rührt und rennt, und ſummt und ſurrt.

Jeder hat ſein Konzept für ſich gemacht, und malt ſich die Freiheit aus; wie ſie ihm am liebſten wär', und fragt Dich, und ſtudiert und beißt ſich in die Zeitungen hinein; was die in Frankfurt für Wunderdinge zuſam-

menrathen werden, daß die gebratenen Vögel uns gleich ins Maul hineinfliegen.

Der Nationalversammlung galt mein erster Gang, wie ich's dem Studenten zugesagt hab. Das beschreib' ich Dir aber nicht, als ich vor der St. Pauluskirche stand, nnd mir sagte: „Da drinnen wird getagt. Geh' Du auch hinein, und hör' und urtheil' wer Gesetze macht, und wie man Gesetze macht für das gesammte deutsche Volk. Von der Kirche und ihren Säulen sah ich erst nichts; mich ergriff der Anblick der Versammlung, und hielt mein Auge wie verzaubert.

Nie fühlt ich mein Herz, in einem solchen unaussprechlichen Gefühl von Ehrfurcht und Andacht schlagen. Glaubst Du's; ich dachte, man müsse die Vertreter des Volkes grüßen, wie das Heiligthum im Dom von St. Stephan? Da hast Du's aber wieder, was Heimathliebe bedeutet im Menschen. Nicht nach dem Sitz des Präsidenten fragt' ich meine Nachbarn zuerst; die Landsleute, die Oesterreicher wollt' ich schauen und kennen lernen. Was das für ein Kichern gab, als ich verrieth: alle Oesterreicher müßten schon der Landsmannschaft wegen in einem Haufen, Mann bei Mann, nebeneinander sitzen? Ja, denk Du daran. Auf der rechten Seite sitzen sie, auf der linken, und im Centrum. Ob Du wohl weißt, was sich unter dem rechts und links, und dem Centrum in einer Nationalversammluug gedacht wird? Schad't nichts; ich schreib's frischweg nieder. Die Rechten wollen es möglichst beim Alten bewenden lassen; die Linken dagegen verlangen, daß dem Volke alle seine Freiheit und Macht werde bis auf dem Buchstaben.

Die im Centrum sind unentschlossen, haben keine rechte Meinung und keinen tüchtigen Willen. Ich sag Dir; es hat mich erbarmt zu sehen, wie der Eine und Andere aus ihrem Haufen, von einem Rechten oder einem Linken gepackt, und für seine Meinung fortgeschleppt wurde, wie der todte Käfer von der Ameise. Im ersten Monat war der Freiherr Andrian Vicepräsident. Ich kann Dir nicht zureden, den Namen zu behalten, noch dem Manne selbst einen Altar der Verehrung und Dankbarkeit in Deinem Herzen aufzurichten. Er ist das, was man Aristokrat nennt, und womit wir den Begriff eines mehr volksfeindlichen, als volksfreundlichen Mannes verbinden. Den Mund thut er zum öffentlichen Sprechen nicht auf; doch möcht' er in allen Dingen gern als Erster vor allen Oesterreichern vorn sein. Die Frankfurter hab'n ein Witz auf ihn gemacht und gesagt: „Andrian sollte Reichsminister des Innern sein, weil noch nie Jemand etwas von ihm gehört hat."

Bruderherz! Die Namen schreib mit feurigen Buchstaben in Dein Gedächtniß. Franz Raveaux aus Köln, Robert Blum aus Leipzig, Schaffrath Arnold, Ruge, Trütschler, Wesendonk, Brentano, Zitz. Und von Oesterreichern die folgenden sechs: Dr. Berger aus Wien; Gritzner, Hofsekretär aus Wien; Moritz Hartmann, Schriftsteller aus Leitmeritz; Jopp, Gutsbesitzer aus Enzersdorf in Nieder-Oesterreich; Kolaczek, Professor aus Teschen in Schlesien; endlich den durch und durch biedern Volksvertreter Doktor Adolf Wiesner. Ich bitte Dich, wer hat vor einigen Monaten von ihnen ge-

wußt, und jetzt zeigen sie sich als so begabte herrliche Menschen, und wenn dem deutschen Volke etwas Gutes erblüht, so haben sie redlich ihren Schweiß daran gewandt, und viele Bosheiten ihrer Feinde, der Männer von der Rechten, erdulden müssen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir etwas ein, was sich vortrefflich paßt, und was ich aus einem prächtigen Volksbuch für Dich beisetzen will. Es heißt: „Ich sag's und bleib dabei: wer einen rechtschaffenen Menschen gern hat, in dem steckt selbst so einer, wenn er ihn auch nicht so herauslassen kann, und er hilft ihm durch das Gernhaben und will auch so werden. Ich bin jetzt viel zufriedener, weil ich wieder neue Menschen habe, die ich so grundmäßig gern haben kann. Ist das nicht als wär's ganz eigens für Dich und mich wegen der Frankfurter Volksmänner geschrieben?

Ueber Langsamkeit der Versammlung wird große Klage geführt. Wahr ist's. Doch wer trägt die schwere Schuld daran? Doch nur die Männer der Rechten, die im Grund des Herzens nichts wollen, als ihr altes Preußen, ihr altes Oesterreich, höchstens mit einigen Brosamen von Verbesserungen, die sie uns vom Tisch der Reichen zufallen lassen möchten. Das dulden die Volksmänner nicht, und so zerrt der Eine hin, der Andere her am Wagen, und was als ein klares, starkes, kernhaftes Gesetz aus dem Kessel hervorkommen soll, ist jämmerlich zugeschnitten wie ein Goldfuchs in der Hand des Juden, oder auf Schrauben gestellt, daß ein Pfiffikus Dir kohlraben-

schwarz daraus beweist, wo du glaubst, es müsse weiß sein wie gefallener Schnee.

Einen Heidenzorn krieg ich, wenn ich, so viele tief gelehrte Männer, die wenigstens dafür gegolten haben, wie Professor Dahlmann, Professor Gervinus u. s. w. für pures, lauteres Recht ausgeben möchten, was kein Bauer in seinem Dorf für Recht anerkennen wird. Es muß der Bruder Bauer nur einmal sich aufraffen, und gewissenhaft über die Sach nachdenken wollen. In einem ernsten ruhigen Herzen steckt, wie Christus der Herr sagt: das Gesetz und die Propheten.

Der guten Sache geschadet haben zwei tüchtige Männer, Hecker und Struve aus Baden. Die wollten den Knoten mit dem Säbel durchhauen, und die Republik ausrufen. Um Gotteswillen, dafür sind wir noch gar nicht reif; und wir stürzten durch die Republik jählings in einen Abgrund von Unordnungen hinein. Jeder würde nur von seinen Rechten schreien, und von Pflichten nichts wissen wollen. Jeder würde sich gut genug finden, einen Regierungsbeamten zu spielen, Befehle zu ertheilen, und was die eigene Person anbelangt, Niemanden zu gehorchen. Der Republikaner ist von zweien immer Eines, entweder ein halber Engel oder ein ganzer Teufel. Was glaubst Du, ehrlich gesprochen, sind wir nach unserer Erziehung geschaffen, eher Engel als Teufel zu sein? — Pst, pst, keine Großsprechereien Bruderherz. Lügen wir uns nur nicht selbst in den Beutel hinein. Ich erinnere Dich nur an die Aufhetzereien gegen die Juden. Der Jude muß frei sein, wie jeder Staatsangehörige; die gleichen Rechte haben,

wenn er die gleichen Verpflichtungen hat, ſonſt iſt Recht kein Recht, und die Freiheit nicht ſo allgemein, daß ſie, wie die Sonne über die Gerechten aufgeht, wie über die Ungerechten. Nun, weißt Du aber, wie man allerorts zu Judenverfolgungen aufgereizt hat. Sollen wir, durch Zufall als Chriſten geboren, wir das Recht haben zu ſagen: ja, ja, Volksrechte müſſen wir haben, aber die Juden nicht; ſo müſſen wir auch den Fürſten, Ariſtokraten und Beamten das Recht einräumen zu ſagen: wir haben Rechte, und ſollen ſie haben, das Volk aber ſoll keine haben. Es ſoll demüthig nehmen, was wir ihm geben. Kurz, Bruderherz, die Leichtigkeit, mit der wir über die Juden hergefallen wären, um ſie zu plündern und zu morden, beweiſ't, daß wir zur Zeit noch herzlich ſchlechte Republikaner wären. Da gehört der ſchärfſte Sinn für Gerechtigkeit, und die außerordentlichſte Achtung vor dem Geſetz dazu. Das unſinnige Republikausrufen von Hecker und Struve hat dem Volke ſehr geſchadet. Es hat die Fürſten fürchterlich erſchreckt, und wundern kann mich's kaum, wenn ſie und ihre treuen Anhänger, dieſe Furcht noch lange nicht haben verwinden können. Was thut aber nicht der Menſch in der Angſt vor einem äußerſten Angriff? Auch die Preußen ſind mehr und mehr ſtockpreußiſch geworden; je mehr die Republik ihnen aus Grund der Seele zuwider iſt, und je mehr ſie einſehen, daß die Republik kein Heil und keinen Segen bringen könnte. Denn Verſtand haben die Herren Preußen, das muß ihnen der Schwarze ſelbſt laſſen. Aber unverzeihlich iſt's, und nicht zu verantworten vor dem deutſchen Namen, daß die Preußen aus Haß

gegen die Republik, dem Volk, und einem einigen, großen, starken Deutschland mit allen Waffen zu Leibe gehen.

Pfui! ruf ich pfui! über solches Thun, und denke ich daran, und liegt mir das glühende Eisen dabei in der Hand, so fallen die Streiche darauf, daß die Funken sprühen wie glühendes Schneegestöber. — Trau, schau, wem, sagt das Sprichwort. Denk Dir, Bruder, nur voriges Jahr hat es keine glänzenderen Namen gegeben in Deutschland, als die von Hansemann, Camphausen, Auerswald, Beckerath, Vincke, als die von Welcker, Bassermann, Dahlmann. Sie waren die Hoffnung aller Guten, die starke Zuversicht aller in Ungeduld pochenden Herzen. Wie ist's nun mit ihnen gekommen? Es ist bitterlich zu sagen: kaum waren sie am Bret, um am Krankenbett des Volkes zu doktern, so machten sie es noch schlimmer als die andern, und um ein gutes Theil trutziger und anmaßlicher. Von Camphausen hab ich Dir schon mitgetheilt, daß er mit seinem Seelenfrieden die Brücke gelegt, auf welche der Prinz von Preußen, der starre Prinz, in sein Vaterland hat zurückkommen können, zu einer Zeit, wo die Leidenschaften zu aufgeregt sind, um diesem heldentrotzigen Herrn irgend eine Reue über das Geschehene zuzutrauen.

Alt und Jung ruft zwar immer Vox populi, Vox Dei, d. h. des Volkes Stimme ist Gottes Stimme; doch als öffentlichen Beweis will es eben Niemand gelten lassen. Da ist namentlich Herr Vincke gegen den edlen Hof- und Gerichtsadvokaten Brentano aufgetreten, weil dieser um Verzeihung für die Republikaner in Ba-

den mit den Worten gebeten: „Wollt Ihr die Männer des Volkes zurücksetzen gegen einen König von Preußen?“ Die Preußen benützten die Gelegenheit, um mit dem wüthendsten Geschrei über den Redner herzufallen: seine Worte als eine Beschimpfung der ganzen preußischen Nation auszurufen. Eine wildere, tobendere Scene hab ich Zeitlebens in keinem Wirthshaus gesehen. Man hat Brentano von der Rednerbühne herabstürzen wollen, und denk Dir, Vincke, Graf Wartensleben und noch Andere haben den Abgeordneten des Volkes zum Duell auf Pistolen herausgefordert. Pfui, nochmals pfui, über solche gewaltthätige unverantwortliche Leidenschaft! Diese Männer wollen dem rohen Volke, wie sie sagen, ein Beispiel geben, wie Recht und Ordnung geachtet werden sollen. Die Präsidenten Heinrich von Gagern und Soiron haben leider sich nicht so unpartheiisch gezeigt, als es in der Pflicht ihres hohen Amtes gelegen ist. Wundern thut's mich nur, daß nicht auch Fürst Lichnowsky unter den Herausforderern gewesen. Er ist ein verbissener Volksfeind, und wahrlich! wie er zu Werke geht, das ist nicht die rechte Art, das erbitterte Volk zu bewegen, dem Adel Waffen zu lassen, mit denen er bei der ersten Gelegenheit wieder unsern Despoten spielt.

Ich habe aber auch den Mann gesehen, den jeder Deutsch-Oesterreicher tief in sein Herz eingraben soll neben dem Prinzen Hansel, dem ersten Reichsverweser des neuen Deutschlands. Er ist ein Fürst aus Baiern, Karl Leiningen, Halbbruder der Königin Victoria. Dieser Ehrenmann beweist, daß es nicht nothwendig

ist, ein Fürst zu sein, und das Volk in alter Weise zu drücken, zu pressen, zurückzusetzen, ihm die Vereinigung in den großen gewaltigen deutschen Bundesstaat unmöglich zu machen. Zu einer Zeit, wo noch Niemand die Revolutionen zu ahnen wagte, die einem Erdbeben gleich alle Länder erschüttert, hat Fürst Leiningen einen merkwürdigen Brief an seine Standesgenossin gerichtet. Da hat er darin gesagt: „So können die Dinge nicht mehr bleiben wie sie sind. Das Volk wird und muß es einmal zu einer Revolution treiben, wenn seinen gerechten Wünschen nicht noch zu rechter Zeit entsprochen wird. Der Adel aber muß dem Volke gleichsam vorangehen, sonst wird das Volk ihn als seinen ewigen Feind behandeln, und er wird alle seine Vorrechte ohne weitere Entschädigung einbüßen. Merkst Du, wie diese Prophezeiung sich zu erfüllen beginnt? Ich höre, die meisten Abgeordneten in der Wiener Reichsversammlung wollen keine Entschädigung leisten, für die Aufhebung der Robot und Unterthanslasten. Das wäre schwerlich vorgekommen, wenn der Adel in neuester Zeit Hand in Hand mit dem Volke hätte gehen wollen.

Im Monat Julius hat Fürst Leiningen sich abermals an den Schreibtisch gesetzt, und einen kurzen Brief für die Zeitungen geschrieben, mit dem Titel: Entweder, Oder. Du, das erbitt' ich mir von Dir: kauf' Dir dieses Aktenstück so früh Du kannst. Und buchstabiere es Wort für Wort. Wenn ein Fürst Leiningen so sprechen kann, so können alle Fürsten, alle Grafen, alle Hof- und Geheimräthe, alle Generale der alten Schule so sprechen, sonst sind sie — Ich schreib das

Wort nicht aus. Du kannst das Schlimmste hinsetzen; es wird noch nicht hart genug sein für diese Leute. Daß Prinz Hansel diesen Mann nicht bloß zum Reichsminister, sondern zum Präsidenten des ganzen Ministeriums gewählt, erweckt Vielen, denen der Muth bereits gesunken, die freundlichste Hoffnung. Es scheint damit ein Beweis geliefert, daß alle Parteien sich zu einer stillschweigenden Versöhnung verbunden, und neben den Interessen der Fürsten, auch dem Volke, und dem einigen Deutschland, endlich und letztlich Rechnung getragen werden soll. Möge es sich so erweisen.

Ein wahrer Türkenzorn erfaßt mich auch, wenn Tölpel auftreten und schreien: „Sie sollen machen, daß sie wieder heimkommen. Gescheidtes sei doch nicht zu erwarten, und die Nationalversammlung kostet so viel Geld. Wenn der Mensch krank ist, gibt er nicht den letzten Gulden hin, sich durch den Arzt Gesundheit und Kraft wiederzugewinnen, und dem Volk sollen seine Doktoren nichts kosten? Welcher Unverstand? Gerechter finde ich die Klage, daß das Verfassungswerk so gar langsam von statten geht. Es ist schon recht schön, gründlich und bedachtsam zu sein; aber haben denn die Volksvertreter nicht schon lange bei sich erwogen, was in der Sache Noth thut, was in jener? Neue Ansichten können wohl vorkommen; aber das Unglück ist, daß, von Eitelkeit und Eigenliebe verblendet, Viele für neu halten, was so gar alt ist. Nun, wollen sie durchaus reden; die Einen für, die Andern dagegen. So wird die kostbare Zeit versplittert und die Geister der Edelsten können dagegen nicht aufkommen. Bei der Gelegenheit kann ich

nicht hinabſchlucken die Bemerkung, daß wir Oeſterreicher auf einen guten Theil unſerer Wahlen nicht ſtolz ſein dürfen. Es gibt da Abgeordnete, die eine wahrhaft erbarmenswerthe Rolle ſpielen. Sie erwecken bei den Zuſchauern Bedauern, weit häufiger Verachtung, Spott und Gelächter, und ich meine, ſie würden in Zukunft ihre Vaterlandsliebe am beſten erweiſen, wenn ſie, falls die nächſten Wahlen wieder auf ſie fielen, zu ihren Wählern alſo ſprächen: „Meine Freunde, lieben Mitbürger! Oeſterreich hat noch manchen beſſern Mann als ich! Wählt ſolche, und ſo Ihr ſie nicht finden könnt, ſo werde ich Euch ſuchen helfen.“ Das wäre ein ehrenwerther Zug von Hingebung an die Sache des Vaterlandes.

Seit ich nun in die St. Pauluskirche geguckt habe, iſt's mit dem Schlaf und der Unterhaltung rein vorbei. Ich hab ein nicht zu beſchreibendes Intereſſe, wie ſich Alles bis zum Winter entfalten wird. An Geduld fehlt's mir nicht, das Gute zu erwarten. Das wirſt Du mit Vergnügen leſen, und allen Bekannten gern mittheilen. Schon äußern die Franzoſen, die Engländer, ja ſelbſt der hohe Czar von Rußland äußert einen mächtigen Reſpekt vor dem neuen Deutſchland. Wie wird's erſt werden, wenn unſere Volksbewaffnung und unſer Schatz geregelt ſein wird? Da darf ſich der Menſch um gute zwei Zoll höher ſtrecken und wohlgefällig in ſich hineinſchmunzeln: ein Deutſcher bin auch ich!“

Jetzt, lieber Peter, Bruder Faulpelz, glaub' ich das Meinige gethan zu haben. Was von draußen über die Revolution zu berichten war, iſt von mir redlich geleiſtet worden. Thu Du jetzt das Deinige, und laß

mich hören, was im deutſchen und nicht deutſchen Oeſterreich vorgeht. Zum Schluſſe: Hoch, Kaiſer Ferdinand der Gütige! Hoch Prinz Hanſel! Hoch Carl Leiningen! Und Hoch Berger, Gritzner, Hartmann, Jopp, Kolaczek, Wiesner!

Dein Bruder

Alois Greiner.

Nachwort.

Der unglückliche Verfasser hatte das Manuscript schon im September dem Drucke übergeben; er wollte, als hätte er eine Ahnung gehabt von den großen Ereignissen, die kommen würden, den Schluß des Werkes erst bei beendigtem Satz schreiben. Unterdessen war es seine Absicht, in dem herrlichen Reichenauer Thale in ländlicher Zurückgezogenheit sich ganz seinen Studien zu widmen.

Es kam Anders. — Die Verhältnisse stellten ihn während der Wiener Oktober-Revolution auf den bedeutenden Posten eines Ober-Commandanten der Wiener Nationalgarde. Er hielt auf die Bitten des Gemeinderathes auf diesem Posten aus bis zur Einnahme der Stadt. Nachdem er erfahren, daß man auf ihn fahndete, stellte er sich selbst der Militärbehörde. — Er wurde am 16. November erschossen! — Muthig starb er wie ein Held! — Friede seiner Asche!

Die Nachwelt wird ihr Urtheil über ihn sprechen!

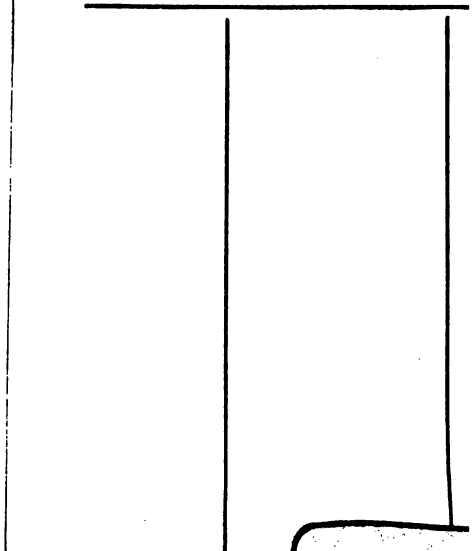
Regensburg, den 20. November 1848.

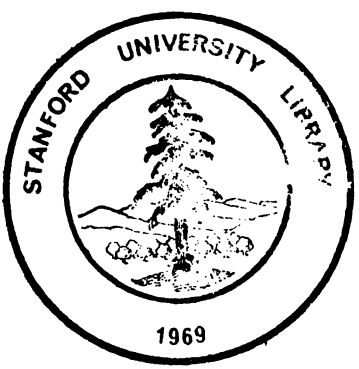
Der Herausgeber.

PT 2430 .M9 E7 C.1
Erzahlungen des osterreichisc
Stanford University Libraries
3 6105 037 757 171

Stanford University Lil
Stanford, Californi

Return this book on or before da




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

[Mittelbach Franz]

Die

Geheimnisse von Grätz

aus der Zeit

der

großen Kaiserin.

Graz.
Druck von A. Leykam's Erben.
1859

Erſtes Capitel.

Die alte und neue Zeit.

Es ſind die Zeiten der großen Kaiſerin Maria Thereſia glorreichen Angedenkens, in welche wir unſere Leſer zurückverſetzen wollen. Der lange Kampf, durch welchen die Eiferſucht der anderen Staaten Oeſterreich aus der Reihe der Großmächte herausdrängen wollte, war geendigt, und die öſterreichiſchen Erblande gingen mit neuem Glanze und verſtärkter Macht aus dem langen Streite hervor. Der Verluſt Schleſiens ließ ſich verſchmerzen, denn er wurde durch dieſes glückliche Reſultat reichlich erſetzt, und wenn auch in Preußen eine neue deutſche und europäiſche Macht erſtanden war, ſo hatte im Ganzen weder das Anſehen noch der Einfluß der öſterreichiſchen Monarchie darunter gelitten. Auch Steiermark hatte gleich den übrigen Erblanden mit patriotiſcher Bereitwilligkeit die Mittel zur Führung des Krieges beigeſteuert, und auch das Blut ſeiner Söhne war für die Vertheidigung der alten hiſtoriſchen Größe und des altbewährten Ruhmes, der unter dem Scepter der habsburgiſchen Dynaſtie herangewachſenen Monarchie gefloſſen. War auch die Treue und Ergebenheit der biederen Steirer jener der übrigen Völker in den Erbſtaaten gleich, ſo hatte doch das Land ſelbſt unter der Geißel

des Krieges weit weniger zu leiden, wie die anderen Provinzen, welche den Schauplatz des Kampfes bildeten. Der Landmann konnte ruhig säen und ernten, der Städter konnte seiner Beschäftigung nachgehen und brauchte für sein Haus keine zündende Bombe, der Hausvater für seine Familie keinen Einbruch und keine Plünderung zu fürchten. Diese glückliche Lage des schönen und gesegneten Landes verdankt es dem Schutze seiner Berge und der Isolirtheit, in welche es durch diese versetzt ist. Dadurch blieb es, während die größten und blutigsten Kriege Europa verwüsteten, mit Ausnahme der Einfälle von Seite der Türken, von zahllosen Leiden verschont. Wie im dreißigjährigen und im spanischen Successionskriege erfreute es sich auch während des österreichischen Erbfolge- und des siebenjährigen Krieges zum großen Theile der Segnungen des Friedens, während Böhmen, Mähren und das eigentliche Oesterreich unter den Schlägen und Wunden des Kampfes bluteten. Die Lasten des Krieges mußte es freilich mittragen, und so manche Familie wurde durch den Tod eines in den Reihen des Heeres fechtenden Gliedes in Trauer und Verwirrung gestürzt.

Dasselbe war auch bei der Familie der Fall, deren Persönlichkeiten unsere Theilnahme besonders in Anspruch nehmen werden. Das Haupt derselben hatte an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Theil genommen und war im letzten Jahre desselben seinen Wunden erlegen. Im Besitze eines kleinen Gutes, welches, um den für den Unterhalt der Familie nöthigen Ertrag zu liefern, der strengsten Oekonomie und der angestrengtesten Thätigkeit in der Verwaltung desselben bedurfte, war schon die Abwesenheit des Besitzers ein harter Schlag für die Familie gewesen, da sich der Ertrag um ein Bedeutendes verringert hatte. Die Witwe lebte mit ihren zwei in der schönsten Blüthe

des Alters stehenden Töchtern in Grätz, und nur die größte Einschränkung setzte sie in den Stand, ihrem Range gemäß leben zu können. Der Sohn befand sich in den Reihen der Armee und nahm leider die Beihilfe der Mutter in Anspruch. Vielleicht hätten sich die Verhältnisse rasch und entschieden zum Schlimmen gewendet, wenn nicht ein alter Freund des Hauses, der sich in einer angesehenen und hohen Stellung befand, mit Rath und That eingegriffen hätte. Man nannte ihn nur den Herrn Onkel, obgleich er, streng genommen, nicht in diesem nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse stand. Sein Wort galt aber auch als Befehl und nichts geschah ohne seine Einwilligung. Die Witwe ehrte, die Kinder fürchteten ihn. Obwohl von Natur gutmüthig, hielt er doch strenge und mit einer Art Eigensinn an seinen Grundsätzen fest, und der Gegensatz, der sich damals in ganz Oesterreich von den höchsten Persönlichkeiten des regierenden Hauses und den einflußreichsten Staatsmännern bis in die Schichten des Volkes herab zwischen den alten überlieferten Ideen und gewohnten Anschauungen einerseits, sowie den Ansprüchen und Forderungen eines neuen Zeitalters kundgab, derselbe Gegensatz trat auch in den täglichen Beziehungen des inneren Lebens dieser Familie an den Tag

Wir wollen, um nicht in den Fehler allgemeiner Umrisse zu verfallen, den geehrten Leser lieber gleich in das Innere der Familie selbst einführen und müssen dabei um Entschuldigung bitten wenn wir den Namen dieser Familie, welche übrigens einem der ältesten Geschlechter des Landes angehörte, aus leicht begreiflichen Gründen verschweigen

Treten wir in das geräumige Vorhaus der in einem Hause des Hauptplatzes gelegenen Wohnung, so finden wir einen alten Diener, dessen weißes Haar für seine langen

Dienstjahre Zeugniß gibt — in jener Zeit wechselte man mit den Leuten des Hauses nicht wie heutzutage fast jeden Monat — mit dem Abstauben der wenigen Möbel im entschiedensten Rococogeschmack beschäftigt. Einige alte Schränke von wahrhaft riesenmäßigem Umfange, ein Tisch mit mächtigen, aus Halbkugeln gedrechselten Füßen und einige schwerfällige Stühle bildeten die Einrichtung des düsteren, nur durch ein Fenster auf den finsteren und engen Hofraum erleuchteten Vorzimmers, welches man übrigens bei der auf der Stiege herrschenden Dunkelheit nur mit Mühe erreichen konnte. Diese Einrichtnng gewahrt man noch heutzutage in den alten Häusern, und sie bleibt immerhin den modernen Wohnungen, bei welchen ein solches Vorzimmer eine wahre Seltenheit ist, vorzuziehen.

„Nun, nun", brummte der alte Diener vor sich hin, „der gestrenge Herr Onkel wird ein schönes Spectakel machen, wenn er erfährt, wie es unsere gnädigen Fräuleins treiben. Das will einmal von alter ehrbarer Sitte nichts wissen." Dabei setzte er das Geschäft des Abstaubens mit gesteigertem Eifer fort, ja, es schien, als wollte er seiner inneren Aufregung durch den verdoppelten Eifer der Arbeit Herr werden.

„Fünfundzwanzig Jahre", fuhr er bei sich selbst fort, „bin ich jetzt im Hause und noch hat Niemand mich schweigen geheißen, wie das vorlaute Fräulein Antonia es gethan hat."

Er hustete, und wahrscheinlich hätte er in seinem Eifer noch ganz andere Geheimnisse den Wänden und alten Möbeln vertraut, wenn nicht in diesem Augenblicke das Eintreten eines jungen Mannes, der ohne viel Umstände und ohne sich an den brummenden Alten zu kehren, der Thür des Wohnzimmers zuschritt, ihn gestört hätte.

Der junge Mann war auf das Eleganteste gekleidet.

Der französische Schnitt der Kleidung, der reich gestickte Rock, die noch reicher verzierte Weste und der schmucke Degen an seiner Seite zeigten, daß die Mode, welche damals von Paris aus ihre Herrschaft zu üben anfing, auch ihm als Gesetzgeberin galt. Schon das war in den Augen des alten Dieners ein Verbrechen. Allein der kecke und muntere Schritt des jungen Herrn, welcher sich um die Anwesenheit des Alten gar nicht zu kümmern schien, brachte diesen so sehr auf, daß er den jungen Herrn mit einem ziemlich deutlichen „Halt!“ in den Weg trat.

„Hier“, sprach der alte Diener, „rennt man nicht so mit der Thür ins Haus; man muß erst gemeldet sein.“

„Sind die Damen“, fragte der junge Herr, „vielleicht noch bei der Toilette? Es ist ja — er zog dabei seine Uhr heraus und sah sie aufmerksam an — fast Mittag vorüber. Uebrigens wäre das nur um so besser, denn ich könnte ihre Schönheit um so mehr bewundern und gleich beim ersten Besuche beim Lever gegenwärtig sein.“

„Bei uns“, erwiderte der alte Diener, „tritt man niemals ein, ohne gemeldet zu werden.“

„Das versteht Ihr nicht, guter Freund“, versetzte der junge Herr. „Mein Rang und meine Empfehlungen geben mir das Vorrecht, beim Lever gegenwärtig zu sein.“

„Bei uns“, ereiferte sich der Alte, „gibt es kein Lever. Die gnädigen Herrschaften sind jetzt eben beim Anziehen und da darf Niemand eintreten.“

„Lieber Freund“, versetzte der junge Mann im wegwerfenden Tone, „das ist es ja eben, was man beim Lever nennt. Wenn die Damen aufstehen und sich anziehen, dann dürfen Männer von Rang sich's zur Ehre schätzen, ihnen mit hundert kleinen Aufmerksamkeiten zu dienen und ihre Schönheit zu bewundern.“

„Du heiliger und gerechter Gott!“ rief der Alte ſich bekreuzigend. „Eine ſchöne Sitte das, aller Zucht und Ehrbarkeit zuwider!“

„Dummkopf!“ rief der Fremde und wollte den Alten bei Seite ſchieben.

Dieſer aber ſtellte ſich entſchloſſen vor die Thüre, die zu den inneren Wohnzimmern führte, und ſprach: „Herr, ich bin jetzt fünfundzwanzig Jahre im Hauſe, aber ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Soll das eine neue Mode ſein, ſo hat ſie ſicherlich der Teufel erfunden, wie es ohne allen Zweifel Herr Belzebub iſt, der unſerer allergnädigſten Kaiſerin Maria Thereſia einen Brief an die Pompadour in die Feder dictirt hat. Eine Kaiſerin und ſo einer verworfenen Perſon ſchreiben! Geſcheidt ſoll ſie freilich ſein und mehr wiſſen, als unſereins Grütze im Kopfe hat; aber das entſchuldigt Alles nicht, und ſeit dem unglückſeligen Briefe an dieſe Pompadour — mich wundert's nur, daß ich mir den verdammten Namen noch merken kann — hat der Teufel volle Macht über uns. Unſere Frauen ziehen Röcke an, die einen ſo weiten Umfang haben, daß ſich ein halbes Dutzend ihrer Liebhaber darunter verſtecken könnte, und das Alles kommt aus Paris, welches für uns rechtſchaffene Chriſten eine wahre Hölle iſt. Das mag aber ſein, wie es will, ein alter und treuer Diener kann darüber auch ein Aug' zudrücken; da hinein aber kommen Sie mir nicht, junger Herr, ohne gemeldet zu ſein.“

„Das will ich ſehen“, rief der junge Mann im höchſten Zorne, und war eben im Begriffe, den Degen zu ziehen, als ſich die Thür aufthat und eine junge Dame in einfachem Morgenanzuge, aber von wahrhaft überwältigender Schönheit heraustrat.

Als ſie einen Fremden in ſo vornehmer Kleidung ſah,

wollte sie sich erröthend zurückziehen, allein der junge Mann sprach sie, nachdem er eine höfliche Verbeugung gemacht hatte, mit einem süßen Lächeln auf seinen Lippen sogleich an: „Excusirt mich, gnädiges Fräulein, wenn ich durch mein lautes Sprechen dero kostbare und süße Ruhe perturbiret habe, allein ich konnte mich nicht überwinden, den ungezogenen Patron, der mir das Entré defendiren wollte, einige Manier zu lehren."

„Mir scheint", antwortete das Fräulein, durch die Entschuldigung des Fremden offenbar nicht angenehm berührt, „als wäre diese Mühe überflüssig, da der Diener nur seine Pflicht gethan."

„Wie?" sprach der Fremde mit erheucheltem Erstaunen, „es wäre in dieser Stadt um solche Stunde nicht erlaubt, daß ein Freund des Hauses sich das Plaisir verschaffen dürfte, durch sein unvermuthetes Erscheinen zu surpreniren."

„Sie nennen sich einen Freund des Hauses, und doch weiß ich nicht, wen ich vor mir zu sehen die Ehre habe."

„Ah, mon Dieu", versetzte der junge Herr, „ich hätte in der That vergessen, mein Billet de Recommandation zu überreichen." Dabei zog er aus einem mit Gold und Seide reich aber geschmacklos verziertem Portefeuille ein Briefchen, welches an die „Wohledle, Wohl- und Hochgeborne Frau von . . ." (wir wollen, um den wahren Namen nicht zu verrathen, statt dessen einen anderen setzen und die Dame, an welche der Brief gerichtet war, Frau von Leuthen nennen) adressirt war.

„Der Brief gehört meiner Mutter", versetzte das Fräulein kalt, „und da dieselbe noch im Anziehen begriffen ist, muß ich Sie bitten, einige Minuten warten zu wollen."

Unwillig schüttelte der junge Mann den Kopf, während der alte Diener mit triumphirenden Blicken sich an dem Aerger desselben weidete.

Das Fräulein hatte sich zurückgezogen und der Fremde überlegte eben, ob er nicht den Beleidigten spielen und fortgehen solle, als ein alter Herr mit sorgfältig frisirter Perrücke und in seiner Kleidung seine Anhänglichkeit an die alte Tracht und Sitte verrathend, eintrat. Die ganze Erscheinung desselben bildete den vollendetsten Gegensatz zu jener des jungen Mannes; es war die alte und neue Zeit, die sich in zwei ausgeprägten Individualitäten repräsentirt gegenüber standen.

Der alte Herr sah den jungen Mann mit vornehmer Geringschätzung an, und dieser konnte seinerseits ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken.

Der alte Diener des Hauses aber machte die tiefsten Verbeugungen und riß die Flügelthüren, die in die innere Wohnung führten, weit auf; denn es war der Herr Onkel, wie er in der Familie genannt wurde, der natürlich das ausnahmsweise Vorrecht hatte, unangemeldet eintreten zu können.

„Sind die Frauen", fragte der alte Herr, „mit ihrem Anzuge so weit zu Stande, daß ich, ohne die hergebrachte gute Sitte zu verletzen, eintreten kann?"

Statt des Dieners ergriff der junge Mann das Wort, indem er nicht ohne Bitterkeit bemerkte, daß dieses nicht der Fall zu sein scheine, sonst würde er schwerlich im Vorzimmer zu warten genöthigt sein.

Der alte Herr, den auch wir von jetzt an nur den Onkel nennen wollen, schien gute Lust zu haben, nichts zu erwidern; doch bei vorgerücktem Alter ist man nicht mehr so heißblütig und die Ueberlegung tritt in ihre *Rechte. Er dachte sich*, daß der junge Mann doch viel-

leicht einer angesehenen Familie angehören könne, die bei Hofe ihre Verbindungen habe, wenn ihn auch der Anflug des Abenteuerlichen in der Kleidung und dem ganzen Wesen des Fremden etwas stutzen machte. Um nicht fehl zu gehen, erwiderte er leichthin: „Es wird so sein, wie Sie, mein Herr, sagen; die Frau des Hauses und ihre beiden Töchter gehen etwas spät an die Toilette, denn sie benützen die Vormittagsstunden zur Arbeit."

„Zur Arbeit?" fragte der junge Herr voll Befremden, „was können Frauen vom Stande zu arbeiten haben, und wie sieht es denn dann mit dem Lever aus?"

„Diese leichtfertige und anstößige Sitte ist bei uns, Gott sei Dank, noch nicht eingebürgert."

„Sie haben den rechten Ausdruck gebraucht, denn es scheint, daß man hier noch ganz auf bürgerlichem Fuße lebt, und daß das Savoir vivre der feinen und eleganten Welt hier noch unbekannt geblieben ist."

„Wir bestreben uns christlich und honnet zu leben, und kümmern uns um alle die neuen Moden nicht, welche von Frankreich aus zu uns herüberkommen."

„Dann wird es auch mit der Aufklärung schlecht bestellt sein, und der junge König wird wenig gute Freunde hier haben."

„Alle Achtung vor Josef, welcher das Scepter des Reiches zu führen bestimmt ist. Wir Alle beugen uns vor seinem erleuchteten Geiste, aber wir hoffen zugleich, daß die alte und ererbte Anschauung der Verhältnisse in reiferen Jahren sein jugendliches Feuer zum Besten seiner Völker und dieser Erblande lenken und herabstimmen wird."

„Sie scheinen, obwohl Sie die ausgezeichnete Capacität des Thronerben äßtimiren, das Genie superieur desselben nicht gehörig zu würdigen. Der Geist kennt keine

Fesseln, und Josef II. wird es beweisen, daß sein Genie nicht unter dem seines großen Rivalen Friedrichs II. steht."

„Nennen Sie diesen Namen nicht, es ist der größte Feind, den Oesterreich je gehabt hat, der eigennützigste und eigensinnigste Character, der je bei einem Monarchen sich zeigte, und was mir am verhaßtesten ist, der allen Glauben und alle Religion mit Füßen tritt und die Menschheit nur als ein Mittel zur Erreichung seiner hochfahrenden Plane ansieht, der sich kein Gewissen daraus macht, ganz Europa in Verwirrung zu stürzen und das Blut der Völker zu vergießen, um durch einige Quadratmeilen sein väterliches Erbe zu vergrößern; der alle noch so klaren und verbrieften Rechte mit Füßen tritt, um seine Eroberungsgelüste zu befriedigen."

„Sie kennen, wie ich, nicht ohne attristirt zu werden, bemerke, den größten Geist unseres Jahrhunderts nur oberflächlich. Was seinen Eigennutz und seine Eroberungsgelüste betrifft, so leitet ihn dabei die Persuasion, daß sich das kleine Preußen ohne Vergrößerung und Arrondirung seines Gebietes nicht zu souteniren im Stande ist, was aber seine Verachtung gegen die Religion betrifft, so mögen Sie in Consideration nehmen, daß er nur dem Aberglauben, welcher der Soutien des Unglaubens ist, oppdniret; und daß alle großen Geister und Beaux ésprits unserer Zeit an ihm einen Admirateur und Protector finden."

„Der Himmel bewahre uns und unser Oesterreich vor einem solchen Genie! Uebrigens defendiren Sie, mein Herr, den Feind Oesterreichs so lebhaft, daß ich begierig bin zu erfahren, mit wem ich die Ehre zu sprechen habe."

„Ich bin der Ritter von Schönbein und freue mich, unter die besonderen Conaissancen des allvermögenden Ministers von Kaunitz zu zählen."

„*Viel* Ehre für mich. Hat der alte Fürst noch seine

Besonderheiten und seine noblen Passionen? Fürchtet er noch immer jeden Luftzug so sehr, daß selbst Ihre Majestät unsere allergnädigste Kaiserin und Herrin alle Fenster sorgfältig schließen läßt, wenn der Fürst ihre Appartements betritt?"

„Er ist noch derselbe, der er war, und seine Ungenirtheit überschreitet fast alle Grenzen. Da kann ich Ihnen unter Anderem eine köstliche Geschichte erzählen, die erst neulich arrivirt ist."

„Erzählen Sie immerhin, mein Herr, so vergeht uns wenigstens die Zeit, bis die Damen uns den Eintritt erlauben."

„Hören Sie also. Der französische Gesandte gab ein großes Diner und hatte auch den Fürsten Kaunitz invitirt, welcher die Einladung acceptirte. Es ging Alles ganz gut, bis man nach dem Dessert den Kaffeh servirte. Da rief der Fürst seinen Valet de chambre und dieser kramte vor ihm alle möglichen Schachteln mit Pulvern, Bürsten und Lappen aus. Der Fürst begann sofort nach seiner Gewohnheit, ohne sich durch die Gegenwart der anderen hohen Gäste im Geringsten geniren zu lassen, sich den Mund zu laviren und die Zähne zu purgiren, wobei er sich aller der Bürsten und Läppchen zu bedienen gesonnen war. Als der Gesandte diese Anstalten bemerkte, stand er von der Tafel auf und sprach zu den anderen Gästen: Kommen Sie, meine Herren; der Fürst will allein sein. Der Herr Minister ließ sich dadurch nicht stören, aber er soll, wie man sagt, sich resolvirt haben, niemalen wo anders zu diniren, als chez soi."

„Diese Geschichte ist in der That köstlich. Aber wie ist es möglich, daß unsere allergnädigste Kaiserin solche Launen mit Geduld erträgt, und was sagt Ihr Genie superieur der römische König Josef dazu?"

„Ihre Majestät toleriren die Unarten ihres Ministers in der Persuasion, daß dessen services irreparables sind, und der römische König weiß die Qualités superieurs des Fürsten mehr zu ästimiren, wie jeder Andere."

„Da Sie mit den Verhältnissen des Hofes so vertraut scheinen, so werden Sie wohl uns zu sagen wissen, ob wir einige schwache Hoffnung nähren dürfen, Ihre Majestät die Kaiserin im Laufe des nächsten Jahres in den Mauern unserer Hauptstadt zu begrüßen?"

„Ihre Majestät besteht allerdings darauf, die Reise nach Innsbruck zu entrepreniren, und da dürfte es leicht arriviren, daß die Tour über Grätz und Klagenfurt geht. Doch hat man alle möglichen Bedenken dagegen opponirt, und es scheint, als wenn die Staatsraison dieser Entreprise nicht besonders favorable wäre. Man weiß übrigens keine Raison, weßhalb Ihre Majestät sich auf die Reise nach Innsbruck entetirt; es müßte denn nur der Wunsch sein, in dem Kloster von Hall, welches sie in besondere Affection genommen, noch einmal ihre Devotion zu verrichten."

„Wenn es so ist, dann haben wir alle Hoffnung, Ihre Majestät wirklich bei uns zu sehen, denn die Kaiserin gibt in Angelegenheiten, die ihr Seelenheil betreffen, nicht nach. — Doch wir vergessen ganz, daß es Zeit sein wird, den Damen unsere Aufwartung zu machen."

In der That hatte der alte Diener die Meldung gebracht, daß die gnädigste Herrschaft bereits angezogen sei und die Herren erwarte.

Während der alte Herr auf sein Hausrecht als Onkel sich stützend, alle möglichen Excusen und Complimente machte, um den jungen Herrn zum Vorangehen zu nöthigen, schritt dieser über die schwerfällige und steife Förmlichkeit lächelnd, ohne viel Umstände wirklich voran. Sie kamen durch mehrere Zimmer in ein größeres Gemach,

welches zum Salon der Familie diente. Es trug den Character der Wohlhabenheit und Bequemlichkeit, doch verrieth es in Allem mehr die Erinnerung an früheren Glanz und an eine Zeit, welche die lebende Generation hinter ſich hatte. Die großen Gemälde, mythologiſche Scenen in Reifröcken und Perrücken darſtellend, in den ſchwerfälligen und geſchmacklos geſchnörkelten Goldrahmen, die runden Spiegel mit ausgeſchweiften Einfaſſungen, die maſſive Stukatur an den Wänden und an der Decke, die breiten und im Verhältniſſe niedrigen Fenſter, die Möbeln im verzerrteſten Rococoſtyle, kurz Alles erinnerte an die Zeit, in welcher die Kunſt und das geſellſchaftliche Leben unter dem Drucke der ſteifſten Etikette und des größten Widerſtreites gegen die Natur und innere Wahrheit gefeſſelt lagen.

Die Frau des Hauſes, eine bejahrte Dame, ſtimmte in ihrer ganzen Erſcheinung, ſowie in ihrer zwar ſorgfältigen, aber etwas aus der Mode gekommenen Kleidung mit dem Character der Umgebung überein. Sie grüßte mit kalter Förmlichkeit, erhob ſich nicht ohne Stolz und wies den beiden Herren mit einer faſt an das Komiſche ſtreifenden Feierlichkeit ihre Sitze an.

Der junge Mann ſah ſich verlegen um; er fühlte es, daß ſeine ganze Individualität mit Allem, was er ſah, im Widerſpruche ſei, und er verglich ſich ſelbſt mit einer exotiſchen Pflanze, welche man mitten unter die mit der Gartenſcheere ſymmetriſch und ängſtlich beſchnittenen Bäume eines Gartens im alten franzöſiſchen Geſchmack verſetzt.

Es entſtand jene peinliche Stille, welche der Ausdruck der allſeitigen Befremdung und Verlegenheit iſt. Der junge Mann faßte ſich jedoch, und gewohnt, den Knoten zu zerhauen, wenn er ſich nicht löſen ließ, überreichte er ſeinen Empfehlungsbrief mit einer leichten Verbeugung.

Frau von Leuthen hatte einen raschen Blick darauf geworfen, als sie mit lebhafter Freude aufsprang und mit dem Rufe: „Von der Khevenhüller" hieß sie ihren Gast willkommen. „Erlauben Sie mir", setzte sie dann hinzu, „daß ich meine Töchter rufen lasse, um sie Ihnen vorzustellen. Sie werden sich freuen, einen von einer alten Freundin des Hauses so warm und ausgezeichnet empfohlenen Mann kennen zu lernen."

Der alte Diener, welcher den Auftrag erhalten hatte, die Mädchen zu rufen, kam mit dem Bescheide zurück, daß das gnädige Fräulein Antonia alsbald erscheinen werde, das Fräulein Thereſia aber sei unwohl und lasse sich für diesmal entschuldigen.

Gleich darauf hüpfte ein munteres und zart gebautes Mädchen zur Thüre herein.

Der junge Mann war betroffen, als er wahrnahm, daß die junge Dame, welche er früher gesprochen hatte, nicht diejenige war, die erschien, denn er schloß daraus, daß sie beleidigt sein müsse.

Antonia war nicht weniger schön, als ihre ältere Schwester, doch verriethen ihre Züge weniger Ernst und Tiefe; sie ließen mehr kalt, obgleich sie ohne Zweifel mehr jugendliche Anmuth und einnehmende Heiterkeit zur Schau trugen.

Nach den ersten gegenseitigen Complimenten nahm der junge Herr das Wort. „Ich bedaure recht sehr", sagte er, „daß es mir nicht vergönnt ist, die beiden Knospen an dem blühenden Rosenstocke der Familie Leuthen zu admiriren. Ist Ihre Schwester ernstlich unwohl?"

„Nicht so sehr", erwiderte Antonia mit kindlicher Unbefangenheit; „sie hat eben ihre trübe Stunde, und es muß ihr irgend etwas begegnet sein, das sie in üble *Laune gebracht hat.*"

„Es wäre mir leid", versetzte der Gast, „wenn das unverhoffte Plaisir, welches ich vor Kurzem genossen, das edle Fräulein durch mein Erscheinen zu fürpreniren, eine Raison zu deren Maldisposition abgeben sollte."

„Sie haben sie also schon gesehen?" fragte Frau von Leuthen.

„Allerdings habe ich bereits Gelegenheit gehabt, deren wunderbare Schönheit und Lieblichkeit, mit welcher übrigens die des gegenwärtigen Fräuleins wohl concurriren darf, zu bewundern; aber meine Person scheint sie in einiges Embarras versetzt zu haben, da sie, meine Gegenwart nicht ahnend, in reizendster Morgentoilette, wie das leuchtende Gestirn des Morgens sich zeigte."

„Oh, dann begreife ich ihre üble Laune", ließ sich Antonia vernehmen, „denn sie ist von einer übertriebenen Strenge in Bezug auf die Dehors und will sich an die neuen und freieren Sitten durchaus nicht gewöhnen."

Ein strenger Blick der Mutter machte das Mädchen erröthen und schweigen.

Der junge Mann fühlte sich durch einen geheimen und ihm unerklärlichen Drang der Empfindung berufen, die Partei der Abwesenden zu nehmen, obgleich seine ganze Denkungsart merkwürdigerweise, wie auch der geehrte Leser bereits bemerkt haben wird, im offenen Gegensatze zu der strengen Anschauung derselben stand, ja diese eine solche war, gegen welche er sonst alle Pfeile seines Witzes verschossen hätte.

„Ich muß mich", sagte er, „selbst apprehendiren, daß ich unschuldigerweise die Delicatesse und das noble Sentiment vor: Dero Fräulein Tochter offendirt habe. Sie ist vollkommen im Rechte, und ich werde mich bemühen, von ihr für meine Hardieße Pardon zu erbitten."

„Sie nehmen die Sache zu hoch und ernst", be-

merkte Frau von Leuthen, „obschon ich bei wohlerzogenen Fräuleins die strenge Beobachtung der Schicklichkeit nicht allzu sehr tadeln will.“

„Das sind eben Launen“, meinte die muntere und lebenslustige Antonia, „und wer in der Welt leben will, muß sich auch nach der Welt richten.“

„Du sprichst, wie Du es verstehst, mein Kind, aber etwas mehr Zurückhaltung und eine modestere Sprache würde Dir nicht zur Unehre gereichen“, bemerkte die alte Frau, indem sie ihre großen Augen mit dem Ausdrucke strengen Tadels auf das Mädchen richtete.

Der Chevalier ersah aus diesen wenigen Aeußerungen, welch' ein Zwiespalt der Ansichten in der Familie herrschte, er nahm mit Vergnügen wahr, daß er durch seine Vertheidigung Theresia's einen Stein im Brete bei der Frau des Hauses gewonnen habe; es entging ihm aber auch nicht, daß die Gesinnung der jüngeren Tochter Antonia mehr mit seinen eigenen Ansichten und Ueberzeugungen übereinstimmte.

Frau von Leuthen hatte Tact genug, um dem Gespräche eine andere und erfreulichere Wendung zu geben. Sie frug daher den Chevalier, ob er sich länger in Grätz aufzuhalten gedenke, und was ihn eigentlich hieher geführt habe.

„Der Zweck meines Aufenthaltes“, erwiederte dieser, „ist kein anderer, als mich etwas zu erholen, da meine vielfältigen Liäsons mit hohen Personen des Hofes mir Verbindlichkeiten auferlegten, die mich zu molestiren anfingen, und da ich überdies wegen einiger Behelfe bei der hiesigen Landesregierung zu einem daheim schwebenden Processe wegen einer Erbschaft mich personaliter instruiren muß, so dürfte die Zeit meines Aufenthaltes wohl eine *nicht* allzu kurze sein, und ich würde es mir zum beson-

deren Plaisir und zu ganz besonderer Ehre rechnen, wenn ich die Permission erhielte, in einem so distinguirten Hause meine Visiten von Zeit zu Zeit abstatten zu dürfen und so eine Raison zu finden, meinen hiesigen Sejour zu prolongiren."

Es versteht sich von selbst, daß Frau von Leuthen nur mit einer artigen Einladung erwidern konnte.

„O, das ist schön, das ist prächtig!" rief Antonia in die Hände klatschend. „Da wird unser langweiliges Leben doch eine angenehme Abwechslung erhalten. Sie werden uns von dem Hofe, aus der großen Welt allerlei interessante und schöne Dinge erzählen; Sie werden uns mit Persönlichkeiten und Verhältnissen bekannt machen, von welchen wieder zu erzählen ebenso interessant sein wird, als sich belehren zu lassen."

„Ich werde mein Möglichstes thun, das gnädige Fräulein zu contentiren", erwiderte der Chevalier und stand auf, sich zu empfehlen.

Der alte Herr, welcher bisher den stummen Beobachter abgegeben hatte, erhob sich ebenfalls und drückte dem jungen Manne warm die Hand. Sein anfängliches Mißtrauen und sein Vorurtheil hatte sich zu Gunsten des Chevaliers umgestimmt, denn die Art, wie dieser die abwesende Theresia, welche das enfant gaté seines Hagestolzlebens war, in Schutz nahm, hatte auch ihn gewonnen. Und so war die anfängliche Disharmonie in ein allgemein befriedigendes Zusammenklingen aufgelöst, und man trennte sich in der Hoffnung freundlichen Wiedersehens und interessanter Conversationen.

Nur der alte Diener des Hauses brummte, als der Chevalier hinausging, Unterschiedliches von einem kecken Gelbschnabel und vom gestörten Hausfrieden, und war den ganzen Tag über sehr mißlaunig und widerharig.

Zweites Capitel.

Die beiden Schweſtern — Der Ritter von Balde — Der geiſtliche Freund.

Am Abend desſelben Tages ſaßen die beiden Schweſtern in ihrem Wohnzimmer beiſammen. Es war im Ganzen auf das Einfachſte eingerichtet, ſo daß es mehr der Stube einer bürgerlichen Haushaltung als einem Cabinete für Damen vom Stande glich. Nach der ſtrengen Sitte des Hauſes durfte Niemand außer der Mutter, dem Onkel und der Dienerſchaft dieſes Gemach betreten. Selbſt die Freundinen der Fräuleins wurden in dem anſtoßenden, ſehr nett möblirten Zimmer empfangen, und von den jungen Herren hatte noch keiner außer dem Bruder den Fuß in dasſelbe geſetzt. Dieſes Wohnzimmer ſchien übrigens gleichſam in zwei Theile getheilt, denn jedes der beiden Fenſter war mit ſeiner Vertiefung, welche der dicken Mauern wegen ſo beträchtlich war, daß ſie gleichſam ein eigenes Cabinet bildete, einer der beiden Schweſtern vorbehalten, und jede ſchien ſich daſelbſt nach ihrer Neigung und ihrem Geſchmacke eingerichtet zu haben. In der That war kaum ein größerer Gegenſatz denkbar, als das Innere der beiden Fenſterniſchen. Während in der, wo die ältere, Thereſia, ihren Platz für gewöhnlich einnahm, das Nähtiſchchen, der Stuhl, die Etagere mit der Einfachheit des übrigen Ameublements übereinſtimmte, zeigten dieſelben Gegenſtände in der Niſche, welche ſich die jüngere, Antonia, vorbehalten hatte, eine gewiſſe Elegance, ja Pracht, dafür gewahrte man bei Thereſia die größte Reinlichkeit und Ordnung, und außer dem Arbeitskörbchen und einigen *duftenden* Blumen am Fenſterbrete, einer Bibel und einem

Gebetbuche entdeckte man nichts Ueberflüſſiges; bei Antonia herrſchte hingegen eine gewiſſe leichtfertige Unordnung; da lagen Bücher in franzöſiſcher Sprache neben Stickrahmen, Wäſche und Noten durcheinander. Blumen ſtanden zwar auch am Fenſter, allein man ſah ihnen an, daß ſie nicht ſo ſorgſam und liebevoll gepflegt wurden.

Aus dieſem Gegenſatze zu ſchließen, hätte man glauben ſollen, daß die Schweſtern im beſtändigen Streite, welchen eine ſolche Verſchiedenheit der Anſichten gewöhnlich hervorzurufen pflegt, mit einander lebten. Das war aber nicht der Fall; denn Antonia begegnete ihrer jüngeren Schweſter mit der liebevollſten Sanftmuth; ſie widerſprach ſelten offen, aber ſie ſchwieg dafür deſto öfter, wenn ſie die Meinung Antonia's nicht billigen konnte, und dieſes Schweigen übte eine größere und beredtere Wirkung, als es die ausführlichſte Widerlegung vermocht hätte. Auch war Antonia nicht undankbar für die zarte Schonung, welche ihr die ältere Schweſter angedeihen ließ, und beide hatten ſich, ſo weit es die Verſchiedenheit der Geſinnung erlaubte, herzlich lieb. Auch heute waren ſie mit ihren Meinungen im Widerſtreite, und der Gegenſtand des Austauſches derſelben war, wie ſich errathen läßt, kein anderer, als der Beſuch vom heutigen Morgen. Antonia hatte eben geäußert, wie ſie ſich freue, daß das ihr unerträgliche Einerlei des Lebens durch eine neue Erſcheinung unterbrochen werde; ſie fand in dem Chevalier einen liebenswürdigen, gebildeten, jungen Mann, von deſſen Umgang ſie ſich viel Anregung und Gewinn verſprach. „Er iſt", ſagte ſie, „mit den Begebenheiten und Verhältniſſen der großen Welt vertraut, er hat bei Hofe gelebt und kann uns nicht blos die Perſönlichkeit der großen Kaiſerin beſſer ſchildern, als alle die Nachrichten, die wir aus Büchern erfahren können; er kennt gewiß auch alle die bedeutenden Perſön-

lichkeiten, welche am Hofe der Kaiſerin Einfluß und Anſehen haben, und wenn ich ihm auch die chronique scandaleuse der Reſidenz ſchenken will, ſo weiß er doch gewiß ſo manche geheime und intereſſante Anekdote zu erzählen; ja wenn ich nicht irre, war er ſogar in Paris, und kann uns aus dem Reiche der Mode, der Kunſt und der Gelehrtenwelt das Neueſte mittheilen."

„Du biſt ja", verſetzte Thereſia, „außerordentlich beredt und Deine Einbildungskraft läßt Dich die herrlichſten Luftſchlöſſer bauen. Ich für meinen Theil finde, daß der Mangel ſeiner Sitte, den ich an ihm zu bemerken Gelegenheit hatte, Deinen Vorausſetzungen widerſpricht. Und wüßte er auch die pikanteſten Anekdoten zu erzählen und die brillanteſten Schilderungen zu machen, ſo kann mich das Alles für den Mangel an edlen Gefühlen und feiner Empfindung nicht entſchädigen."

„Du urtheilſt wieder einmal nach Deiner Weiſe, liebe Schweſter, denn Dir erſcheint gleich Alles als ein Mangel an Sitte, was mit Deinen, verzeihe mir den Ausdruck, altmodiſchen Begriffen nicht zuſammenſtimmt."

Thereſia antwortete darauf nur mit einem bedeutungsvollen Schweigen, welches der Schweſter das Blut in die Wangen trieb; denn dieſe fühlte mit Beſchämung, daß ſie zu weit gegangen ſei. Sie ſetzte daher begütigend hinzu: „Ich will damit nur ſagen, daß Du etwas zu ſtrenge urtheilſt, was wohl nicht anders ſein kann, da Du Dich von der Welt und der Geſellſchaft gänzlich zurückziehſt."

„Dazu habe ich", erwiderte Thereſia gelaſſen, „meine guten Gründe. Ich kann mich nun einmal ſchon nicht in die Art der Kleidung finden, welcher man ſich heutzutage anbequemen muß, wenn man nicht verlacht und verſpottet werden will, wozu ich durchaus keine Luſt habe. Es treibt mir das Blut vor Scham in die Wangen und regt mich

auf, wenn ich mir denke, daß ich es geſtatten ſoll, daß die Blicke der jungen Herren ſich an dem halboffenen Buſen weiden ...."

„Du vergißt", fiel Antonia lebhaft ein, „daß ſelbſt unſere große und ſittlich ſo überaus ſtrenge Kaiſerin Maria Thereſia dieſer Mode, die Du ſo ſehr verdammſt, ſich anbequemt hat."

„Sie mag", erwiederte Thereſia, „ein Recht dazu haben. Von der Vorſehung auf einen ſo hohen Poſten geſtellt, iſt es leider nicht immer erlaubt, nur der eigenen Ueberzeugung zu folgen, denn, glaube mir, je höher man ſteht, deſto ſchwerer drücken die Feſſeln der Convenienz."

„Weil wir gerade von Maria Thereſia ſprechen, ſo muß ich Dir doch mittheilen, daß, wie der Onkel von dem Chevalier erfahren haben will, die Kaiſerin nächſtes Frühjahr unſere Hauptſtadt beſuchen wird."

„Wie", rief Thereſia, wider ihre Gewohnheit lebhaft aufſpringend, während ihre Augen von ungewöhnlichem Feuer ſtrahlten, „ſollte das wahr ſein?"

Ueberraſcht und erſtaunt blickte ſie die Schweſter an; denn ſie hatte eine ſolche Bewegung des Gemüthes an Thereſia noch ſelten wahrgenommen. Auch ſie ſprang auf, näherte ſich der Schweſter, ergriff ihre Hand und gewahrte mit noch größerer Verwunderung, daß aus den großen und glänzenden Augen eine Thräne auf dieſelbe gefallen war.

„Was haſt Du, was iſt Dir?" rief ſie mit Theilnahme, in ängſtlicher Spannung eine Antwort erwartend.

Aber Thereſia wandte ſich ab und ſuchte ruhig zu ſcheinen. „Es iſt nichts", ſagte ſie, „mich hat blos der Gedanke, die große Kaiſerin, die ich ſo ſehr verehre, zu ſehen, ſo mächtig bewegt." Dabei wurden ihre Züge wieder feſt und kalt wie die einer Marmorſtatue; aber der

wogende Busen verrieth, daß diese Ruhe nur eine erkünstelte war.

„Nein, nein!“ rief Antonia, „das ist es nicht, was Dich bewegt; ich kenne Dich besser. Kannst Du der Schwester nicht anvertrauen, was Dich drückt?“

Aber statt aller Antwort warf sich Theresia mit Ungestüm an die Brust der Schwester und schluchzte laut auf. Je mehr Kraft sie angewendet hatte, um sich zu einer scheinbaren Ruhe zu zwingen, desto heftiger und mächtiger brach jetzt die innere Leidenschaft hervor und rüttelte an ihr, als ob ihr ganzes Sein in Trümmer gehen müßte.

Antonia wußte nicht, was beginnen, als die beiden Schwestern durch die Ankündigung eines Besuches gestört wurden.

Es hatte sich nämlich der gelehrte Pater Julius Cäsar Aquilinus bei der Frau vom Hause eingefunden, und er stand bei dieser in solchem Ansehen, daß sie jedesmal, so oft er kam, ihre Töchter rufen ließ. Sie mußten nach ihrem Dafürhalten aus den Gesprächen des gelehrten Herrn jedenfalls für ihre Bildung etwas gewinnen.

Julius Cäsar Aquilinus vereinte aber mit jener gründlichen Gelehrsamkeit, welche er in seinen Werken über die Staats- und Kirchengeschichte Steiermarks an den Tag legte, auch eine ungewöhnliche Herzensgüte. Er zeigte namentlich für die Schicksale der ihm befreundeten Familie Leuthen eine große Theilnahme, und in der That zeigten ihm alle Glieder derselben ein besonderes Vertrauen. Jedes vertraute ihm seine geheimen Sorgen, und Jedes war gewiß, bei ihm nicht blos Rath und Trost, sondern auch die strengste Verschwiegenheit zu finden.

Die beiden Mädchen vernahmen daher die Ankündigung dieses Besuches nicht ungern, hatten doch Beide *gerade heute so viel* auf dem Herzen, und hofften doch beide

von seiner Einsicht und Erfahrung ihre sich widerstreitende Meinung gerechtfertigt zu sehen.

Der geistliche Herr schien aber heute selbst irgend eine Sorge auf dem Herzen zu haben; er war ungewöhnlich einsylbig und nachdenklich und die Falten auf seiner Stirn wollten sich nicht glätten.

Das Gespräch wendete sich hin und her und konnte doch kein rechtes Leben gewinnen, denn die Gedanken Aller weilten nicht bei dem Gegenstande desselben. Endlich kam die Rede auch auf den heutigen Besuch und der gelehrte Herr schien vollkommen die Meinung Theresia's über den Character des Chevalier zu theilen.

„Merkwürdig genug", sagte er, „habe ich heute Briefe aus Wien erhalten, welche die Reise Ihrer Majestät der Kaiserin nach Innsbruck bestimmt in Aussicht stellen und mich zugleich aufmerksam machen, mich von manchen Personen, welche sich bei dieser Gelegenheit in Grätz einfinden dürften, nicht durch den äußeren Schein täuschen zu lassen. Das Zusammentreffen dieser Schreiben mit der Ankunft des Chevaliers scheint mir keinesfalls ganz zufällig zu sein."

„Wenn Sie ihn, hochwürdiger Herr, kennen werden", entgegnete Antonia, „so wird sich Ihr Verdacht von selbst verlieren."

„Und wenn Sie mir", setzte Theresia hinzu, „einige Beobachtungsgabe zutrauen, wird er gerechtfertigt sein."

Pater Cäsar, der bei sich selbst beschloß, vorerst den Ereignissen ihren Lauf zu lassen und nicht früher einzugreifen, als es nöthig scheine, suchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben und fragte daher Frau von Leuthen, ob sie von ihrem Sohne schon lange keine Nachricht erhalten habe.

„Es mag wohl", antwortete diese, „schon einige

Wochen her sein; indessen habe ich keine Besorgniß um ihn, denn gerade, wenn ihm etwas zugestoßen wäre, würde ich nicht ohne Nachricht geblieben sein."

„Dann", versetzte der Geistliche, „bin ich glücklicher wie Sie, denn ich habe allerdings Nachrichtrn über Ihren Sohn, wenn auch nicht von ihm selbst, so doch aus einer Quelle, die über ihre Verläßlichkeit nicht im geringsten Zweifel aufkommen läßt."

Frau von Leuthen erschrack über diese Mittheilung des würdigen Mannes nicht wenig, denn sie glaubte darin blos eine Einleitung in schonendster Weise über ein ihrem Sohne zugestoßenes Unglück zu finden.

Der gelehrte Herr bemerkte diese Stimmung und suchte sie zu mildern, obgleich er selbst von schweren Besorgnissen erfüllt war. „Ihr Sohn", sprach er, zu Frau von Leuthen gewendet, „ist gesund und erfreut sich der vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Was ich von ihm höre, ist nur Lobenswerthes, wenn es auch zu manchen Verwicklungen führen kann. Es ist mir nämlich mitgetheilt worden, daß der junge Mann eine lebhafte Neigung zu der Tochter eines der höchstgestellten Männer gefaßt hat. Was mich in dieser Beziehung besorgt macht, ist nicht etwa die Furcht vor einer Mißheirat, aber Sie kennen die strengen Ansichten der Kaiserin so gut wie ich, und werden wissen, daß diese nicht leicht eine Mesalliance zugibt."

„Ich dächte doch", bemerkte Frau v. Leuthen, „daß unsere Familie, was das Alter ihres Stammbaumes betrifft, sich mit jeder anderen in den östetreichischen Erblanden messen kann."

„Das wohl und ohne allen Zweifel", erwiderte Aquilinus, „allein zwischen einem Ritter ohne Vermögen *und einer Fürstin* mit einem wahrhaft immensen Besitzthum

liegt doch wohl eine zu große Kluft, als daß ſie ſo ohne alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe überſprungen werden könnte.“

„Unſer Max“, fuhr Antonia mit gewohnter Lebhaftigkeit heraus, „liebt alſo eine Fürſtin. Das iſt ja herrlich und ganz prächtig“, und dabei ſprang ſie wie ein muthwilliges Kind herum und rieb ſich vergnügt die Hände.

„Mir ſcheint“, bemerkte die gelaſſenere und ernſte Thereſia, „daß die einzige Ungleichheit zwiſchen Liebenden nur in dem verſchiedenen Grade der ſittlichen und geiſtigen Bildung liegen kann.“

Die Mutter äußerte ſich nicht darüber, allein das Nachdenken, in welches ſie verfiel, zeigte zur Genüge, daß ſie die Schwierigkeiten, welche dem geiſtlichen Herrn Sorge zu machen ſchienen, wohl zu würdigen wiſſe. „Laſſen wir uns“, ſprach ſie, „darüber kein graues Haar wachſen; mein Max iſt zu verſtändig, um nicht zu begreifen, daß in ſolchem Falle ein Zurücktreten die beſte Parthie iſt, die er ergreifen kann, und zu willensſtark, um nicht die Kraft zu haben, nach ſeiner Einſicht zu handeln. Er wird vielleicht für einige Zeit ſich unglücklich fühlen, allein dieſer Sturm wird ſich legen, und er wird mit der Zeit das Glück, das ſich ihm von anderer Seite bietet, zu ergreifen wiſſen.“

„Derſelben Meinung bin ich auch“, ſetzte der Onkel hinzu. „Unter allen Thorheiten, in die ein junger Mann verfallen kann, ſcheint mir diejenige einer unvernünftigen Neigung die allervergänglichſte, vorausgeſetzt, daß er, wie Max gelernt hat, ſich der Nothwendigkeit zu fügen.“

Bei dieſen Worten ſtand Thereſia mit einer Hoheit und Würde, welche ſich nicht beſchreiben läßt, und die jede gegentheilige Meinung zu Boden ſchlug, von ihrem

Sitze auf, und sagte mit vor Begeisterung glühenden Blicken: „Wie? ein edler Mann sollte ein anderes Gebot erkennen, als das ihm Gott in's Herz geschrieben hat? So tief kann kein Mann von Character sich erniedrigen."

„Kind, Kind", bemerkte die Mutter warnend, „Dein Sinn strebt so hoch hinaus, daß ich einen tiefen Fall befürchte."

Der geistliche Herr hatte das in stolzem Selbstbewußtsein eines wahrhaft freien Willens sich erhebende Mädchen mit stiller Bewunderung betrachtet; aber ihm war diese Gesinnung keine befremdende, denn er wußte, welche geheimen Beweggründe die stolze Jungfrau leiteten.

„Im Grunde", sagte er, „hat sie Recht, denn die Stimme, die Gott der Herr in unser Herz gelegt hat, läßt sich nicht durch äußere Rücksichten zum Schweigen bringen, und zuletzt muß und wird sich einem starken und wahrhaft freien Willen Alles beugen und unterordnen."

„Haben Sie Dank, hochwürdiger Herr, tausendfältigen Dank, daß Sie so sprechen. Es erhebt mich und stärkt mich, wenn ein Mann wie Sie eine solche Sprache führt."

Frau von Leuthen und der alte Onkel wechselten Blicke der Besorgniß mit einander, so sehr hatten sie den geistlichen Freund von der Linie der practischen Lebenserfahrung noch niemals abweichen gesehen, und sie wußten sich gar nicht zu erklären, was heute die klare und reine Beurtheilung der Verhältnisse bei dem geistlichen Herrn so sehr trüben konnte.

Dieser schien die Gedanken der Beiden zu errathen, denn er wurde verlegen und sprach begütigend: „Verzeihen Sie, aber mein Herz läuft, so alt es auch ist, noch immer manchmal mit dem Kopfe davon, und es berührt meine schwache Seite, wenn ich ein höheres und edleres *Streben, das* sich über die flache Gewöhnlichkeit erhebt,

gewahre. Sie müſſen das dem Gelehrten und Schriftſteller zu Gute halten, was dem Manne von Weltanſchauung nicht entſpricht.

Die Gemüthsbewegung, in welcher ſich der Geiſtliche befand, und die an ihm ſo ſelten in gleichem Grade hervortrat, ſteigerte die Unruhe und Beſorgniß der Frau von Leuthen auf's Höchſte. Sie drang daher in den geiſtlichen Herrn und beſtürmte ihn mit Bitten, ihr nichts, was er über die Angelegenheit ihres Sohnes wiſſe, vorzuenthalten. Doch dieſer betheuerte, keine näheren Nachrichten zu haben.

„Ich bin heute", ſagte er, „weicher wie ſonſt geſtimmt, und es würde deshalb nicht ſo vieler Bitten bedürfen, mich nachgiebig zu ſtimmen, ſelbſt wenn ich aus Klugheit und Vorſicht ſchweigen wollte."

„Aber was iſt dann", fragte Frau von Leuthen, „vorgefallen, was dieſe außergewöhnliche Stimmung in Ihnen hervorruft, vorausgeſetzt, daß man es wiſſen darf?"

„Warum nicht", erwiderte Cäſar, „da ich ja doch kein Geheimniß zu bewahren habe. Es war heute Morgens, als ich in meinem Zimmer ſaß, wie gewöhnlich, wenn ich auf einige Tage nach Graz komme, von Folianten und alten Schriften umgeben, an welchen der Staub der Jahrhunderte klebt. Da klopfte es mit einem Male an der Thüre und ich ſprang, aufgeſchreckt durch den unvermutheten Beſuch, von meinem Sitze auf. Ich mochte das „Herein" mit etwas barſcher und ärgerlicher Stimme gerufen haben, denn das Klopfen wiederholte ſich nicht, ſo daß ich aufſtand und die Thür öffnete, um zu ſehen, ob ich mich nicht getäuſcht habe. Ich fand jedoch ein junges Mädchen in ärmlicher Kleidung, auf deſſen Mienen Noth und Kummer in lesbaren und deutlichen Zügen geſchrieben ſtand, halb unentſchloſſen und zitternd vor innerer Aufregung vor derſelben ſtehen. Was wollen Sie?

fragte ich noch immer unwillig über die Störung. O, nichts, nichts, mein hochwürdiger Herr, ſtammelte ſie in höchſter Verlegenheit. Allein die ausdrucksvollen Blicke, in welchen ſich das bange Flehen einer gemarterten Exiſtenz ausſprach, entwaffneten meinen Unwillen, und ich fragte mit milderer Stimme: Kann ich Ihnen vielleicht in etwas helfen? — Wenn es möglich wäre, antwortete ſie, mit einem tiefen Seufzer zum Himmel aufblickend, ſo wäre ich nicht vergebens hieher gekommen. Ich hieß ſie zu mir eintreten und forderte ſie auf, mir ihr Leid zu vertrauen."

„Das arme zitternde Kind warf ſich vor mir auf die Knie und konnte lange vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Endlich ſah ſie mich mit ihren großen blauen Augen, in welchen ein gewiſſes Etwas lag, das ich mit dem Ausdruck Schwärmerei nicht richtig bezeichnen würde, und eher Poeſie nennen könnte, an und bat um die Erlaubniß, ihre Geſchichte erzählen zu dürfen. Es iſt die Geſchichte eines gebrochenen Herzens, einer ſchmerzlichen Enttäuſchung, der ein herrliches und höheres geiſtiges Weſen zum Opfer fiel.

Drittes Capitel.

Die Erzählung des armen Mädchens.

„Ich bin", fing ſie ihre Erzählung an, „eine Waiſe. Noch als Kind von fünf Jahren verlor ich beide Eltern und eine alte Tante, die in einem kleinen ihr gehörenden Häuschen ein einſames Leben führte, hatte mich zu ſich genommen. Hätte nicht der würdige Paſtor der Gemeinde ſich meiner angenommen, ſo wäre ich ohne allen Unterricht aufgewachſen und hätte nicht einmal vom lieben Gott *und ſeinen* Wundern etwas erfahren. Die alte Tante ließ

mich heranwachſen, ohne ſich im Geringſten um meine Bildung zu kümmern. Sie gab mir zu eſſen, und das kärglich genug, ſonſt ſah ich ſie wohl den ganzen lieben Tag nicht und tummelte mich, wenn ich nicht in die Schule mußte, wozu mich der Herr Paſtor bewog, wie ein junges Füllen im Garten, auf den Wieſen und Feldern herum. Selbſt die Kälte des Winters litt mich nicht lange in der finſteren Stube. Mit dem Lernen in der Schule wollte es nicht recht gehen und nur mit äußerſter Anſtrengung begriff ich etwas vom Leſen und Schreiben. Dafür faßte ich um ſo ſchneller Alles das auf, was ich von den Wundern der Schöpfung ſah, und die Natur wurde meine Lehrerin und Freundin. So wuchs ich heran wie eine Schlingpflanze. Die Bewohner des Dorfes nannten mich auch nie anders, als die kleine Wilde, denn ich floh die Menſchen, wo ich ſie ſah, und ſelbſt die Kinder konnten mich nie dahin bringen, mit ihnen zu ſpielen."

Hier machte der geiſtliche Herr eine Pauſe, wie um den Uebergang zu dem, was er weiter erzählen wollte, zu finden.

„In dieſem Leben war", fuhr er dann fort, „eine plötzliche und große Aenderung eingetreten. Die alte Tante ſtarb und das Mädchen blieb allein und verlaſſen zurück. Die Nachbarn, erzählte ſie weiter, nahmen ſich meiner nicht an, und auch der würdige Paſtor war längſt in eine andere Gemeinde überſetzt worden. Ich richtete mich in dem alten Hauſe ſo gut ein, als es ging, aber mit dem Bewußtſein, daß meine Exiſtenz nun ganz auf mir ſelbſt beruhe, war auch ein anderer Geiſt über mich gekommen. Ich ſetzte eine Art Stolz darein, meine eigene Herrin zu ſein und fing von der Zeit an, mehr auf mein Aeußeres zu halten, ja nach und nach kam ich dahin, mir aus den wenig Kleidungsſtücken, welche mir die alte Tante

hinterlaſſen hatte, einen ordentlichen Anzug zuſammenzuſtellen, und von da an zeigte ich die größte Nettigkeit. Nur die Gewohnheit, mich mit Blumen zu ſchmücken, konnte ich ſo wenig laſſen, als ich meine Träumereien im Walde und am Bache aufgab. Die Nothwendigkeit, welche nach und nach immer gebieteriſcher eintrat, mir etwas zu verdienen, näherte mich den Menſchen etwas, und ich wurde freundlicher und half hie und da, wo ich konnte und wo es Noth that, aus. So willig ich auch das Alles that, ſo hörte doch Niemand mehr als ein oder zwei Worte aus meinem Munde kommen, und niemals ließ ich mich in ein Geſpräch ein. Ich fühlte ja, daß mich die Menſchen nicht verſtanden. Ich hörte ſie dann und wann, wenn ſie mich beſchäftigt glaubten, mit einander über mich reden; da hieß es, ich ſei ein ganz eigenthümliches und ſonderbares Weſen und man wiſſe eigentlich nicht, wie meine Eltern mit einem Male in die Gegend gekommen ſeien, ja es gehe das Gerücht, daß ſie früher reich und angeſehen geweſen, und zur Zeit, als über den Adel in Prag wegen der Anhänglichkeit an den bairiſchen Churfürſten ein Strafgericht losbrach, hätten ſie die Flucht ergreifen und ihre Beſitzungen im Stich laſſen müſſen. Es war für mich vielleicht ein Unglück, daß derlei Reden mir zu Ohren kamen; denn mein ſtolzer und unabhängiger Sinn erhielt dadurch neue Nahrung. Ich verlor mich wieder weit öfter, als es für mich gut war, in die Schatten des Waldes, und mein Traumleben fing von Neuem an. So ſaß ich eines Abends, ich erinnere mich noch genau, unter einem mächtigen Eichenbaume und wand mir Kränze aus Waldblumen, als ich mit einem Male aufblickend einen jungen Mann vor mir ſtehen ſah. Seine Kleidung verrieth, daß er den beſſeren Ständen angehöre, denn ſie *war, wie ich jetzt* beurtheilen kann, ebenſo einfach als

fein und geſchmackvoll. Er trug wohl an dem Gürtel eine lederne Taſche und hatte den Mantel zuſammengerollt quer über die Schultern geſchlagen. Er ſah mich lange an, ohne ein Wort zu reden, und fragte endlich, ob er ſich neben mir niederlaſſen dürfe, um einige Augenblicke auszuruhen. Unbefangen erwiederte ich, daß die Erde wohl für uns beide Platz habe, worauf er ſich neben mir in das Gras warf. Es iſt mir unmöglich, das Geſpräch, welches wir führten, wieder zu geben. So ſaßen wir und vergaßen beim Reden, daß die Zeit nicht ſtille ſtehe und der Tag ſeinem Ende zueile. Wir bemerkten, daß die Dämmerung bereits die erſten Schatten auf die Gegend warf und die Sonne ſeit Langem untergegangen war. Da er ſich losriß und bemerkte, daß er noch tief in die Nacht zu wandern habe, um die nächſte Unterkunft zu erreichen, that ich ihm, unerfahren wie ich war, den Vorſchlag, ihm in meiner Hütte ein Lager bereiten zu wollen. Er nahm es an, denn, ſagte er, wir dürfen uns ja ſo nicht mehr trennen. Ich bereitete ſein Lager, ſchmückte es mit den Blumen und Kränzen, die ich über Tag gewunden hatte, und er fiel bald in einen tiefen erquickenden Schlummer, denn er mußte, wie ich ſchon früher bemerkte, ſehr ermüdet ſein. Ich aber ſetzte mich zu ſeinen Füßen und bewachte jeden Athemzug, den er that, ohne daß in meine Augen ein Schlaf kam. Was ich dieſe eine Nacht gefühlt und durchdacht habe, füllt ein ganzes Leben aus. Von Liebesverhältniſſen wußte ich nichts, und einen Menſchen, der es werth war, gern zu haben, ſchien mir etwas ganz Natürliches. Genug, am nächſten Morgen ließ ich Alles, was mein gehörte, ſtehen und liegen, und wanderte mit ihm in die Welt, die ich nicht kannte, hinaus. Als wir in Leipzig angekommen waren, befand er ſich in großer Verlegenheit, da er nicht wußte, wo er mich unterdeſſen

unterbringen ſolle, und doch nicht wollte, daß ich den ſpöttiſchen Bemerkungen der Leute ausgeſetzt bleibe. Ich hatte das Mittel der Abhilfe bald gefunden, denn ich bat ihn ohne Rückſicht auf mich, ſeiner Wege zu gehen, und folgte ihm von Ferne wie ein treuer Hund ſeinem Herrn; trat er wo ein, ſo wartete ich geduldig, bis er wieder herauskam, und ſo gelang es ihm, in wenig Stunden in einem Gartenhauſe einer fernen Vorſtadt eine Wohnung zu finden, die wir ſofort bezogen. Ich bewohnte das Erdgeſchoß, er das Zimmer im oberen Stocke. Unſer Verhältniß nahm bald eine ebenſo feſte und geregelte wie eigene Geſtaltung an, und wie es im Anfang war, blieb es Jahre lang. Ich diente ihm mit Hingebung und aufopfernder Treue; ich ſah ihm jeden ſeiner Wünſche an den Augen ab und dachte Tag und Nacht nur daran, wie ich auf das Beſte für alle ſeine Bedürfniſſe ſorgen könne. Das Wenige, was ich beſaß, hatte ich durch Vermittlung einer alten Frau, die ſich unter meinen früheren Nachbarinen mir freundlich gezeigt hatte, zu Geld gemacht, und der Erlös reichte hin, die kleinen Auslagen für meine Perſon, welche ich auf das äußerſte Maß der Möglichkeit beſchränkte, zu decken. So diente ich ihm, aber nicht um Lohn, ſondern weil es mir mein Herz gebot; ſo diente ich ihm nicht aus Unterwürfigkeit, und im Gefühle meiner Armuth und Niedrigkeit, ſondern mit dem ſtolzen Bewußtſein der ſelbſtbewußten freiwilligen Aufopferung. Dieſer Stolz trat oft genug zwiſchen uns, denn kaum verſuchte er es, ſich mir vertraulich zu machen, ſo wußte ich ihn mit Würde zurückzuweiſen. Er gewöhnte ſich mit der Zeit an meine Eigenthümlichkeit, und es ſchien, als ob er ſeinen Studien mit Fleiß und Anſtrengung obliegen würde. Dann und wann ſprach er zu mir von der Zukunft und *deutete, wenn auch* nur vorſichtig und leiſe, an, wie die

Nothwendigkeit eine Trennung herbeiführen könne. Das war der einzige Gedanke, an den ich mich nicht gewöhnen, den ich nicht faſſen konnte; ich ſah ihn dann mit einem Ausdrucke an, welcher ihm das Wort auf der Zunge abſchnitt und ihm den Muth benahm, ſeine Gedanken laut werden zu laſſen. So vergingen einige Jahre, in welchen ich nur durch und für ihn lebte, ohne daß ich aus den Grenzen, die ich unſerem Verhältniſſe mit freiem aber unerſchütterlichem Entſchluſſe geſtellt hatte, heraustrat. Ich habe in dieſen Jahren viel gelebt und viel gelitten; ich glaubte ihn ganz überwachen zu können, und wenn er nicht zu Hauſe war, dann ſetzte ich mich hin und mühte mich ab, in ſeinen Büchern und Schriften ſo viel wie möglich leſen zu können, um auch, wie ich mir einbildete und mit der Zeit thöricht genug zu glauben, den Gang ſeiner Studien verfolgen zu können. Und doch war alle dieſe Sorgfalt eine vergebene, doch waren alle die Opfer, die ich gebracht, die Dienſte, die ich geleiſtet, an einem Undankbaren verſchwendet."

Dieſe Worte, welche die Einleitung zu dem traurigen Schickſale des armen Mädchens bildeten, erregten bei der Geſellſchaft, welcher ſie der würdige Geiſtliche wieder erzählte, die lebendigſte Theilnahme, und Alle horchten mit geſpannteſter Erwartung der weiteren Entwicklung. Der Erzähler ſelbſt konnte ſeine Bewegung nicht ſo ganz und ſo raſch bemeiſtern, daß er nicht eine kleine Pauſe hätte eintreten laſſen, nach welcher er fortfuhr:

„Ich kann alle die Umſtände, welche das arme Mädchen nach ihrer Erzählung zwar nur nach und nach, aber mit immer grellerer Gewißheit zu der troſtloſen Entdeckung verhalfen, nur in Kürze anführen, denn ich müßte ſonſt zu tief in alle freilich ergreifenden Einzelnheiten eingehen. Das *öftere und immer* längere Ausbleiben des jungen

Mannes vom Hause, seine immer wachsende Verlegenheit und Zerstreuung, wenn sie voll Besorgniß in ihn drang, die Zerrüttung, welche zuletzt in seine Geldangelegenheiten kam, brachten ihr den ersten Verdacht bei. Die volle Gewißheit wurde ihr durch einen Zufall. Da sie im Garten durch ein Gebüsch verdeckt ausruhte, kam der junge Mann mit einem seiner Freunde, und da er sich allein glaubte, sprach er zu diesem ohne Rückhalt von seinen Verhältnissen. Sie erfuhr dadurch, daß ihm ihre Anwesenheit eine Last sei, von der er nicht wisse, wie man sie abschütteln könne, daß er mit einer reichen Dame in einem innigen Verhältnisse stehe und daß er die Studien nur zum Schein betreibe, in der That aber durch Spiel und durch Intriguen sich seine Stellung in der Gesellschaft zu erhalten suche. Die Arme hatte nicht horchen wollen, denn nichts kam ihr unwürdiger vor, aber der fürchterliche Schmerz, der sie in den innersten Tiefen ihres Daseins ergriff und bewältigte, schnürte ihr die Kehle zu und hatte ihr die Kraft geraubt, einen Laut von sich zu geben, oder auch nur sich zu bewegen. Man fand sie später, als man Alles nach ihr vergeblich durchsucht hatte, noch an derselben Stelle am Boden liegen, an der sie zuletzt bewußtlos hingesunken war, und einige Tage verflossen, bevor sie sich so weit erholte, daß sie aufstehen und wie gewöhnlich ihren häuslichen Sorgen obliegen konnte."

„Als ich", erzählte mir das Mädchen weiter (fuhr der geistliche Herr fort) „mich wieder erholt hatte und wieder zu denken im Stande war, mußte ich mir sagen, daß das Gefühl der Eifersucht keine Berechtigung hatte. Ich selbst hatte ihm ja nie etwas Anderes als eine treue Dienerin sein wollen. Ich glaubte aber ein Recht erlangt zu haben, daß er wenigstens offen und redlich mit mir *zu Werke gehe*. Daß ich mich darin täuschte, war es, was

mich vernichtete. Allein der Stolz und der unabhängige Sinn, die mich von jeher beseelt hatten, erlaubten es nicht, ihm die Wunde meines blutenden Herzens zu zeigen. In aller Stille packte ich meine Sachen zusammen und wollte, ohne ihm ein Wort des Abschiedes zu sagen, fortziehen, doch er überraschte mich dabei und wußte mich durch neue Betheuerungen zu bewegen. „Wie könnte ich", sprach er zu mir, „der Welt sagen, daß Du meinem Herzen Alles bist, ohne von ihr verlacht oder verspottet zu werden, und damit hätte ich auch meiner Zukunft den Stab gebrochen. Da hast Du die Wahrheit, und Deine Liebe muß Dir auch noch das Opfer auferlegen, zu dem Allen ruhig zuzusehen. Du bist", schloß er, „wie ich gewiß weiß, von altem und angesehenem Geschlechte, und der Tag wird kommen, wo Du Dich Deiner Familie wirst rühmen dürfen und ich ohne Erröthen Deine treuen Dienste durch mein Herz und meine Hand werde lohnen können." So ging es einige Wochen fort, bis ich ihn eines Abends, wo er versprochen hatte, zeitlich nach Hause zu kommen, stundenlang vergebens erwartete. Es war bereits tief in der Nacht, als ich noch immer harrend dasaß, denn ich hatte die Gewohnheit, auf der Thürschwelle seines Zimmers zu schlafen, noch immer nicht aufgegeben. Eine Stunde um die andere war jedoch vergangen, ohne daß er kam, und als die Morgensonne mit ihren ersten Strahlen in das Gemach fiel, war er noch immer nicht da. Meine Unruhe hatte sich zur Angst, meine Angst zur Verzweiflung gesteigert; endlich gab ich die Hoffnung auf, ihn noch vor dem Abende des angebrochenen Tages zu sehen und ging auf mein Zimmer im Erdgeschosse, um eine Stunde auszuruhen, aber siehe da, hier traf mich ein neuer Schrecken. Meine Sachen, die seit jenem Momente, in dem ich ihn verlassen wollte, noch zusammengebunden

da lagen, waren verschwunden. All' mein Suchen nach ihnen blieb vergeblich. Ich ging wieder hinauf, um da nach ihnen zu suchen, und jetzt erst fiel es mir auf, daß auch der Koffer, in welchem er seine Gelder und Schriften aufzubewahren pflegte, nicht mehr auf seinem Platze stand. Ich öffnete die Schränke, auch sie waren leer. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten habe, obgleich eine trübe Ahnung in mir aufstieg, bis ich auf einem Tische ein Zettelchen fand, auf dem die Worte zu lesen waren: „Liebes Kind, wir müssen uns trennen. Meine Bestimmung ruft mich weit von hier und Du mußt mich vergessen lernen. Gebe Dir keine Mühe zu erfahren, wohin ich meinen Weg genommen habe. Ich bin unter fremdem Namen von hier fort und Niemandem wird es gelingen, hinter das Geheimniß zu kommen." Ich las diese Zeilen immer wieder und wollte mich überreden, daß sie nicht von seiner Hand seien. Dieser kalte und herzlose Ton stand zu sehr im Widerspruche mit der letzten Vergangenheit, um begreiflich zu sein. Als ich jedoch, je länger ich die Züge betrachtete, nicht in Abrede stellen konnte, daß sie wirklich von seiner Hand seien, stand ich wie vom Schlage gerührt da und vermochte kein Glied zu bewegen. Ich weiß nicht, wie lange ich ohne Regung auf demselben Flecke gestanden bin; ich wußte ja nichts von mir. Endlich kam die alte Frau, welche die schweren Arbeiten verrichtete und die ich als ehrlich kannte, da sie unten lange vergeblich gewartet hatte, herauf und klopfte an die Thür. Ich fuhr erschreckt auf, es war mir, als müßte er zurückkehren und reuevoll zu meinen Füßen stürzen. Als ich die besorgte Miene der alten Frau gewahrte, übte die abermalige Enttäuschung auf mich einen so vernichtenden Einfluß, daß ich bewußtlos zusammensank. Erst nach einigen Tagen kam ich zu mir, und nur die wirklich auf-

opfernde Pflege der Alten, die mich keinen Augenblick verließ, rettete mich vor dem Erliegen. Inzwischen war das Verschwinden des jungen Herrn kein Geheimniß mehr, denn es hatten sich Gläubiger gemeldet, die nach ihm fragten, Gerichtspersonen eingefunden, die Alles in Beschlag nahmen. Voll ängstlicher Besorgniß fragte mich die Alte, wo ich meine Sachen habe, da sie vergeblich nach denselben gesucht habe. Ich antwortete ausweichend: „Es liegt ja so nichts an diesem armseligen Plunder", erwiderte ich halb in Gedanken. „Wie", rief die Alte voll Entrüstung, „es liegt nichts daran? Und ist das Kreuz mit Brillanten, das ich so oft bewunderte, auch nichts werth?" Jetzt erst fielen mir die Schuppen von den Augen; daran hatte ich nicht gedacht, und doch war es nur das, was das Verschwinden meiner Sachen erklärte. Jetzt erst war mir klar, weshalb der Elende es der Mühe werth gefunden hatte, sich gegen mich so zu verstellen. Diese Entdeckung schlug den letzten Zweifel in mir nieder und die ganze Niederträchtigkeit des mir gespielten Betruges lag klar vor meinen Augen. Wie groß auch der Schmerz über die abermalige Enttäuschung war, wie fürchterlich er auch in meinem Hirn und meinem Herzen wüthete, wie schrecklich auch der Gedanke war, Alles und Alles verloren zu haben, so erwachte doch zuletzt das Gefühl der beleidigten und so herzlos als gemein mißhandelten Liebe, und trug den Sieg davon. Ich sann und dachte Tag und Nacht darauf, wie ich die Spuren des Schuldigen verfolgen, wie ich ihn erreichen und der gerechten Strafe überliefern könnte. Ich erfuhr, daß er sich nach Wien an den kaiserlichen Hof begeben habe, allein als ich daselbst nach Ueberwindung unsäglicher Hindernisse und Schwierigkeiten ankam, war er bereits wieder abgereist, und ich mußte seine Spur weiter verfolgen. Täuschen mich nicht alle Anzeichen,

ſo hat er ſich hieher nach Grätz gewendet. Ich habe, um ſeinen Fußſtapfen zu folgen, das Aeußerſte gelitten, ich mußte, aller Mittel entblößt, mit Hunger und Durſt kämpfen, und meine wunden Füße wollten mir den Dienſt verſagen. Doch Gott der Herr, der die Miſſethat rächt, hat mich geführt und geleitet und mir Kraft gegeben."

„Ich ſann", fuhr der geiſtliche Herr nach einer Pauſe fort, „einen Augenblick nach, wie ich die Arme am ſchonendſten und wirkſamſten zu einem edleren Entſchluſſe bewegen könne, und Sie, meine Verehrteſten, wiſſen ja aus eigener Erfahrung am beſten, wie ſich meine Geſichtszüge verfinſtern, wenn ich in's Nachdenken verfalle. Wie oft haben Sie ſchon geglaubt, daß ich zürne, während ich nur meinen Gedanken Gehör gab. Aehnlich mochte es auch dem armen Kinde ergangen ſein, denn ſie wurde traurig und brach in Thränen aus, als ſie bemerkte, daß ich ihr zu zürnen ſcheine. Habe ich denn, ſprach ſie, irgend etwas Unrechtes geſagt oder gethan? Ich weiß es ja nicht anders, denn ich kann mich blos von dem natürlichen Gefühle leiten laſſen, ohne daß ich im Stande bin zu beurtheilen, ob es auch das Richtige iſt. Deshalb habe ich mich, ſetzte ſie hinzu, ja an Sie gewendet, weil ich von Ihnen nicht blos Troſt und Hilfe, ſondern auch Rath und Belehrung erwarte. Aber, fragte ich, wie kommt es, daß Du Dich, mein Kind, gerade an mich wendeſt. Du hatteſt ja erwähnt, daß ein würdiger Paſtor ſich Deiner erſten Kindheit angenommen habe, und ich muß daraus ſchließen, daß Du einen andern Glauben haſt, als zu dem ich mich bekenne, und einer anderen Kirche, als deren vielleicht unwürdiges Glied ich bin, angehörſt. Wie kommt es nun, daß Du Dich an mich, den katholiſchen Prieſter wendeſt? und warum gerade an mich, da es außer mir *ſo viele würdigere* und einflußreichere Diener des Herrn

in dieſer Stadt gibt? Dieſe Frage überraſchte ſie offenbar, denn ſie antwortete nicht ſogleich darauf. Endlich ſprach ſie nach längerem Nachdenken: Ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich von den Lehren des Glaubens zu wenig weiß, um einen Unterſchied zwiſchen dem Paſtor und einem Geiſtlichen, wie Sie es ſind, finden zu können. Daß ich aber gerade auf Sie, mein hochwürdiger Herr, verfiel, kommt daher, ich will es nur offen geſtehen, weil ich nach dem erſten beſten Geiſtlichen, der in der Nähe wohnt, fragte, und man mir ſagte, daß ich blos eine Treppe hoch zu ſteigen habe, um einen ſolchen zu finden. — Wohlan, ſprach ich, weil es denn Gott der Herr ſo gefügt hat, daß Du Deine Leiden gerade mir und keinem Anderen anvertrauen ſollteſt, ſo erkenne auch, daß nicht mein ſchwacher Verſtand, nicht mein Gefühl, das ich mit allen Menſchen gleich habe, ſondern ein höherer Wille aus mir ſpricht. Du mußt vor Allem entſchloſſen ſein, das Unrecht, das Dir angethan worden iſt, zu vergeſſen und zu vergeben; erſt dann vermag ich mich Deiner anzunehmen, und ſo weit es in meinen ſchwachen Kräften ſteht, Dein trauriges Schickſal zum Beſten zu wenden."

„Vergeſſen", rief Thereſia, „auf die ſchmachvolle Behandlung, welche der Armen zu Theil wurde! Vergeben einem Manne, welcher das heiligſte Gefühl mit Füßen getreten hat und der es nicht werth iſt, ihr auch nur einen Augenblick des Kummers zu verurſachen!"

„Und dennoch", ſprach Cäſar Aquilinus ernſt und würdig, „dennoch wiederhole ich es, vergeben und vergeſſen! denn das iſt das Herrliche und Erhabene, nicht blos des Glaubens, zu dem wir uns bekennen, ſondern auch der Würde und Hoheit, die wir als Menſchen haben. Und wahrlich, meine Worte waren nicht in den Wind ge-

ſtreut; es ſchien vielmehr, als hätte ihnen der Herr Kraft gegeben, Wurzel zu faſſen und gute Früchte zu tragen, gleichwie der Same, der vom geflügelten Winde in entlegene Aecker getragen wird, gar oft reiche Ernte hervorbringt."

Die Züge des Sprechenden leuchteten bei dieſen Worten von höherer Begeiſterung.

„Ich ſehe es wohl ein", nahm er ſeine Erzählung wieder auf, „daß ich auf falſchem Wege bin. So, erwiderte das arme Mädchen. Allein, wie ſoll, wie kann ich den Gefühlen, die meine gepreßte Bruſt zu zerſpringen drohen, gebieten, daß ſie nicht da ſind, wie kann ich bitteren Haß in ſüße Liebe, glühenden Rachedurſt in geduldiges Ergeben verwandeln? Du kannſt es, erwiderte ich, durch die Kraft jener Liebe, die uns Allen Heil und Erlöſung gebracht hat."

Sie ſann einen Augenblick nach und ſchien ganz in ſich verloren zu ſein, dann wie mit einem Male zu einem raſchen Entſchluſſe gekommen, gab ſie mir die Hand und ſprach feſt und entſchieden. Es ſoll und muß werden, wie Sie ſagen, daß es werden ſoll; ich will und werde keinen Schritt mehr gegen den Elenden thun; ja, er ſoll nicht einmal erfahren, daß ich ſeiner Spur gefolgt bin, daß ich weiß, wo er ſich befindet. Dann fuhr ſie mit der Hand über die Stirne, als wollte ſie alle ſchmerzlichen Erinnerungen ihres Lebens wegwiſchen und aus ihrem Gedächtniſſe tilgen, und nachdem ſie ſo eine Weile wie mit ſich ſelbſt gekämpft und gerungen hatte, rief ſie: ſie ſteigen wieder vor mir auf, die Geiſter jener glücklichen Stunden, die mich in den Schatten des Waldes, an das Ufer des Baches begleiteten, wo ich ſo ſelig träumte, daß es nur eine unendliche Güte und Weisheit gebe, und von den Leiden und Schlechtigkeiten des menſchlichen Lebens nichts

ahnte. Ja, mir iſt jetzt wie damals, und Alles, was ich erfahren und was ich gelitten habe, liegt weit, weit hinter mir, vom dichten Nebelſchleier der Vergangenheit verhüllt. Ich ſehe wieder Licht, ich athme wieder Freiheit, und der goldene Schein des ewigen Tages, der uns verheißen iſt, erleuchtet das Dunkel meiner Zukunft. — Kind, ſprach ich bewegt, denn die zarteſten Saiten meines Herzens tönten bei dieſen Worten mit, Du haſt das Rechte getroffen; Deine Zukunft wird ſich heller und freundlicher geſtalten, als Du ahnen magſt, denn der Segen und die Stärke des Herrn werden mit Dir ſein!"

Jetzt herrſchte durch längere Zeit ein ernſtes und wehevolles Schweigen in dem engen Kreiſe, bis endlich Frau v. Leuthen die Stille mit der Frage unterbrach: „Aber Sie haben ja, hochwürdiger Herr, uns Alles verſchwiegen, was uns auch den geringſten Aufſchluß über die Perſon, von deren Leben Sie uns unterhielten, geben könnte."

„Sie werden", erwiderte Aquilinus Cäſar, „wohl bemerkt haben, gnädige Frau, welche künſtliche Wendungen ich nehmen mußte, um den Namen der Betheiligten zu verſchweigen; denn dieſer wurde mir unter dem Siegel des Geheimniſſes anvertraut."

Viertes Capitel.

Der Wucherer.

An demſelben Abende, an welchem in dem Hauſe der Frau v. Leuthen die Geſchichte des armen Mädchens den Gegenſtand der Unterhaltung bildete, ſah man zwei Männer, den Einen jung und in eleganter Tracht, den Anderen ſchon etwas bei Jahren und ſehr vernachläſſigt in

seinem Anzuge, beim Murthore hinausgehen und den Weg durch die Vorstadt gegen die Eggenberger Allee nehmen. Hier schritten sie unter den mächtigen Bäumen, welche schon einen großen Theil ihres Laubes durch die vorgerückte Herbstzeit eingebüßt hatten, auf und ab. Weßhalb sie gerade diese Promenade gewählt hatten, war leicht einzusehen, denn obgleich der Aufenthalt der Herberstein'schen Familie im Schlosse Eggenberg Veranlassung gab, daß die vornehmeren Familien der Hauptstadt häufige Besuche machten, so war doch bei dem keineswegs freundlichen Wetter, da ein kalter Wind etwas unsanft über die Felder strich, höchstens das Vorbeifahren einer Caroſſe, welche man ja von weitem kommen hörte, als vorübergehende Störung zu besorgen. Spaziergänger ließen sich um diese Zeit und in der für die Jahreszeit ziemlich späten Abendstunde auch nicht sehen, und so konnten die Beiden das Geschäft, welches sie hieher führte, ungenirt mit einander abmachen, und der elegant gekleidete junge Mann fand keine Ursache, sich der auffallenden Vernachläſſigung im Aeußeren seines älteren Gefährten zu schämen.

Der eine elegant gekleidete jüngere Mann war ein venetianischer Nobile, der seiner Studien wegen in Grätz verweilte; denn schon damals kamen die Söhne so mancher italienischen Familie an die Universität der steierischen Hauptstadt, weil sie außer den Vorträgen auch noch deutsche Sprache und Sitte kennen lernten, weßhalb denn auch in Grätz die Vorliebe, ja die durch die frühere Mode unter Kaiser Carl VI. zum Enthusiasmus gesteigerte Verehrung für alles Italienische, besonders in der Poesie und Musik, sich noch hielt, als sie am Hofe schon längst dergleichen Bevorzugung des französischen Elementes hatte weichen müssen; ja noch heutzutage muß man die übertriebene Hochschätzung italienischer Musik und Sänger demselben

Grunde zuſchreiben. Conte Toſta, ſo hieß der junge Mann, kümmerte ſich weder ſehr viel um die Studien, obgleich der ſtrenge Schulzwang, welchen die ehrwürdigen Väter der Geſellſchaft Jeſu ſelbſt an der Hochſchule aufrecht erhielten, ihm eine Zeit lang Zügel anlegte, noch um deutſche Sprache und Sitte. Er dachte nur daran, das Leben zu genießen, und dazu brauchte er Geld, und immer wieder Geld. Allein ſeine Familie fand es nicht für gut, ihm dasſelbe im Ueberfluſſe zuzuwenden, obſchon er ein ſehr bedeutendes, ja koloſſales Vermögen zu erwarten hatte, wenn er einmal mit der Großjährigkeit in den Beſitz desſelben kam. So geſchah es denn, daß er auf andere Wege denken mußte, ſich die Mittel zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu verſchaffen. Leider waren dieſe ſo groß, daß er gewöhnlich nach der erſten Woche des Monats nicht einmal ſo viel hatte, um den Mittagstiſch zu bezahlen. Das Waſſer ging ihm dann, wie das Sprichwort ſagt, an die Kehle, und begreiflicher Weiſe trug er dann keine zu großen Bedenken, ſelbſt die Bedingniſſe eines wahrhaft unmenſchlichen Wucherers anzunehmen.

Der Conte befand ſich auch jetzt wieder in der gleichen verzweifelten Lage; allein, wenn auch bereit Alles einzugehen, was ihm ſein älterer Begleiter, welcher einer der bekannteſten Geldwucherer aus dem ehrſamen Bürgerſtande war und dabei als ein außerordentlich frommer Mann galt, nur immer als Bedingung eines Darleihens vorgeſchrieben haben würde, und wäre es ſelbſt ein mit ſeinem Blute zu unterſchreibender Pact mit dem Gott ſei bei uns geweſen, ſo ſchien dieſer heute taub für alle Bitten und Vorſtellungen zu ſein und weigerte ſich beharrlich, auch nur einen Pfennig mehr vorzuſchießen. Umſonſt verſprach ihm der Conte für eine verhältnißmäßig ſehr *kleine Summe* die Hälfte ſeines ganzen ungeheuren Ver-

mögens; er lachte nur dazu und meinte: „Versprechen sei etwas Federleichtes, sobald das Gesetz die Giltigkeit desselben aufhebe. Geben Sie mir", sagte er, mit den Augen auf wahrhaft teuflische Weise blinzelnd, „ein Pfand, das nur das Dreifache des Darleihens werth ist, das Sie begehren, so stehe ich gerne auf kurze Zeit zu Diensten; ohne dieses nutzt mir auch die Verschreibung ihres ganzen Vermögens nicht; denn die ist eine leere Form, ein Blatt Papier ohne Werth, mit dem ich nichts anfangen kann, als es zu meinem Vergnügen verbrennen, sobald Sie großjährig geworden sind."

Der Conte gerieth durch die unerschütterliche Kälte des Wucherers in die höchste Wuth; er ging auf ihn zu und schüttelte ihn, daß diesem Sehen und Hören verging, indem er rief: „Mann, Du wirst mir bis morgen hundert Dukaten zur Stelle schaffen oder Du sollst es bereuen!"

Der Wucherer stöhnte ängstlich: „Lassen Sie mich nur los, Sie sollen Alles haben, was Sie verlangen." Allein kaum fühlte er sich wieder frei, als er bei Seite sprang und seine Züge zu höhnischem Lachen verzerrend, sagte: „Nicht morgen und übermorgen, sondern niemals erhalten Sie etwas von mir; wir sind von nun an geschiedene Leute."

„Mensch!" rief der Conte nun außer sich vor Wuth, und zog den Degen, mit dem er auf seinen Gegner losging. „Du vergißt, daß wir hier allein sind."

Der Angeredete schützte sich, indem er hinter einen Baum trat und dann einen gellen Pfiff ertönen ließ, auf welchen sich in einiger Entfernung zwei Männer ziemlich verdächtigen Aussehens blicken ließen.

„Bringen Sie mich immerhin um", sprach der Wucherer noch höhnischer lachend, „wenn Sie Lust haben, auf's Rad geflochten zu werden, denn Sie sehen, daß es an Zeugen nicht *fehlt*."

Der junge Tosta biß sich voll Aerger in die Lippen und ließ den Degen sinken.

„Ei, mein werther, junger Herr; Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glaubten, daß ich zur Abmachung eines solchen Geschäftes Ihnen in eine so einsame Gegend folgen würde, ohne dafür gesorgt zu haben, daß zwei Zeugen vorhanden sind. Die Männer, welche Sie dort sehen, haben uns, ohne daß Sie es merkten, bis hierher begleitet."

„Dummkopf, der ich war", murmelte der Conte, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend.

„Nicht wahr", lachte der Wucherer, „ich bin nicht so leicht zu fangen? allein, damit Sie sehen, daß ich nicht Ihr Unglück will und auch großmüthig sein kann, wenn ich vor Gewalt sicher bin, will ich Ihnen einen Vorschlag machen."

„Das wird ein sauberer Vorschlag sein; der Teufel hat gewiß keinen verruchteren ersonnen, wie Sie."

„So schlimm ist es nicht", erwiderte der Angeredete arglistig lachend. „Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit."

„So laßt sie in Teufels Namen hören!"

„Sie sollen ihre hundert Dukaten morgen haben, wenn Sie mir versprechen, ein hübsches Kind zu entführen. Es ist keine Gefahr dabei, denn das Mädchen, um das es sich handelt, ist arm und fremd."

„Wenn es auf nichts Anderes ankommt", erwiderte der Conte wieder froh und heiter gestimmt, so sollen die hundert Dukaten leicht erworben sein."

„So gar leicht, wie Sie glauben, mein junger Herr, ist es nicht. Das Mädchen hat einen entschlossenen Charakter, und dürfte nur schwer zu täuschen sein. Gewalt dürfen Sie nicht anwenden, denn, wie ich erfahren habe, hat dasselbe sich bereits unter den Schutz eines Pfaffen gestellt und Sie wissen, was das zu sagen hat. Auch ist anzunehmen, daß ihr geistlicher Beschützer ihr bereits bei einer angesehenen Familie eine *sichere Unterkunft* verschafft hat."

„Diavolo!“ rief der Conte, welchen das vorgeſchlagene Abenteuer immer mehr intereſſirte, „ich will ſie allen Pfaffen zum Trotz bethören, und, wenn ſie ſchön iſt, bin ich des Gelingens um ſo ſicherer. Ich habe noch kein ſchönes Mädchen geſehen, das mich nicht in Flammen geſetzt hätte.“

„Schön iſt ſie fürwahr, ſogar ſehr ſchön, und ſo liebenswürdig, daß ganz andere Leute, wie Sie mein junger Herr, für Sie glühen.“

„Um ſo beſſer, mit deſto mehr Eifer werde ich an's Werk gehen. Aber“, ſetzte der Conte nach einigem Nachdenken hinzu, „dürfte ich nicht wiſſen, weßhalb ſie entführt werden ſoll? Denn daß Sie nichts Gutes dabei im Sinne haben, iſt ſo klar, wie das Licht der Sonne; und daß Sie nicht eine Summe von hundert Dukaten an Etwas ſetzen, was ihnen von anderer Seite nicht tauſend einbringt, werden Sie mich nicht überreden.“

„Das hat Sie nicht zu kümmern; Sie haben einfach zu erklären, ob Sie bereit ſind, meinen Vorſchlag anzunehmen und auszuführen. Es genüge Ihnen zu wiſſen, daß ſehr viel, ja Alles daran liegt, das Mädchen von hier entfernen und glauben zu machen, daß ein Liebesverhältniß den Anlaß dazu gab.“

„Es ſoll geſchehen; der Spaß wird mir Unterhaltung machen; allein auch ich ſtelle eine Bedingung.“

„Von Bedingungen Ihrerſeits kann hier nicht die Rede ſein.“

„Und dennoch muß ich darauf beſtehen, um ſo mehr, als meine Bedingung leicht zu erfüllen iſt.“

„Laſſen Sie ſelbe meinetwegen hören.“

„Es iſt keine andere, als daß ich, wenn es mir gelingt, die Liebe dieſes Mädchens wirklich zu gewinnen, in meinen weiteren Planen mit ihr keinem Hinderniſſe begegne.“

„*Ich gebe ſie* Ihnen mit Leib und Seele anheim; aber

ich muß Ihnen nochmals bemerken, daß die Aufgabe, die Sie zu lösen unternehmen, eine viel schwierigere ist, als Sie sich einbilden."

Der Conte ging hierauf mit seinem Begleiter zur Stadt zurück, bis sie sich in der Nähe des Murthores trennten. Auf dem Wege dahin hatte der Wucherer dem Conte ohne Zweifel das Nähere mitgetheilt, wo er das Mädchen, gegen welches sie ein Complot geschmiedet hatten, finden können.

Nachdem sie auseinander gegangen waren, schlug der Begleiter des Conte den Weg gegen den Lendplatz ein und verlor sich daselbst in eines der vielen unansehnlichen Häuser, wie sie noch jetzt zu sehen sind. Er schlich die Treppe vorsichtig und so leise als möglich auftretend hinauf, hielt vor einer Thür still, horchte eine Zeitlang, und da er nichts hörte, wollte er ohne weiters eintreten. Er hatte einen Schlüssel aus der Tasche gezogen und wollte aufsperren, allein die Thür war nicht versperrt und doch fand er zu seiner größten Ueberraschung das Zimmer leer.

„Wie", sagte er zu sich selbst, „sie ist jetzt am Abende nicht zu Hause? Wo kann sie in dieser Stunde sein? Das bedeutet nichts Gutes. Und wo ist die Alte, der ich aufgetragen habe, sie zu begleiten und auf sie zu warten?" Er durchsuchte dann alle Winkel des Zimmers und seine Unruhe wie sein Zorn nahmen gewaltig zu, als er gewahrte, daß selbst die wenigen Effecten, welche die junge Fremde, die bei ihm Quartier genommen hatte, mit sich führte, verschwunden waren.

„Also bin ich doch zu spät gekommen, aber dem alten Drachen, welchem ich ihre Ueberwachung anvertraut habe, drehe ich den Hals um, wenn sie sich blicken läßt!"

Wir müssen zur Erklärung dieser Verhältnisse Einiges nachholen. Der bejahrte Mann, den wir als Wucherer bezeichneten — und das war in der That das Gewerbe, das

er trieb — hieß Löſchner und war früher bei der kaiſ. Geſandtſchaft am ſächſiſchen Hofe als eine Art Factotum für die privaten Angelegenheiten des Geſandten in Verwendung. Dieſe Stellung, welche keineswegs ganz ohne Einfluß war, hatte er dazu benützt, ſich ein hübſches Vermögen zu machen. Er ſoll aber bei der Wahl der Mittel, deren er ſich dazu bediente, keineswegs wähleriſch geweſen ſein; denn es iſt gewiß, daß er, um Scandal zu vermeiden, von ſeiner Stelle entfernt werden mußte. Da er jedoch mit zu vielen Geheimniſſen vertraut war, fand man es für gut, ihm ſtatt der gerechten Strafe noch eine kleine Penſion, welche für ſeine Lebensbedürfniſſe vollkommen ausreichte, zukommen zu laſſen. Mit dieſer, und im Beſitze des erworbenen Vermögens, zog er ſich Anfangs nach Wien, ſpäter nach Grätz zurück. Daß er dabei manche von den alten Verbindungen fortzuſpinnen wußte, liegt in der Natur ſolcher Verhältniſſe. So kam es auch, daß, als ſich das arme Mädchen, deſſen Schickſale wir aus dem Munde des gelehrten Paters Julius Cäſar Aquilinus erfahren haben, zur Verfolgung des jungen Chevaliers, der ſie ſo arg getäuſcht hatte, von Leipzig entfernte, die Freunde desſelben es ſo einzurichten wußten, daß ſie von Wien aus, wo ſie den Chevalier vergebens ſuchte, an den alten Löſchner adreſſirt wurde. Er war früher verſtändigt worden, um was es ſich dabei handle, und man hatte ihm eine Summe angeboten, welche die dem Conte verſprochenen 100 Dukaten weit überſtieg, wenn er es möglich mache, das Mädchen von Grätz ohne Aufſehen fortzubringen. Daß er auf etwas, was ihm einen Gewinn verſprach, ſofort einging, war bei ſeinem Charakter und ſeiner Denkungsweiſe natürlich. Er traf auch ſofort alle Anſtalten, ſich den in Ausſicht ſtehenden Gewinn ſicher zu ſtellen. Er ließ eines ſeiner Zimmer zu dieſem Zwecke einrichten und nahm eine alte Frau, die ihm bei Vermittlung *ſeiner wucheriſchen* Geſchäfte als Zubringerin diente,

in ſein Haus auf, damit ſie, wie ſchon oben bemerkt, das Mädchen überwache. Er kannte die Alte zu genau, um nicht darauf rechnen zu können, daß ſie allen Regungen des Mitleids und des Erbarmens verſchloſſen bleiben werde, und wußte ſich daher gar nicht zu erklären, wie er in ſeiner Berechnung ſich getäuſcht finden konnte; denn auch an Scharfſinn und Verſtand fehlte es der Alten keineswegs; auch war ſie habſüchtig genug, um der ihr verſprochenen Belohnung wegen Alles zu wagen.

Und doch war alle ſeine Vorſicht vereitelt worden! Er ging heftig auf und ab und wußte nicht, was er beginnen ſollte, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, als er auf der Treppe Schritte hörte, die jedoch ſein feines Gehör auch ohne das Klirren der Sporen für die eines Mannes erkannt haben würde. Es war ein Bote des Ritters von Schönbein.

Dieſer hatte den Auftrag, Löſchner zu ſagen, daß er bis Morgen tauſend Thaler haben müſſe.

Der Wucherer machte, über dieſe Zumuthung erſchreckt, alle möglichen Schwierigkeiten, doch der Bote erwiederte kalt: „Wie es Euch gefällig iſt. Der Ritter von Schönbein läßt Euch blos aufmerkſam machen, daß er im Weigerungsfalle gewiſſe Papiere, die er in Händen hat, bei dem peinlichen Halsgerichte niederlegen wird.“

Die Züge Löſchner's drückten einige Minuten lang ſtarres Entſetzen aus, dann faßte er ſich und äußerte, das ſei ganz unmöglich, wenn der Ritter ſich nicht ſelbſt an den Hals greifen wolle.

„Das iſt er auch feſt entſchloſſen zu thun“, erwiederte der Bote, „wenn Ihr es darauf ankommen laſſen wollt, und Ihr werdet es begreiflich finden, wenn ich Euch ſage, daß er ohne die Aushilfe von tauſend Thalern auch ſo unwiederbringlich verloren iſt. Ihr habt alſo zu wählen und ich gebe

Euch nur wenig Minuten Bedenkzeit, denn ich habe Eile und heute noch viele Geschäfte zu verrichten."

Löschner seufzte bei diesen Worten tief auf; er sah ein, daß ihm kein Ausweg übrig bleibe und er kannte den entschlossenen Charakter des Ritters zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß dieser Alles auf's Spiel setze. „O, Tag des Unglücks!" rief er aus, „nicht blos, daß ich einen Verlust erleiden muß, daß mir mein Plan mit dem Mädchen zu mißlingen scheint, daß ich auch noch eine solche Summe verlieren muß!" Er griff sich dabei voll Verzweiflung in die Haare und ging in rasender Aufregung im Zimmer auf und ab.

Da kam ihm der Gedanke, daß, wenn es irgend Jemand gelingen könne, die Flüchtige zurückzubringen, dies nur der Ritter v. Schönbein sei. Er beschloß daher, sich auch in dieser Angelegenheit mit dem Ritter in Verbindung zu setzen und ihm die verlangte Summe zu bringen. Es liegt übrigens zu tief in der menschlichen Natur, daß sich die Seele an jeden Strohhalm von Hoffnung klammert, und das erklärt uns, weshalb der schlaue und geizige Löschner sich bereit erklärte, die verlangte Summe bis Morgen in aller Frühe zu schaffen.

Fünftes Capitel.

Das Asyl.

In der Entfernung von 8 bis 10 Stunden von Grätz liegt in einem anmuthigen Thalkessel, rings von hohen Bergen umschlossen, ein herrschaftliches Wohngebäude, zu klein, um es Schloß zu nennen, und doch wieder zu ansehnlich, um als gewöhnliches Wohnhaus gelten zu können. Schon seit einem Monate stand es unbewohnt und nur eine alte Beschließerin hatte ein Zimmer zu ebener *Erde besetzt*. Alles war schon für den Winter eingerichtet.

Die Jalouſien waren verſchloſſen, und ſowohl gegen das Eindringen der Winterkälte, wie gegen einen möglichen Einbruch von innen mit eiſernen Klammern befeſtigt, die Möbeln ſtanden in der Mitte der Zimmer an einander gerückt, und auf dem Erdboden lag Obſt zum Dörren ausgebreitet. Kurz Alles zeigte, daß man auf keinen Beſuch von Seiten der Herrſchaften mehr rechnete. Nicht gering war daher die Verlegenheit der guten Beſchließerin, als ſie eines Abends zum Fenſter hinausſehend einen Wagen die Straße herabfahren ſah, den ſie, als er näher kam, für den herrſchaftlichen erkannte. Sie ſchlug verwundert die Hände über dem Kopf zuſammen, den ſie ein über das andere Mal ſchüttelte, denn ſie wußte ſich dieſe Erſcheinung gar nicht zu erklären; noch weniger wußte ſie, was ſie beginnen ſollte, um die gnädige Herrſchaft zu empfangen. Nicht blos, daß keines der Zimmer in den Stand geſetzt war, beunruhigte ſie, ſondern noch mehr der Gedanke, woher ſie nun irgend etwas nehmen ſollte, die herrſchaftliche Tafel zu beſorgen. Ihre Sorge wurde bald erleichtert, als der Wagen vor der Thür des Hauſes hielt, und ein geiſtlicher Herr mit einem jungen Mädchen aus demſelben ausſtieg. Sie dachte nämlich, der geiſtliche Herr könne bei dem Pfarrer zu Gaſte ſein, und darin hatte ſie allerdings das Rechte getroffen; das Mädchen aber ſchien ihr gar nicht ſo vornehm, um nicht bei ihr ſelbſt zu wohnen. „Sie ſoll es warm und gut bei mir haben", ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „und ich will es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen laſſen."

Der geiſtliche Herr zog ein offenes Schreiben aus ſeiner Brieftaſche, welches ſie freilich nicht leſen konnte, aber ſie ſah das Siegel der gnädigen Herrſchaft darauf, und das war ihr genug, um ihm in Allem Folge zu leiſten.

„Ich bringe Euch da, liebe Frau, einen werthen Gast, dessen Pflege Euch die Frau von Leuthen ganz besonders an's Herz legt. Ihr sollt ihr das Schlafzimmer der beiden Fräuleins einräumen, und was das Essen betrifft, so mögt Ihr einen einfachen aber guten Tisch herrichten, wie es die Umstände eben erlauben, und es wird Euch, denke ich", sagte er mit einem fragenden Blicke auf seine Begleiterin, die freundlich beistimmend nickte, „unverwehrt bleiben, Euch mit Eurem lieben Gaste an denselben Tisch zu setzen und nach Herzenslust mit ihm zu plaudern. Nun aber geht und sputet Euch, daß Alles in Ordnung kommt, und vor Allem seid bedacht, uns ein Glas Wein und eine warme Suppe vorzusetzen, die wir einstweilen in Eurer Stube verzehren wollen, denn wir sind tüchtig ausgefroren und ausgehungert, und man merkt es der rauhen Luft an, daß der Herbst bereits vorgerückt ist. Noch eins", rief er der Davoneilenden nach, „vergeßt mir nicht, sogleich zu dem Pfarrer zu schicken und ihm sagen zu lassen, daß ich mich für heute Nacht zu Gaste bei ihm bitte."

Die Beschließerin eilte geschäftig fort, und die Beiden, in welchen die geehrten Leser ohne Zweifel bereits den würdigen Pater Cäsar Aquilinus und die Heldin seiner Erzählung erkannt haben werden, traten in das Haus ein. Noch an demselben Abende, an welchem der geistliche Herr den abenteuerlichen Besuch erzählt hatte, war es in der Familie von Leuthen beschlossen worden, sich des armen betrogenen Mädchens anzunehmen. Die beiden Fräuleins wollten sofort ihr Zimmer mit ihm theilen; Theresia fühlte sich schon durch die Schilderung, welche der geistliche Herr von dem Character des Mädchens gemacht hatte, freundschaftlich angezogen, und Antonia machte sich bereits allerhand Gedanken und Plane wie sie dem armen

vernachläſſigten Weſen eine feinere Bildung beibringen wolle. Frau von Leuthen ſelbſt hatte im Grunde Nichts dagegen einzuwenden, aber der Onkel erklärte, durchaus nicht einſtimmen zu können. „Wenn wir“, hatte er geſagt, „das Mädchen nicht für immer verſorgen und als Glied unſerer Familie aufnehmen wollen, ſo erweiſen wir ihm keine Wohlthat, wenn wir es an Annehmlichkeiten des Lebens gewöhnen, welche ihm zum Bedürfniſſe werden, die es dann unglücklich machen, wenn es ſie wieder entbehrt. Dann“, ſetzte er hinzu, „laſſen wir uns in Verwicklungen ein, die wir bis jetzt gar weder vorausſehen, noch viel weniger berechnen können. Beides iſt der beengten Lage, in der Sie ſich gegenwärtig befinden, wenig angemeſſen, und am Ende muß für den Augenblick der Hauptzweck doch der ſein, das arme Kind nicht bloß in ſo lange ſich ihr Schickſal nicht entſchieden hat, vor Noth und Elend zu bewahren, ſondern auch gegen die Nachſtellungen, welchen es ohne Zweifel ausgeſetzt ſein wird, zu ſchützen.“ Frau v. Leuthen hatte dem erfahrenen Manne Recht geben müſſen. Nur hatte ſie vergeblich ſich bemüht, ein Mittel auszufinden, wie dem Allen zu begegnen und doch auch zu helfen ſei. „Nichts leichter als das“, hatte der Onkel entgegnet, und hierauf den Vorſchlag gethan, die Verlaſſene einſtweilen auf das der Frau von Leuthen gehörige Gut zu ſchicken. Dort werde ſie, vorausgeſetzt, daß die gehörige Vorſicht angewendet werde, ihren Aufenthalt nicht zu verrathen, was hier in der Stadt gar nicht möglich ſei, vor allen Intriguen ſicher bleiben, könne auf eine ihren Verhältniſſen angemeſſene Weiſe verſorgt werden, und es eröffne ſich zugleich für den ſehr wahrſcheinlichen Fall, daß ſie um Alles gebracht ſei, eine Ausſicht, ſie bei der Wirthſchaft oder ſonſt zu ihrem und der Familie Nutzen zu verwenden. Dieſe Meinung hatte allgemeinen Beifall

gefunden, und es war nur der Vorbehalt gemacht worden, daß der würdige Beschützer des Mädchens seine Zustimmung gäbe. Dieser, am folgenden Tage von dem Beschlusse der Familie Leuthen in Kenntniß gesetzt, hatte mit aufrichtiger Befriedigung seine Beistimmung ausgedrückt, denn bei ihm war noch ein anderer wichtiger Grund hinzugetreten, der nämlich, daß er in dem Pfarrer des Ortes einen in jeder Beziehung würdigen Mann schätzte, von dem er hoffen konnte, er werde auf die geistige und gemüthliche Bildung des Mädchens den günstigsten Einfluß nehmen und es auf den Weg des wahren und rechten Glaubens leiten. So war denn die Reise beschlossen worden, und der gelehrte Herr hatte es mit Freuden übernommen, seinen Schützling zu begleiten. Wir wir aus dem bereits Erzählten ersehen, waren sie auf dem Gute der Frau v. Leuthen ohne allen Unfall angekommen.

Die alte Beschließerin hatte es indessen sehr gnädig; sie lief und raunte auf und ab, daß die Schlüssel, die an ihrem Gürtel hingen, aneinander klirrten. Sie rief die Knechte und Mägde des Meierhofes, schickte den Einen zum Pfarrer, befahl den Anderen, das Zimmer im ersten Stocke in Bereitschaft zu setzen, trieb die eine Magd an, Feuer zu machen, die andere schickte sie in den Ort herum einen Braten für den Abendtisch aufzutreiben; kurz, es war ein so geschäftiges Durcheinanderrennen und Treiben als gelte es eine Abtheilung einer feindlichen Truppe zufrieden zu stellen, um sie von der Plünderung abzuhalten. Bald war der Tisch sauber gedeckt und einladend winkte Speise und Trank.

Eben wollte man sich zu Tische setzen, als der Pfarrer des Ortes eintrat und den geistlichen Herrn auf das Herzlichste willkommen hieß. Es versteht sich von selbst, daß der Pfarrer an dem einfachen Mahle theilnahm und

daß ſich das Geſpräch zumeiſt um den Anlaß und Zweck des Beſuches drehte. Auch die Beſchließerin ließ Cäſar Aquilinus Antheil nehmen, denn es lag ihm daran, daß auch ſie von den Schickſalen ihres Schützlings unterrichtet werde, um nicht unwiſſend in eine ihr geſtellte Falle zu gerathen. Das Mädchen, welches wir Marie nennen wollen, ſaß mit hochglühenden Wangen und bewegten Zügen da. War ja doch nur von ihr die Rede und mußte ſie es doch aufregen, wenn ſie ſah, daß ihr Schickſal, welches ſie bisher allein zu tragen gewohnt war, die Theilnahme Anderer in ſo hohem Grade erregte. Aber dieſe Aufregung war keineswegs ſchmerzlicher Natur. Im Gegentheile, es war ihr, als ob ihr erſt jetzt zu einem neuen Leben erwachte, als ob ſie im tiefſten Inneren fühlte, daß ſie nicht mehr allein und verlaſſen in der Welt ſtehe, daß ſie nicht mehr getäuſcht, betrogen und verrathen, ſondern auch erkannt und beſchützt ſei. Der würdige Pfarrer gewann durch ſein ſchlichtes und doch liebevolles Benehmen, durch ſein einfaches, aber doch geiſtvolles Reden, und vor Allem durch ſein auf innere Ueberzeugung gegründetes Vertrauen auf das Walten der göttlichen Vorſehung ihr volles und unbedingtes Zutrauen gleich nach der erſten halben Stunde des Beiſammenſeins. Aber auch die alte Beſchließerin mit ihrer geſchäftigen Sorgſamkeit, mit ihrem zwar nüchternen, aber geſunden Verſtande, und mit ihrer ungeſchminkten aber wahrhaft herzlichen Begegnung war ihr bald ſo lieb geworden, daß ſie dem geiſtlichen Herrn, dem ſie das Alles verdankte, die Bitte vortrug, es möge ihr doch vergönnt ſein, ſtatt allein in dem Zimmer der Fräuleins zu wohnen, ſich in der beſcheidenen Stube der Haushälterin einrichten zu dürfen. Die geiſtlichen Herren hatten nichts dagegen einzuwenden, es freute ſie vielmehr, daß Maria einen ſo beſcheidenen Sinn an den Tag legte.

Cäsar Aquilinus empfahl sich sofort, indem er den Pfarrer begleitete. Er war heiterer und zufriedener wie gewöhnlich gestimmt, denn ihn hob das Bewußtsein einer glücklich vollbrachten guten That, und wie oft ihn bei seinem literarischen Wirken der Gedanke an den Ruhm, den er sich bei kommenden Geschlechtern zu sichern glaubte, auch berauschen mochte, so mag doch das rein menschliche Gefühl, Gutes vollbracht zu haben, viel schwerer in der Wagschale der Gerechtigkeit, welche sein Bewußtsein als Mensch und Priester ihm vorhielt. Bei dem Allen wird es ihm der geehrte Leser verzeihen, wenn er die noch übrigen Stunden des Abends mit dem Pfarrherrn sich über gelehrte Dinge unterhielt, und nicht wenig befriedigt fühlte, als dieser seine Verdienste um die vaterländische Geschichtschreibung nicht hoch genug preisen konnte. Wie tief die beiden geistlichen Herren in die Nacht hinein mit einander sich unterhalten haben, verschweigt unsere Geschichte, aber so viel ist gewiß, daß sie noch im lebhaften Gespräche begriffen waren, als Marie nach langem, langem Leiden das erste Mal in ihrem Leben glücklich träumte.

Am andern Tage war das Erste, was Marie, nachdem der geistliche Herr wieder abgereist war, that, daß sie in den Wald ging und dort mehrere Stunden verträumte. Seit den Tagen der ersten Jugend, in welchen sie ihr Leben in dem Leben der Natur gelebt hatte, seit jenen Tagen war es das erste Mal, daß sie wieder unter dem Laubdache der Buchen sitzen, daß sie wieder auf weichem Moose sich niederlassen und dem Rauschen des Waldstromes lauschen durfte. Da war es ihr, als ob alle Fesseln, die ihre Natur beengten, von ihr fielen, als ob Alles, was sie drückte, von ihr genommen wäre; sie athmete tief und frei auf, sie ließ ihr Auge, an welchem das Naß *der Freude zitterte*, an dem Grün der Wiese und den

prächtigen Farben des herbſtlichen Laubes ſich ſättigen. Die Kindheit ſtieg mit Allem, was ſie Seliges und Schmerzliches hatte, in ihrer Erinnerung auf, aber da war es, daß ſich das Gefühl, verrathen und betrogen zu ſein, gewaltſam Bahn brach, daß ihr Buſen ſtürmiſch wogte und ſie ſich nicht erwehren konnte, in ein lautes und heftiges Schluchzen auszubrechen. Die Erſchütterung ihres Innern war eine ſo gewaltige, daß jeder Nerv zuckte, und daß ſie ſich mit dem Geſichte auf den Boden warf und immer lauter und immer heftiger weinte. Doch wie der Sturm, der die Wogen des Meeres aufwühlt, um ſo eher aufhört, je raſender er tobt, ſo hat auch der Sturm, der im Gemüthe des Menſchen allzuſtark wüthet, gewöhnlich eine nur kurze Dauer. So war es auch hier. Nachdem ſich Marie ausgeweint hatte, wurde ſie wieder ruhig, nur ihre Thränen rannen zwar ſtill aber unaufhörlich über die bleichen Wangen, und nur das noch immer tiefe und raſche Athemholen verrieth, daß dieſe Ruhe nur eine der Erſchöpfung war. Lange ſtarrte ſie zu Boden, und als ſie endlich den feuchten Blick wieder aufhob, ſtand der Pfarrer vor ihr.

Sie wurde über und über roth vor Scham und Verlegenheit, und die ſonſt ſo bleiche Wange glühte in Purpur.

Der Pfarrer reichte ihr ſeine Hand mit herzlicher Theilnahme hin, dann fragte er ſie, ſich zu ihr niederbeugend, mit einer Stimme, deren liebreicher Ton ſie bewegte, ob ſie diesmal den Gott, den ſie in der Natur aufgeſucht, nicht gefunden habe? Dieſe Frage verrieth zugleich, daß er von ihrem Character und ihrem vergangenen Leben ſich bereits ſehr vertraut gemacht haben mußte. Sie begriff ſeine wohlwollende Abſicht, denn ein freundliches Lächeln unter Thränen dankte ihm. „Ich war“, ſagte ſie, „nur

wieder einmal ein thörichtes Kind und weinte blos über meine Verlassenheit."

„Wie kannst Du", erwiderte der Pfarrer. „Dich verlassen nennen? Getäuscht und betrogen bist Du, das weiß ich, aber glaube mir, es ist gut, daß es so kam, so kommen mußte, wenn Du zu einem neuen und selbstbewußten Leben erwachen sollst."

„Ein neues Leben", erwiderte Marie, ein neues Leben führen, das will ich, das werde ich auch. Glauben Sie nicht, hochwürdiger Herr, weil Sie mich heute im Walde getroffen haben, daß ich in meine alten Träumereien zurücksinke, daß ich, wie früher, halbe Tage lang im Freien herumstreichen will. Auch zu Hause werde ich nicht müssig träumend da sitzen, sondern ich will arbeiten und nachholen, was mir fehlt; denn erst jetzt ist mir klar geworden, wie fremd und eigen ich mitten im Strome des Lebens dastehe, wie viel, ja wie mir Alles noch fehlt, daß ich unter den Menschen leben kann."

„Du bist", sagte der Pfarrer ernst und mild zugleich, „ein wunderliches Kind und in der That gar nicht wie andere Menschen sind, aber sei getrost, es ist etwas Edleres in Dir, etwas, das höher hinausstrebt, als blos das vergängliche Glück des Augenblicks zu genießen. Ich will Dich leiten und führen, wenn Du mir anders vertraust und folgen willst, und Du wirst bald wieder von Neuem selbstständig und auf Dich selbst gestellt dastehen, aber dann mußt Du eben aufgeben, was Du jetzt Deine Selbstständigkeit nennst, und mußt Dich bemühen, durch Selbstverläugnung zu werden, was andere Menschen sind, die tiefer wie Du stehen."

„Ob ich Ihnen folgen will!" rief Marie aufspringend und die Hände des Priesters umfassend, ja sie wäre *ihm in ihrer* Unerfahrenheit und Originalität bald um

den Hals gefallen, hätte er es nicht verwehrt. „Alles, Alles will ich thun, was Sie für gut finden, und ich will keinen Willen haben als den, Ihren Rathschlägen zu folgen. Ich will mich Allen unterwerfen und will vergessen, daß ich bisher mich aus innerem Stolze gedemüthigt habe und vielmehr auf meine innere Demuth stolz werden."

„So ist es recht", meinte der Pfarrer, „und nun es Gott so gnädig gefügt hat, daß er Deiner Noth für den Augenblick ein Ende gemacht und Dich unter edle Menschen gebracht hat, so wird er Dich auch dann nicht verlassen, wenn es darauf ankommen wird, Dich durch eigene Kraft fortzubringen. Denn das muß ich Dir gleich sagen, daß Deines Hierbleibens nicht für immer ist und daß Du darauf denken mußt, Dir Deine weitere Zukunft selbst zu bereiten. Aber laß Dir dadurch nicht etwa die Sorge über den Kopf wachsen, denn diese Zeit liegt noch ferne, und jedenfalls bleibst Du so lange bei uns, bis Du Dir die Fähigkeit erworben hast, für Deine Existenz selbst zu sorgen. Bis dahin aber kann sich noch Manches zu Deinen Gunsten ändern, und wer weiß, was bis dahin Alles geschieht."

Der Pfarrer, innig vertraut mit Verhältnissen der Familie Leuthen, dachte nämlich auf den Fall, daß diese durch ihre beengte Lage genöthigt werden könnte, das Gut zu verkaufen, wenn es sich einmal darum handeln würde, den Töchtern eine standesgemäße Aussteuer zu geben.

Allein Marie schien durch diese Andeutung nicht im Geringsten betroffen zu sein; im Gegentheile, sie äußerte lebhaft, wie zufrieden sie eben über diese Mittheilung sei, denn dadurch gewinne sie an Kraft und Muth, das zu erreichen, was sie sich vorgesetzt habe. Sie sprach diesen Vorsatz so entschieden und mit so viel Selbstbewußtsein aus, daß der Pfarrer unwillkürlich den Finger wie im

Scherze drohend erhob und meinte, da zeige sich ja der alte Stolz, dem sie soeben erst den Laufpaß gegeben, wieder.

Marie erröthete und schlug das Auge zu Boden. „Verzeihen Sie", sagte sie dann, „der Mensch ändert sich eben nicht, wie man die Hand umdreht, sondern erst nach und nach."

Sechstes Capitel.

Für und wider. List gegen List.

Die Familie Leuthen war sehr erfreut, einen Brief von dem Pfarrer ihres Gutes erhalten zu haben, in welchem sich dieser über Marie auf das Befriedigendste aussprach. Indessen gingen bei ihr die Verhältnisse ihren gewohnten Gang fort, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Der junge Fremde setzte seine Besuche regelmäßig fort und wußte nach und nach durch sein geschmeidiges Benehmen das Vertrauen wenigstens des einen Theils der Familie zu gewinnen, wenngleich der andere in dem Verdachte, es mit einem Abenteurer zu thun zu haben, sich nicht wankend machen ließ. Der Onkel und Antonia standen auf der Seite des Fremden; sie machten als Hauptgrund geltend, daß die Empfehlungsbriefe von so angesehenen Personen, welche in nächster Berührung zum Hofe waren, wohl nicht an einen Menschen, dessen Herkunft und Verhältnisse man nicht genau kenne, ertheilt würden. Der gegentheiligen Meinung neigten sich Frau von Leuthen und Theresia zu. Diese Letztere hatte, wie wir gesehen haben, vom Momente der ersten Bewegung an, einen ganz entschiedenen Widerwillen gegen den jungen Mann gefaßt, und es war natürlich, daß sie ihn in

Allem viel schärfer beobachtete. Sie fand dabei so Manches in seinem Benehmen, was mit einer wahrhaft feinen Erziehung sich nicht wohl vereinen ließ, und obgleich sie selbst, auf die geselligen Kreise der Provinz beschränkt, und selbst von diesen mehr entfernter und zurückgezogener lebend, keine Gelegenheit hatte, den Ton, der in den höchsten Kreisen herrschte, aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, so gab ihr doch ein dunkles aber natürliches Gefühl Anhaltspuncte genug, sich in ihrer Meinung bestärkt zu fühlen; auch hatte sie ihn in seinen Reden schon einige Male durch geschickt angebrachte Fragen in kleine Widersprüche verwickelt, die ihn für den ersten Moment sichtbar in Verlegenheit brachten. Wenn sie ihre Bemerkungen der Mutter mittheilte, so schüttelte diese den Kopf und meinte, daß der Widerwille Theresia's einigen Antheil an der ungünstigen Beurtheilung des Fremden haben könne, und daß man zu oft da, wo man in der Absicht, Mängel zu finden, suche, diese wirklich finde, wenn sie auch nicht, wenigstens nicht in diesem Grade vorhanden wären, aber in ihrem Innern gab die erfahrene Frau ihrer Tochter Recht. Es lag nahe genug, daß die näheren Umstände, welche man über das Schicksal der armen Marie aus dem Munde des gelehrten Paters erfahren hatte, den Verdacht nähren mußten, als sei der Ritter mit dem jungen Manne, welcher die Verlassene so arg getäuscht hatte, ein und dieselbe Person. Das war auch die feste Ueberzeugung Theresias, und Frau v. Leuthen selbst gab wenigstens die Möglichkeit zu. Man sprach oft und viel darüber, ohne über diesen Punkt einig werden zu können, um so mehr, als auch der gelehrte und würdige Cäsar Aquilinus, wenn in seiner Gegenwart die Rede darauf kam, meinte, daß, so täuschend die Uebereinstimmung mancher Einzelnheiten für den ersten Augenblick auch wäre, sich bei näherer Ueber-

legung doch auch manche Bedenklichkeiten herausstellen. Es sei durchaus nicht anzunehmen, daß der Ritter, im Falle seine Person mit jener des Betrügers die nämliche sei, sich so sorglos und ohne eine Verbindung mit Leipzig zu unterhalten, in der Welt herumtummle. Im Uebrigen", setzte er hinzu, „könne man, selbst in dem Falle, daß der Ritter von Schönbein wirklich ein und dieselbe Persönlichkeit mit dem jungen Herrn aus Leipzig wäre, noch keinen Schluß ziehen, daß er wirklich ein Abenteurer sei. Wie das in ihren Gefühlen betrogene Mädchen die Sache darstelle, falle freilich ein sehr schlechtes Licht auf seinen Character; allein man dürfe nicht vergessen, daß es eben nur die Folge eines keineswegs unedlen Mitleides mit dem armen verlassenen Geschöpfe gewesen sein mochte, was ihn bewog, ihren Glauben an seine Liebe nicht geradezu zu zerstören. Es könne übrigens auch jene Alte das unerfahrene Mädchen getäuscht, um ihre eigene Schlechtigkeit dadurch, daß sie den Verdacht auf den Ritter wälzte, bemäntelt haben.

Dieses Raisonnement schien den Meisten aus dem kleinen Kreise ebenso billig als einleuchtend. Der Onkel kannte als ein in der Welt durch viele Erfahrung geschulter Mann nur beistimmen; Frau v. Leuthen bedachte, daß schon die Pflicht der christlichen Liebe es verlange, Niemanden ungehört zu verdammen, und Antonia dankte dem geistlichen Herrn mit einem Blicke der Zufriedenheit. Nur Theresia sprang ungestüm und ärgerlich von ihrem Sitze auf, und selbst die gewohnte Ehrfurcht vor dem würdigen Manne hinderte sie nicht, ihrer Empfindung freien Lauf zu lassen. „Nein!" rief sie mit zornflammenden Augen, „das ist wirklich unerhört, daß die Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit selbst an einem geist*lichen Herrn* einen so beredten Vertheidiger findet. Ist es *einmal gewiß*, daß dieser Ritter von Schönbein mit dem Be-

trüger dieſelbe Perſon iſt, dann läßt ſich auch nicht die mindeſte Entſchuldigung für eine ſo niederträchtige Handlung finden. Iſt denn", fuhr ſie eifrig fort, „nur der ſchuldig, der uns Gold oder Effekten ſtiehlt, und ſollte er frei ausgehen, der uns gerade um das höchſte und heiligſte aller Güter, um die Liebe und das Vertrauen betrügt? Mitleid allein kann das nicht entſchuldigen; denn hat er eine ſolche Empfindung wirklich gehabt, dann mußte er das arme Mädchen nach und nach darauf vorbereiten, er mußte ſie mit der Nothwendigkeit vertraut machen, daß eine Trennung unvermeidlich ſei, und wahrlich ein Herz, das ſo zu lieben fähig iſt, ein Geiſt, der ſo groß denkt, würde auch dieſes Opfer freudig gebracht haben. Aber ſie auf dieſe Weiſe verlaſſen, ſie ſo täuſchen, bleibt ſträflich, und wenn auch die Geſetze der Menſchen keine Schuld darin finden, vor dem Richter in unſerer Bruſt iſt die Schuld um ſo größer. Und wer", ſchloß ſie, „ſich kein Gewiſſen daraus macht, ein liebendes Herz zu betrügen, der macht ſich gewiß auch daraus keines, den Werth einiger hundert Gulden zu ſtehlen."

Alle ſahen Thereſia erſtaunt und mißbilligend an, nur Cäſar Aquilinus, welcher den hohen und geraden Sinn der Jungfrau zu ſchätzen wußte, meinte begütigend: „Wenn man die Handlungen der Menſchen von dieſem Standpunkte aus beurtheile, ſo möchten freilich die wenigſten zu entſchuldigen ſein; allein ſelbſt die ewige Güte und Barmherzigkeit nehme gewiß auf alle Umſtände, welche die Schuld bei der Schwäche und Hinfälligkeit der Sterblichen in milderem Lichte erſcheinen laſſen, Rückſicht, und es ſtehe um ſo weniger uns ſündigen Menſchen zu, Andere nach dem allerſtrengſten Maßſtabe zu richten."

Thereſia wollte entgegnen, als ſich die Thür aufthat und der Ritter von Schönbein mit einer zierlichen Verbeugung und freundlich gefälligem Lächeln eintrat.

„Guten Abend, meine hochverehrten Herrſchaften“, rief er im munteren Tone. „Ich bringe gute, ſehr gute Nachrichten. Es iſt nunmehr gewiß, daß Ihre kaiſerliche Majeſtät auf der Tour nach Innsbruck Grätz paſſiren und daſelbſt mit Ihrem Hofſtaate einige Tage ſich reſtauriren wird.“

„Das ſoll mir“, meinte Frau v. Leuthen, „beſonders lieb ſein, denn ich hoffe dabei Gelegenheit zu finden, mehrere meiner intimſten Bekannten zu ſehen.“

Im Laufe des weiteren Geſpräches ſagte der Ritter mit einer plötzlichen Wendung: „Haben Sie, meine verehrten Damen nichts von dem plötzlichen Verſchwinden eines jungen Mädchens gehört, welches bei einem wohlhabenden Hausherrn auf der Lend wohnte, früh ausging und ſeitdem nicht wieder zurückgekehrt iſt?“

„Allerdings“, antwortete Pater Aquilinus Cäſar, den Ritter mit ſcharfen und durchdringenden Blicken beobachtend, welche dieſem keineswegs entgingen und ihm ſo die Gewißheit verſchafften, daß der geiſtliche Herr etwas Näheres darüber wiſſen müſſe.

„Die Sache hat großes Aufſehen gemacht“, fuhr der Ritter fort, „und wie man hört, ſoll eine ſehr achtbare und würdige Perſon die Hand dabei im Spiele haben.“ Hier fixirte er nun ſeinerſeits den Pater; doch dieſer zeigte nicht die geringſte Veränderung in ſeiner Miene.

Frau von Leuthen meinte, daß ſie gar nichts Beſonderes daran finden könne, wenn eine Fremde, die hier mit Niemanden in näherer Verbindung ſtehe, nach ihrem Gutdünken ſich wieder entferne, wie könne man wiſſen, welche von den vielen Straßen ſie eingeſchlagen, um ihren Weg weiter fortzuſetzen?“

„Es ſind ihr aber“, verſetzte von Schönbein, „reitende Boten nach allen Richtungen nachgeſchickt, und über-

all ſind die Ortsobrigkeiten aufgefordert worden, auf ihre Perſon zu invigiliren und ſie wieder anher zu transportiren. Uebrigens ſind Ihnen ja die ſtrengen Geſetze bekannt, welche gegen alles auf der Straße umherziehende, verdächtige Geſindel, ſei es nun männlich oder weiblich, das Aufgreifen und Beſtrafen derſelben verordnen."

„Ja, hat denn", fragte Thereſia, welche ihre Entrüſtung kaum länger verbergen konnte, „das arme Mädchen ein Verbrechen begangen, daß man ſie ſo verfolgt? und wie kann man ſie ohne Weiteres unter das verdächtige Geſindel rechnen wollen?"

„Mein verehrtes Fräulein", ſagte Schönbein, „Sie wiſſen noch wenig, wie es in der Welt zugeht. Der einzige Grund, daß ſie die Miethe ſchuldig geblieben und ſich ſo insgeheim aus dem Staube gemacht hat, genügt, bei ihrer Armuth die Behörden gegen ſie in Action zu ſetzen. Uebrigens behauptet der Mann, bei welchem ſie einen Tag lang gewohnt hat, daß ihm auch ſeit ihrem Verſchwinden mehrere werthvolle Kleinigkeiten abgehen."

Jetzt konnte ſich Thereſia nicht mehr bezwingen. „Das iſt eine unverſchämte und nichtswürdige Beſchuldigung!" rief ſie, indem ſich ihre Wangen vor Zorn rötheten und ihre Wangen flammten.

Nicht ohne Erſtaunen und ohne die Miene des Beleidigten anzunehmen, fragte der Ritter: „Sie ſcheinen ſich für die Dirne ſehr zu intereſſiren?"

„Ich verbiete mir ſolche Ausdrücke; wenn Jemand ſie verdient, ſo ſind es vielmehr diejenigen, welche ein unſchuldiges und betrogenes Geſchöpf auf ſo niedrige Art verfolgen. Und, damit Sie es nur wiſſen, ich intereſſire mich allerdings für dieſes Mädchen, ja ich weiß ſogar, wo ſie iſt, noch mehr, ich kenne ihre wahren Verfolger nur *zu gut!*"

„Dann", entgegnete der Ritter mit ſpöttiſchem Lächeln. „hätte ich ja nichts Anderes zu thun, als den löblichen Magiſtrat dieſer Hauptſtadt an Sie, mein Fräulein, zu verweiſen, wenn er über die Flüchtige Auskunft haben will. Allein die Verehrung, die ich für Ihre hochachtbare Familie empfinde, deſſendiret mir das, und ich gebe Ihnen parole d'honeur, daß ich von dem, was ich ſoeben vernommen habe, keinen Gebrauch machen werde."

Er war dabei von ſeinem Sitze aufgeſtanden, und hatte ſich mit unnachahmlicher Gracie gegen die Anweſenden verbeugt. In der That aber war es ihm ſehr ſchwer geworden, ſeine innere Befriedigung zu verbergen. Denn er wußte nun, daß die Familie Leuthen ſich des Mädchens angenommen habe, und nun konnte es ihm nicht mehr ſchwer ſein, die Spur desſelben zu finden.

Thereſia, die ihren Gegner aufmerkſam beobachtete, durchzuckte der nämliche Gedanke. Sie ſah ein, daß ſie mehr verrathen hatte, als ihr lieb war. Doch gleichzeitig war ſie auch darauf bedacht, den Ritter von der gefundenen Spur wieder abzulenken. „Das Mädchen", ſagte ſie, „befindet ſich unter dem ſicherſten und mächtigſten Schutze, der ihr zu Theil werden kann. Ich ſelbſt habe ihr die Mittel und Wege geebnet, zu Ihrer Majeſtät der Kaiſerin zu gelangen, und während wir hier ſprechen, ſind bereits die nöthigen Anſtalten getroffen, um ſie nicht blos gegen jede weitere Verfolgung ſicher zu ſtellen, ſondern auch diejenigen, welche die Urheber derſelben ſind, zur Rechenſchaft zu ziehen."

Sie ſagte das mit einem ſo ſicheren und entſchiedenem Tone, daß der Ritter einen Augenblick lang wirklich getäuſcht wurde, und ſeine Beſtürzung kaum bemänteln konnte. Allein viel zu gewandt und erfahren, gab er ſich nicht für überwunden, und beſchloß, auch für den Fall, daß Thereſia ihn blos irre führen wollte, ſeine Maßregeln zu treffen.

Frau von Leuthen, welcher die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, sehr peinlich war, suchte einzulenken, die eingetretene Verstimmung, wo möglich zu beheben. „Sie werden", sagte sie zu dem Ritter gewendet, „entschuldigen, wenn meine Tochter sich von Ihrem Eifer hinreißen ließ; aber wir, die man das schwache Geschlecht nennt, suchen einmal unsere Stärke darin, daß wir uns gegenseitig schützen und vertheidigen. Und was Sie geäußert haben, sah in der That einem Angriffe gegen ein wirklich schwaches und wehrloses Mädchen ähnlich".

„Vielmehr", meinte der Ritter galant, „muß ich mich excusiren, daß ich mich so weit habe vergessen können; denn wenn ich es überlege, weiß ich wirklich nicht, was mich die ganze Sache eigentlich angeht. Ich kenne das Mädchen, von dem die Rede ist, gar nicht, und habe auch nicht die schwächste Raison, Parthei für oder gegen sie zu nehmen."

Mit diesen gegenseitigen Entschuldigungen war das unangenehme Gespräch zu Ende, und man unterhielt sich wieder von andern Dingen. Doch wollte, ungeachtet der Ritter alle Liebeswürdigkeit aufbot, die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen, da Jedes zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftiget war. Erst als sich Theresia unter dem Vorwande des Unwohlseins auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, wurde man wieder etwas lebhafter. Der Ritter insbesondere gewann die ganze Schnellkraft seines Geistes, und die volle Ungenirtheit seines Benehmens wieder, und wußte damit um so größere Erfolge zu erreichen, als es ihm an dem Talente zu unterhalten und zu fesseln nicht gebrach. Als er wahrnahm, daß die Gesellschaft wieder mehr zu seinen Gunsten gestimmt war, rückte er mit der Bitte heraus, einen Freund präsentiren zu dürfen. „Es ist", fügte er bei, der junge *Conte Tosta*, aus einer der reichsten und edelsten Ba-

millen der venetianiſchen Terra Ferma, und ein Mann voll Geiſt, Herz und Talent."

Der Vorſchlag wurde von allen Seiten mit Vergnügeu angenommen, da das einzige Glied der Familie, welches etwa eine Einwendung gemacht hätte, Thereſia nicht zugegen war.

Unſere geehrten Leſer aber werden gewiß neugierig ſein, zu erfahren, wie es dem Conte ergangen war, als er am andern Morgen nach der Scene in der Eggenberger-Allee die verſprochenen hundert Ducaten in Empfang zu nehmen kam, und wir wollen ſie darüber nicht länger in Ungewißheit laſſen.

Am nächſten Morgen in aller Frühe meldete ſich der Conte. Wenn er es bei Tage nicht gewagt haben würde, das Haus des Wucherers zu betreten, ſo konnte er in ſo früher Morgenſtunde ohne Bedenken dahingehen; denn außer den Milchweibern, die aus der Ferne kamen, und den Bauern, welche Früchte zu Markte brachten, begegnete er Niemandem, vor dem er ſich hätte geniren müſſen. Er trat alſo muthig ein, und war nicht wenig erſtaunt, als ihm Löſchner eröffnete, es ſei mit dem Geſchäfte nichts, indem das Mädchen, um welches es ſich handelte, verſchwunden ſei.

Der Conte, welcher dieſes Vorgeben für eine Liſt des Wucherers hielt, gerieth in den höchſten Zorn, und drohte dieſem auf alle mögliche Weiſe. Doch Löſchner blieb kalt, und meinte ganz ruhig: Es ſei eben nicht ſeine Schuld, wenn die Bedingung, unter welcher er dem Conte helfen wolle, zu erfüllen nicht möglich ſei. Indeſſen ſei er keineswegs ſo hartherzig, um jede mögliche Hilfe von ſich zu weiſen, es komme nur darauf an, daß ſich der Conte auch ſeinerſeits dankbar und willig zeige.

Dieſer, von der äußerſten Noth beſtürmt, entgegnete, daß, wenn es ſich nicht darum handle, irgend Jemand geradezu *zu morden* oder zu berauben, er zu allem bereit ſei.

„Ihr braucht", entgegnete Löſchner, „Euch nur bereit zu halten, wenn wir auf die Spur der Verſchwundenen kommen, was zweifelsohne geſchehen wird, die für den Augenblick unterbrochenen Plane wieder aufzunehmen; aber Ihr müßt Euch deshalb dem Ritter von Schönbein, dem ich Euch vorſtellen werde zur Verfügung ſtellen."

„Ich habe ſchon", erwiderte der Conte, „von ihm gehört. Es iſt ein unternehmender, geiſtreicher und eleganter junger Mann, mit welchem in Verbindung zu treten, mir nur zum Vortheile gereichen kann."

„Ihr nehmt die Sache viel zu leicht, mein lieber Conte; denn glaubt mir, eine Summe von hundert Dukaten wird Euch nicht wegen nichts und wieder nichts ausgezahlt."

„Zum Teufel auch!" rief der Conte, „ich will ſie mir verdienen und zeigen, daß ich auch ohne ſie meinen Mann ſtellen kann; denn wenn es ſich um irgend ein galantes Abenteuer handelt, dann bin ich immer mit Kopf und Hand und Fuß dabei. Ich müßte kein italieniſches Blut in meinen Adern haben, um nicht Vergnügen an ſolchen Händeln zu finden."

„Ereifert Euch nicht ſo, mein junger Herr", entgegnete Löſchner, „Euere Aufgabe wird Euch noch ſchwer genug werden." Dann ging er in das Nebenzimmer und kam alsbald mit einer Rolle von hundert blanken und neuen Dukaten zurück, die er dem hochvergnügten Conte nicht ohne ein argliſtiges Blinzeln mit den Augenliedern einhändigte.

Siebentes Capitel.

Ein neues Abenteuer.

Thereſia ließ, auf ihrem Zimmer angelangt, ihren Gefühlen freien Lauf. Nachdem ihr Unwille etwas ausgetobt

hatte, zog ſie aus ihrem Schreibtiſche ein Blatt Papier hervor, faltete es und ſchrieb:

„An den hochwürdigen Herrn Pfarrer!"

„Ich muß Ihmbe zu meinem großen Herzeleid und Kümmerniß zu wiſſen machen, daß unſer gemeinſamer Schützling die brave und ehrſame Marie in Seiner Nähe nicht mehr ſicher ſcheinet, die weil es ihren Verfolgern gelungen iſt, in Erfahrung zu bringen, daß unſere Familie ſich um das Mädchen angenomben hat. Er muß daher ſeine Attention darauf richten, daß Er die brave und ehrſambe Perſon in gehörige Sicherheit bringt. Weilen aber dieſes auf dem Lande nicht leicht zu erreichen ſein dürfte, ſo bleibet nichts Anderes übrig, als ſie in ein Kloſter unterzubringen, da wir gar nit mehr wiſſen, wo ſie anders eine Zuflucht finden könnte. Wenn wir auch uns auf den Beiſtand Gottes und das gute Recht ſteifen können. Schau Er übrigens, mein vürtrefflicher hochwürdiger Herr Pfarrer, daß er ja nit etwa zu viel Zeit verliere, und es zu ſpät werde, daß Nöthige vorzukehren, denn die böſen Buben, deren es hier wie überall in der Welt viel Stuck giebt, werden nit auf ſich warten laſſen. Glaub Er mir übrigens, daß ich Solches nit ohne Bekümmerniß niderſchreibe, und wolle er meine freundſchaftliche Sorge nit etwa verkennen. Alles dem Beiſtande Gottes überlaſſend, bleibe ich Seine wohl affectionirte

Thereſia Leuthen."

Nachdem ſie dieſen Brief nochmals geleſen und verſiegelt hatte, rief ſie den alten Diener, welchen wir in dem erſten Capitel kennen gelernt haben, und befahl ihm, ſich auf der Stelle um einen verläßlichen Boten umzuſehen, welchem man ein wichtiges Schreiben wohl vertrauen könne, und der am nächſten Morgen in aller Frühe nach dem Gute hinausreiten wolle. Sie gab ihm dabei ein Goldſtück aus ihrer Börſe,

und verſprach ihm, wenn der Auftrag glücklich vollzogen ſein werde, noch ein Weiteres für ſeine Perſon.

Der alte Chriſtian, welcher dem Fräulein herzlich ergeben war, meinte jedoch, es bedürfe eines ſolchen Verſprechens gar nicht, und es könne ihn ein ſolches höchſtens kränken, um ſo mehr, da er wiſſe, wie er mit geheimnißvoller Miene hinzuſetzte, um was es ſich handle.

„Wie kann Er ſich unterſtehen", herrſchte ihn Thereſia an, „errathen zu wollen, was ich vorhabe?"

„Das läßt ſich", meinte Chriſtian, „ja an den Fingern zählen. Ich weiß, daß das arme und ſchöne Mädchen, welches ich mit dem Pater Cäſar in dem Wagen abholen mußte, auf dem Gute der gnädigen Herrſchaft iſt; auch habe ich beim Serviren gehört, daß von ihr die Rede war, und daß der hochmüthige junge Herr ſich wenig ehrſamer Ausdrücke über ſie bediente. Da möchte ich auf den Kopf gefallen ſein, wenn ich's nicht herausgekriegt hätte, daß da etwas dahinter ſteckt, und daß das Mädchen gewarnt werden muß."

„Wenn Er ſchon ſo viel weiß", bemerkte Thereſia, „ſo kann Er mir wohl auch ſagen, was nach Seiner Meinung das Beſte zu thun wäre? Ich wenigſtens glaube, daß wir das Mädchen in ein Kloſter bringen laſſen."

„Ei Du mein Himmel", ſagte Chriſtian, „was fällt Ihnen ein; ich bin zwar, wie ich glaube auch ein guter Chriſt, aber doch möchte ich's nicht über's Herz bringen, ſo ein junges friſches Blut hinter den Mauern eines Kloſters zu begraben. Und wozu das auch? Da weiß ich einen ganz anderen Rath."

„Und der wäre?" fragte Thereſia geſpannt.

„Daß man den Ritter, der ihr nachſtellt, aufgreifen und fortſchaffen läßt. An Grund dazu kann es nicht fehlen; denn ich wette meinen alten Kopf mit all den weißen Haaren, die noch darauf ſind, daß der Herr Ritter trotz ſeiner ſchönen

Kleider und ſeines keken Benehmens nicht weit her iſt. Auch kann ja der gnädige Herr Onkel dazu leicht behilflich ſein.“

„Was Ihm nicht einfällt“, entgegnete Thereſia ärgerlich, „wenn Er nichts Beſſeres weiß, ſo hätte Er lieber ganz ſchweigen ſollen.“

„Nu, Nu“, brummt Chriſtian, „ich will thun, was Sie befehlen, aber ich weiß, daß es am Ende doch auf das hinaus kommen wird und muß was ich ſage. Ich habe nicht umſonſt einige ſiebzig Jahre in der Welt gelebt, um nicht zu wiſſen, daß ein Menſch, der ſich ſo unverſchämt gebärdet, zuletzt mit Spott und Schande abziehen muß.“

„Er mag“, ſagte Thereſia, „vielleicht Recht haben, aber das nützt uns für den Augenblick nichts, und Er muß ſchon ſo gut ſein, für den Boten zu ſorgen, der meinen Brief ſicher überbringt.“

„Ob ich das will!“ rief Chriſtian voll Eifer. „Und wenn ich niemand Andern finde, dem ich ſicher vertrauen kann, ſo gehe ich ſelbſt durch, und wenn mich auch die gnädige Frau ſchelten wird, davonjagen wird ſie einen Diener doch nicht, der ſein halbes Leben lang der Familie treu gedient hat, und wäre es auch nun, ſo möchte ich auch das noch in Geduld hinnehmen; meine Tage ſind ohnedies gezählt, und ob ich ſie etwas beſſer oder ſchlechter verlebe, daran liegt ja am Ende nicht viel.“

„Das ſoll und darf nicht geſchehen“, verſetzte Thereſia, „denn einmalen will ich nicht, daß Er ohne das Wiſſen und Wollen meiner Mutter ſich entfernt, und zum Anderen wünſche ich es mir nicht nehmen zu laſſen, für Ihn zu ſorgen.“

Chriſtian küßte dem Fräulein gerührt die Hand und ſagte nur: „Laſſen Sie das meine Sorge ſein.“ Dann nahm er den Brief und wollte ſich entfernen; doch bevor er das Zimmer verließ, wendete er ſich noch einmal um, und zu dem

Fräulein hintretend, fragte er treuherzig: „Und ſonſt hat mir mein gnädiges Fräulein Nichts, gar nichts aufzutragen?"

„Daß ich nicht wüßte", meinte Thereſia leicht hin.

„Ich wollte nur fragen", ſprach Chriſtian nicht ohne Verlegenheit, „ob ich dem jungen Herrn, der ſich täglich bei mir nach dem gnädigen Fräulein erkundigt und jedesmal in neuer Verzweiflung hinweggeht, gar kein Zeichen des Troſtes bringen darf?"

Thereſia wurde über und über roth, aber man hätte ſchwer unterſcheiden können, ob es die Glut des Zornes oder der Scham war, welche ihre Wangen färbte. Sie wenigſtens wollte das Erſtere glauben machen, indem ſie den alten treuen Diener mit ſtolzem Blicke vom Kopf bis zum Fuße meſſend rief: „Wie, Er wagt es in meinem Namen und ohne mein Wiſſen tägliche Anfragen zu geſtatten und Auskunft über mich zu geben?"

„Verzeihung gnädigſtes Fräulein", ſtammelte Chriſtian, „ich habe nicht gewußt, daß es unſer einem nicht erlaubt iſt, ein Herz im Leibe zu haben, denn wahrlich, wer nicht ganz von Stein iſt, der muß ſich des unglücklichen jungen Mannes erbarmen."

„Wer ein Mann ſein will", erwiderte Thereſia noch immer ſtolz, „der darf oder ſoll es nie darauf ankommen laſſen, Mitleid zu erregen; er muß ſein Leid tief in der Bruſt verſchloſſen tragen, und darf Niemand ahnen laſſen, was ihn drückt."

„Ja", meinte Chriſtian, „das iſt wohl recht ſchön geſagt, aber wenn Einen die Noth drückt, dann ſchaut ſie, ohne daß man es hindern kann, überall bei den Aermeln heraus. Und iſt er vielleicht nicht ſtolz? Hat er nicht die Goldſtücke welche Sie ihm zuſtellen ließen, bloß deshalb zurückgewieſen weil er es errathen hatte, daß ſie von Ihnen kommen könnten? Und hat er mir nicht noch dazu auf das Strengſte un-

terſagt, auch nur mit einer Sylbe von ihm gegen Sie Erwähnung zu thun? Aber mir geſchieht ganz Recht, weil ich mir herausgenommen habe, auf eigene Fauſt handeln zu wollen."

„Das muß man ſagen", entgegnete Thereſia milder geſtimmt, „daß Deine Gunſt nicht zu verachten iſt, denn Du weißt Diejenigen, welchen Du wohl willſt, ebenſo beredt zu vertheidigen, als Du es verſtehſt, Denen, welche Du, wie den Ritter von Schein, nicht leiden kannſt, etwas anzuhängen. Damit Du aber Dir nicht beikommen läſſeſt, Deine Protektion noch einmal zu üben, ſo magſt Du dem jungen Manne ſagen, daß ich mir ein für alle Mal ſeine Anfragen verbiete."

„Sehr wohl, mein gnädiges Fräulein", antwortete der alte Chriſtian ſich zurückziehend, unterließ aber nicht dabei zwiſchen den Zähnen zu murmeln: „Ich weiß doch, was ich weiß, und laſſe mich nicht auf's Eis führen."

Kaum hatte jedoch der alte Chriſtian das Zimmer verlaſſen, als Thereſia ſich ſelbſt Vorwürfe machte. „War ich", ſprach ich zu ſich ſelbſt, „nicht zu hart gegen den alten und treuen Diener. Er meint es am Ende doch gut und ehrlich mit mir, und wie ich auch mich bemühen mag, ihm meine Neigung zu verbergen, ſo erräth er ſie am Ende doch. Und iſt es nicht beſſer wenigſtens einen Bundesgenoſſen zu haben, als ſo ganz allein den Kampf mit den Verhältniſſen zu beſtehen? Daß er, den ich nun einmal nicht vergeſſen kann, der Mann iſt, ſein Schickſal zu tragen, dafür kenne ich ihn zu genau. Aber er ſoll und darf auch nicht zu Grunde gehen, und daß er ſein Ziel erreiche, dafür will ich meine Kraft und mein Leben einſetzen. Und wie ſollte das", ſagte ſie mit ſtarken Schritten auf und abgehend, hinzu, „nicht zu erreichen ſein, wenn ich anders ernſtlich will? Ein Strahl der Hoffnung leuchtet mir ja, ſeitdem ich weiß, daß die Kaiſerin

hierher kömmt. Ihre große Seele wird ſich über die Vorurtheile zu erheben wiſſen, welche der Unterſchied des Standes und der Verhältniſſe in gewöhnlichen Lagen mit ſich bringt; und was man von ihrer Strenge gegen ſolche Verbindungen auch immer ſagen mag, ſo werde ich mich doch nie überreden können, daß das Herz eines Weibes in der edlen Bedeutung des Wortes, für die aufopfernde Treue und Liebe eines Mannes von echtem Schrott und Korn unempfindlich bleiben ſollte. Ja, ſie wird und muß den Knoten der Verwicklung zerhauen, der ſich ohne ſie nicht friedlich löſen läßt!"

Thereſia war noch mit dieſen Gedanken beſchäftiget, als die Schweſter Antonia munter und fröhlich in das Zimmer hereinhüpfte. „Denke Dir nur", ſprach dieſe, „unſer ſonſt ſo einſames Haus ſoll bald der Sammelpunkt der jungen Leute von Eleganz und Bildung werden. Soeben hat der Ritter den Beſuch eines jungen, reichen und ausgezeichneten Conte angemeldet. Das wird ein ganz anderes Leben werden, als wir es bisher gewohnt waren!"

„Und wie heißt denn", fragte Thereſia, „dieſes Wunder von einem jungen Manne?" nicht ohne leiſen Spott.

„Wenn ich nicht irre, iſt es der Conte Toſta, der bei uns eingeführt werden ſoll."

„Unmöglich", rief Thereſia. „Haſt du auch recht gehört? Wenn es der Conte Toſta iſt, von dem ich gehört habe, ſo darf er unſer Haus nie und nimmermehr betreten; denn ich werde es nie zugeben, daß dieſes der Sammelplatz von Vagabunden und liederlichen Leuten aller Art werde und daß wir es noch erleben können, wie man die Herren, die unſer Haus beſuchen, in unſeren Zimmern verhafte und der ſtrafenden Gerechtigkeit überliefere."

Was Thereſia zu dieſem Ausrufe veranlaßte, war Folgendes: Damals, wo es noch keine unſerer heutigen Vereine, welche für die Linderung der Noth der unteren Claſſen der

Bevölkerung so wohlthätig wirken, gab, war es der Thätigkeit einzelner Privaten überlassen, besonders der verschämten Armuth unter die Arme zu greifen. Nicht nur wohlhabende Bürgersfrauen, sondern auch Damen des Adels übten die Pflicht der Wohlthätigkeit, indem sie sich persönlich, obwohl stets in Begleitung, in die Wohnung der Armen verfügten, um sich zuerst von dem, was Noth that, zu überzeugen, ehe sie Hilfe leisteten. Die Bürger von Grätz zwar hatten schon damals ihre eigene Versorgungsanstalt und auch der Handelsstand hatte wenigstens den Anfang zu einer solchen Einrichtung gemacht. Den übrigen Classen der Bevölkerung aber, wie den Arbeitern und den Taglöhnern mit ihren Familien blieb, ob sie nun durch eigenes Verschulden oder durch Krankheit und andere widrige Umstände in Krankheit und Elend geriethen, nichts Anderes übrig, als die Mildthätigkeit der Vermöglicheren anzuflehen. Unter den Damen, welche sich die edle und segensreiche Aufgabe stellten, die Thränen der Leidenden zu trocknen, befand sich auch Theresia. So wie sie von irgend einer Hilfsbedürftigen hörte oder in Kenntniß von der Noth einer Familie kam, säumte sie nicht, sich meist in Begleitung des alten Christian in die Wohnung desselben zu begeben. Sie scheute dabei weder die Mühe sich in die entlegentsten Punkte der Vorstädte zu begeben, noch schreckte sie die Hitze des Sommers und die eisige Kälte des Winters ab und weder Sturm noch Regen konnte sie hindern wenn rasche Hilfe Noth that, sich auf den Weg zu machen. Reichten ihre eigenen, allerdings nicht allzu bedeutenden Mittel nicht hin, so nahm sie auch noch die zweite und schwerere Mühe auf sich, bei allen ihr bekannten Familien Beiträge zu sammeln, und sparte dabei weder Bitten, noch Vorstellungen. Dadurch war sie auch unter dem Volke bekannt und beliebt, und man nannte sie nur die gute Baronin.

Bei einer dieser Gelegenheiten war es, als sie sehr wider

ihren Willen die Bekanntſchaft des jungen Conte machte. Ein armer Tiſchler, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit in Verfertigung der in jener Zeit modernen ausgelegten Möbeln auszeichnete, war durch zu große Anſtrengung auf das Krankenlager geworfen worden. Anfangs unterſtützte ihn ein und der andere Meiſter willig, als aber die Krankheit immer länger dauerte, und die Schwäche immer mehr zunahm, reichten dieſe Unterſtützungen, die noch dazu immer ſpärlicher wurden, nicht mehr aus; denn der Kranke hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren, und ſein junges, braves Weib hatte nicht Hände genug, Alles herbeizuſchaffen, was die vielen Kinder brauchten, viel weniger die Bedürfniſſe des Kranken zu beſtreiten. So waren denn Noth und Elend in dieſe Familie eingezogen, und es zeigte ſich keine Ausſicht auf Hilfe und Rettung. Nur ein glücklicher Zufall wollte es, daß eine im Hauſe der Familie Leuthen nöthige Reparatur dieſe veranlaßte, den alten Chriſtian hinzuſenden. Dieſer brachte, ſtatt des erwarteten Meiſters, eine Schilderung des in dem Hauſe desſelben herrſchenden Elendes mit. Was er berichtete, war für Thereſia Anlaß genug, den Mantel umzuwerfen und ſich noch an demſelben Abende, von Chriſtian gefolgt, in die am äußerſten Ende der Leonhardſtraße gelegene Wohnung der hilfsbedürftigen Familie zu verfügen. Es war ein kalter Herbſtabend, und es ſenkte ſich ein ſo dichter Nebel herab, daß man kaum auf zehn Schritte Entfernung etwas zu unterſcheiden vermochte. Thereſia eilte raſchen Schrittes und ohne ſich viel umzuſehen durch die Straßen, und war bereits ſo weit gekommen, daß ſie das Haus des armen Tiſchlers nur wenige Schritte vor ſich liegen ſah, als auf einmal ein gellender und durchdringender Schrei ſie ſo ſehr erſchreckte, daß ſie wie angewurzelt ſtehen blieb, und ſich ängſtlich umſah, ob Chriſtian ihr auch folge. Da jedoch Alles wieder ſtille wurde, und ſie nichts ſah, was ſie

in Beſorgniß verſetzen konnte, ſchritt ſie muthig weiter, bis ſie auf den auf dem Boden liegenden Körper eines Mannes ſtieß, über welchen ſie faſt gefallen wäre.

Sie rief Chriſtian herbei und bückte ſich nieder, um zu ſehen, ob noch irgend ein Beiſtand zu leiſten möglich wäre und fand einen ziemlich ältlichen Mann, der aus einer offenen Wunde blutete. Zum Glücke war die Verletzung nicht tief genug, um gefährlich zu ſein; allein der Verwundete, der endlich die Augen aufſchlug, wie aus einem Traume erwachend, ſtieß ſo heftige Verwünſchungen und ſo gotteslästerliche Flüche aus, daß ſich das Fräulein voll Entſetzen bekreuzigte. Sie ließ durch Chriſtian die Leute aus den nächſten Häuſern herbeirufen und den Verletzten in eines derſelben ſchaffen. Dabei zeigte es ſich unzweideutig, daß dieſer keineswegs in einem zurechnungsfähigen Zuſtande ſich befand. Allem Anſcheine nach hatte er dem edlen Safte der Reben zu ſehr zugeſagt, und ſich einen ganz reſpectablen Rauſch geholt. In dieſer Verfaſſung glaubte er ſich tödtlich verwundet, und alles Zureden, daß denn nicht ſo ſei, war ganz vergeblich.

Thereſia glaubte das Ihrige gethan zu haben, als ſie den Verwundeten unter Dach gebracht hatte und ſchärfte den Leuten noch ein, ſogleich einen Wundarzt herbeizurufen, indem ſie verſprach, auf dem Rückwege wieder nachſehen zu wollen.

Sie war, wie geſagt, von dem Ziele ihrer Wanderung nur noch wenige Schritte entfernt, und ſchritt nun mit verdoppelter Eile auf das Haus des armen Tiſchlers zu, ſo daß ihr Chriſtian kaum zu folgen vermochte. Da ſie nicht recht wußte, ob ſie nicht etwa fehl gegangen ſei, ſo ſah ſie ſich gezwungen, einige Minuten vor der Thür desſelben zu warten, bis der alte Chriſtian in die Nähe kam.

Da geſchah es, daß ſich in demſelben Augenblicke die

Thür öffnete und zwei junge Leute in großer Hast und Aufregung, wie es schien, heraustraten. Sie war bei Seite getreten, so daß sie der sich öffnende Thürflügel barg und sie von beiden Männern nicht bemerkt wurde. Dadurch war es ihr möglich das Gespräch der Beiden unbemerkt zu hören.

„Die Luft ist rein, lieber Conte", bemerkte der ältere der beiden Männer.

Der Angeredete brach in ein lautes Gelächter aus, welches jedoch keineswegs als der Ausdruck wirklicher Heiterkeit, sondern nur als der eines rohen Spottes gelten konnte. „Dem habe ich hoffentlich ein Denkzeichen gegeben, daß er sich merken wird und sein Geld haben wir noch dazu in der Tasche, der einfältige Pinsel, der sich so leicht bethören ließ! Doch laß einmal sehen, ob die Beute auch für die freilich nicht große Mühe steht?" Dabei zog er einen großen ledernen Beutel aus der Brusttasche und hielt ihn, wie seine Schwere wiegend, seinem Begleiter vor; da eröffnete er ihn, warf einen Blick hinein, und meinte befriedigt: „Es ist wahrhaftig Gold, und es mögen wohl an zwanzig Ducaten darin sein."

„Um Gottes Willen", lispelte sein Begleiter, „Ihr seid tollkühn, daß Ihr alle Vorsicht so außer Acht laßt und hier auf offener Straße Eure Beute untersuchen wollt."

„Pah", erwiederte der junge Mann, „es ist ja niemand zu sehen, auch kennt uns in diesem entlegenen Stadttheile Niemand, und wer es wagen wolle, uns aufzuhalten, den wissen wir zu begegnen.

„Ihr vergeßt", meinte der Andere, „daß man uns durch die Fenster der nächsten Häuser beobachten, und daß der Zufall irgend Jemand in die Nähe führen kann, der uns verrathen könnte, und wenn ich nicht irre, schleicht dort an der Mauer ein alter Kerl sich heran, der ganz so aussieht, als hätte er sich *nicht* ohne Absicht herbeigeschlichen; denn sehr

nur Conte, wie er ſich jetzt eben hinter den Vorſprung zu verbergen ſucht, da er ohne Zweifel gewahr wurde, daß wir ihn bemerkt haben."

„Den wollen wir bald unſchädlich gemacht haben!" rief dieſer.

Thereſe ſtieß einen Schrei des Schreckens aus; denn die Drohung ließ ſie für das Leben des alten Chriſtian, welcher der Alte, von dem die Rede war, ſein mußte, fürchten. Dieſer Schrei machte die Beiden aufmerkſam, ſie ſahen ſich um und bemerkten jetzt ſehr unangenehm überraſcht, daß ſie von einer jungen Dame behorcht worden waren.

Der als Conte Angeredete trat zuerſt hinzu, zog Thereſia aus ihrem Verſtecke hervor und rief ihr ſchnell entſchloſſen ins Ohr: „Wenn Euch Euer junges Leben lieb iſt, ſo werdet Ihr zu ſchweigen wiſſen. „Doch bei Gott!" ließ er ſich vernehmen, als er ſie näher betrachtete, „wie ſchön ſeid Ihr, und wie kommt Ihr hieher?"

Thereſia, die an allen Gliedern zitterte, wußte nicht zu antworten.

„Das iſt ja ein ganz ſeltenes und unerwartetes Glück", ſprach der junge Mann, „einer ſolchen Schönheit zu begegnen, und beim Himmel, es ſoll nicht unbenützt bleiben. Ihr müßt Euch entſchließen mit uns zu gehen meine Dame, und Ihr ſollt es nicht bereuen; doch werdet Ihr es der Nothwendigkeit zu Gute halten, wenn wir vorher mit dem alten Schleicher dort ins Reine kommen."

Jetzt fand Thereſia ihre Sprache und ihren Muth wieder. Sie hatte überlegt, daß ihr Hilferuf die Bewohner der nächſten Häuſer auf die Straße führen müſſe und war feſt entſchloſſen, für das Leben des alten treuen Dieners das Aeußerſte zu wagen, wenn ſie auch nicht die Gefahr, in der ſie ſelbſt ſchwebte, dazu aufgefordert hätte. Sie rief daher *aus allen Kräften* laut um Hilfe und auf dieſen Ruf öffneten

ſich zwar einige Fenſter, durch welche die Bewohner der nahen Häuſer ihre Köpfe neugierig herausſteckten, aber leider wagte es niemand ihr wirklich zu Hilfe zu kommen. In dieſer äußerſten Noth wußte ſie nicht, was beginnen, und ein kurzes Gebet, das ſie mit Inbrunſt ſprach, war das Einzige von dem ſie Hilfe und Rettung hoffte. Der Himmel ſchien ſie gehört zu haben; denn ſieh' da, laut und vernehmlich hörte man den Hufſchlag eines daherſprengenden Roſſes, und bald zeigte ſich ein kaiſerlicher Officier im vollen Waffenſchmucke, der noch dazu von einer Ordonance gefolgt war.

Sie war gerettet.

Die Beiden hatten nichts Eiligeres zu thun, als über die Planken der Gärten zu ſetzen, wohin ihnen die Reiter natürlich nicht folgen konnten. Der Officier ſtieg ſofort ab und da er Thereſia erkannte, war dieſe nicht wenig in Verlegenheit, wie ſie ihr eben beſtandenes Abenteuer und ihre Anweſenheit an dieſem von der Stadt entfernten Orte rechtfertigen ſolle. Sie lud daher den Officier ein, mit ihr in das Haus zu treten, nachdem ſie ihm den Zweck ihres Beſuches auseinandergeſetzt hatte. Da ſie gewohnt war, ihre Wohlthaten im Verborgenen zu üben, ſo fiel es ihr ſehr ſchwer, einen Fremden gleichſam zum Zeugen derſelben zu machen; allein es blieb ihr in dieſem Falle kein anderer Ausweg übrig.

Der Officier erwiederte jedoch, daß er ihre edle Handlungsweiſe bereits genügend kenne und bat um Entſchuldigung, wenn ihn ſein Dienſt verhindere, noch länger zu verweilen. Zu ihrer Sicherheit wolle er jedoch nicht blos die Ordonance zurücklaſſen, ſondern auch ſobald er ſeiner Pflicht Genüge gethan, was kaum eine Viertelſtunde in Anſpruch nehme, dafür ſorgen, daß man ihr einen Wagen herausſchicke, damit ſie *ohne weitere* Beläſtigung nach Hauſe gelangen *könne.*

Thereſia nahm ſein Anerbieten mit herzlichem Danke an und trat, da auch der alte Chriſtian an ihrer Seite ſtand und das Haus als das richtige bezeichnete, in den Kreis der armen Familie, welcher ſie als ein rettender Engel erſchien. Man erzählte ihr, wie die beiden Abenteurer ſich in das Haus geflüchtet, und unter dem Vorgeben, daß ſie das Unglück gehabt, ihren Gegner im Duelle tödtlich zu verwunden, um eine Zufluchtſtätte vor Verfolgung für einige Augenblicke gebeten hatten. Man habe ihnen dieſe um ſo williger gewährt, als ſie ganz die Miene hatten, ſich dieſelbe nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Nicht ohne alles Mißtrauen hatte Thereſia dieſer Erzählung zugehört, denn einige Augenblicke lang beſchäftigte ſie der Gedanke, ob die Leute nicht durch die bittere Noth gezwungen, mit den beiden Avanturiers als Hehler in Verbindung ſtehen könnten. Allein das offene und biedere Weſen des Kranken, die ſichtbare Angſt, deren Eindruck ſich auf dem Geſichte der jungen Frau malte, ließen ſie ihren Verdacht bald wieder als ungerecht erkennen. Uebrigens hatte ſie lange genug Zeit, ſich über alle Verhältniſſe auf das Genaueſte zu erkundigen, da der Wagen, welchen der Officier zu ſenden verſprochen hatte, lange auf ſich warten ließ. Als er endlich kam und ſie von tauſend Segnungen der armen Familie überſchüttet, Abſchied genommen hatte, ließ ſie noch einmal vor dem Hauſe, in welchem ſich der Verwundete befand, halten, ſowohl um nachzuſehen, ob es an nichts an der nöthigen Vorſorge gebräche, aber auch in der Hoffnung, von dieſem etwas Näheres über ſeine beiden Angreifer in Erfahrung zu bringen. Der Verwundete war jedoch ſchon in einer Sänfte fortgebracht worden und ſo erfuhr ſie blos, daß es ein reicher Bürger ſei, der im Wirthshauſe, das er gewöhnlich zu beſuchen pflegte, die Bekanntſchaft der beiden Herren gemacht hatte, von ihnen zu übermäßigem Trunke verleitet

worden sei, daß er demzufolge ihre Begleitung angenommen habe und auf dem Heimwege räuberisch angefallen worden sei.

Das war es, was Theresia ihrer jüngeren Schwester ziemlich umständlich erzählte. Mit Recht entgegnete Antonia, daß aus dieser Erzählung nicht hervorgehe, wie der Conte, von welchem die Rede war, kein Anderer als gerade der Conte Tosta gewesen sei. Auf die Frage, ob Theresia vielleicht den Namen bei jenem Vorfalle nennen gehört habe, erwiederte diese: „Das nicht; auch blieb ich lange darüber in Ungewißheit, aber stelle Dir, liebe Schwester, mein Erstaunen und meine Ueberraschung vor, als ich bei der letzten theatralischen Vorstellung, welche die Studirenden in der Aula der Universität aufführten, in dem Artaxerxes, dessen Rolle mit solcher Meisterschaft gespielt wurde, daß es allgemeine Bewunderung erregte, den Conte wieder erkannte, der an jenem Abende mich in eine peinliche Lage gebracht hatte. Ich glaubte Anfangs zu irren, aber je länger und aufmerksamer ich ihn betrachtete, desto klarer trat die Gewißheit vor meine Seele, daß es wirklich eine und dieselbe Person sei. Ich sah in dem Programme nach und fand den Namen des Conte Tosta als Darsteller des Artaxerxes.

„Unmöglich!“ rief Antonia lebhaft, „ganz unmöglich! Die Phantasie spielt uns oft solche Streiche, und es geschieht oft genug, daß uns eine zufällige Aehnlichkeit in Irrthum führt, und daß, obgleich wir darauf schwören möchten, es sei keine Täuschung, dennoch eine solche uns befangen hält.“

„Diesmal“, erwiederte Theresia, „glaube ich meiner Sache gewiß zu sein; denn der Eindruck, welchen die Erscheinung des Conte das erste Mal in mir zurückließ, war ein zu tiefer und nachhaltiger, als daß ich ihn ein zweites Mal nicht sofort hätte erkennen sollen. Noch mehr und noch überzeugender wirkte der eigenthümliche Ton seiner Stimme, der mich *sogleich als ein mir* bereits bekannter berührte.“

„Und dennoch", wiederholte Antonia nochmals, „sage ich Dir, daß Du irrst; denn die Unmöglichkeit, daß ein junger Mann aus einer so angesehenen und reichen Familie, der hier seinen Studien obliegt, ein gemeiner Straßenräuber sein könne, liegt wohl auf der flachen Hand."

„Freilich", entgegnete Thereſia, „ſollte man das glauben, und ich ſelbſt konnte mich lange genug nicht überreden daß die Aehnlichkeit in den Zügen und in der Stimme, welche der junge Conte Toſta mit jenem Straßenräuber zeigte, nicht ein Spiel der Phantaſie, ſondern traurige Wirklichkeit ſei. Doch es kam ein neuer Umſtand hinzu, welcher mich darin beſtärkte."

„Und der wäre?" fragte Antonia geſpannt.

„Daß ich ihn unlängſt in Begleitung eines Mannes ſah, in welchem ich auf den erſten Blick den Gefährten jenes Abendes wieder erkannte."

Nun wußte Antonia nicht mehr, was ſie ſagen ſollte; denn auch ihr ſchien die Verbindung der Umſtände eine ſolche, welche faſt jeden Zweifel an der Wahrheit der Vermuthung ihren älteren Schweſter ausſchloß. Und dennoch konnte ſie ſich trotz alledem nicht überzeugen, daß die Befürchtung Thereſias begründet ſein könne.

„Und haſt Du denn?" fragte ſie, „jenen Vorfall auf ſich beruhen laſſen? Haſt Du, wie es Deine Pflicht geweſen wäre, Niemanden davon in Kenntniß geſetzt, welcher die Anzeige bei Gericht hätte machen können?"

„Allerdings habe ich das", entgegnete Thereſia, „allein es gelang bisher nicht eine Spur der Thäter zu finden, zumal die Ausſagen des verwundeten Bürgers, der übrigens jetzt vollkommen hergeſtellt iſt, ſo konfus waren, daß ſich nichts rechtes aus ihnen entnehmen ließ."

„Haſt Du", fragte Antonia weiter, „auch Deine Vermuthung, daß jener Abenteurer mit dem Conte Toſta eine und dieſelbe Perſon ſei, zur Kenntniß gebracht?"

„Das habe ich mich wohl gehütet", entgegnete Thereſia, „denn ſo gewiß auch meine moraliſche Ueberzeugung feſtſteht, ſo wenig materielle Anhaltspunkte könnte ich anführen, um die Richter von der Wahrheit meiner Vermuthung zu überführen, und da ich am Ende nicht beſchwören will und kann, was ich glaube, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als meine Ueberzeugung in mich zu verſchließen."

„Da haben wir den Widerſpruch!" rief Antonia triumphirend. „Du biſt alſo ſelbſt doch nicht gewiß, daß jede Möglichkeit einer Täuſchung ausgeſchloſſen iſt, ſonſt hätteſt Du keinen Anſtand genommen, zu beſchwören, was Du für die Wahrheit hältſt."

„Laſſen wir das ruhen", meinte Thereſia, „es iſt beſſer, tauſend Schuldige ihrer Strafe entgehen zu laſſen, als einen einzigen Unſchuldigen in's Verderben zu bringen."

Dieſer Meinung konnte jedoch Antonia durchaus nicht beiſtimmen; denn ſie behauptete, daß es die Pflicht gegen ſich ſelbſt und gegen den Andern, der möglicherweiſe unſchuldig ſein könne, erfordere, ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, ob der Verdacht, welchen man gegen Jemand zu nähren, Urſache habe, begründet ſei oder nicht. Und deshalb, meinte ſie, ſolle man auch der Einführung dieſes Conte Poſta kein Hinderniß entgegenſetzen, weil auf dieſe Art die beſte Gelegenheit geboten werde, ſich dieſe Ueberzeugung zu verſchaffen. In ihrem Innern dachte ſie freilich anders, da ſie feſt überzeugt war, daß ſich Thereſia täuſchen müſſe; allein ſie ſah eben kein anderes Mittel, dieſe von einem energiſchen Schritte gegen den Conte abzuhalten, und in der That verfehlten die Gründe, welche ſie vorbrachte, ihre Wirkung um ſo weniger, als Thereſia am Ende auch von der Neugierde, wie ſich die weitere Entwicklung geſtalten werde, nicht frei war.

Sie rief deshalb, nachdem ſie Antonia verlaſſen hatte, den alten Chriſtian, und gab dieſem zu dem größten Erſtaun-

nen desſelben, den Auftrag, den jungen Mann, wegen deſſen ſie kurz vorher ſich ſo ſehr ereifert hatte, zu erſuchen, ſich wo möglich am nächſten Morgen einzufinden, da er ihr einen ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten im Stande ſei. Sie that dies unter dem Vorgeben, als ſei ſie früher zu hart geweſen und habe ſich jetzt eines Beſſeren beſonnen.

Der alte Chriſtian aber ſchüttelte, da er wieder hinausging, bedenklich den Kopf und meinte, daß unter dieſer Milde ſich ein noch viel härterer Entſchluß verberge, er glaubte nämlich nichts Anderes, als das Fräulein wolle ein für allemal dem hoffnungsloſen Verehrer ihren feſten Entſchluß zu erkennen geben, daß ſie jede Verbindung aufgehoben wiſſen wolle und ſich jede wie immer geartete Annäherung verbiete. Das aber ging ihm ſehr zu Herzen, denn er hatte den jungen Mann lieb gewonnen, und meinte: der werde ſich ſchon ſeinen Weg bahnen, und ein redliches und treues Herz ſei am Ende immer noch tauſend Mal mehr werth, als all der Glanz und Reichthum, welchen die andern jungen Herren dafür in die Wagſchale legen konnten. Er ahnte nicht, der alte redliche Diener des Hauſes, daß auch das Fräulein im innerſten und geheimſten Winkel ihres Herzens ungeachtet ihrer ſcheinbaren Härte demſelben Gedanken ein kleines Plätzen gönnte, daß dieſer Gedanke da immer feſter Wurzel gefaßt hatte und wie in fruchtbare Erde gefallenes Saatkorn zur Reife entwickelt hatte.

Achtes Capitel.

Der Ueberfall.

Einige Tage darauf hielt der ehrwürdige Pfarrer auf dem Gute der Familie Leuthen den Brief Thereſia's in Händen, *den ihm* ein eigener Bote gebracht hatte. Er las ihn

mehrmalen aufmerkſam durch, ging dabei nachdenkend auf und ab, und ſchien lange zu keinem feſten Entſchluß kommen zu können. Das Mädchen, welches in der kurzen Zeit ſeines Aufenthaltes im Orte ſeine väterliche Zuneigung gewonnen hatte, wieder von ſich fortzulaſſen, fiel ihm gar zu ſchwer; auch ſchien es ihm mit der ihm durch die Vorſehung auferlegten Pflicht des Menſchen und katholiſchen Prieſters dieſer nach Wahrheit und Erkenntniß ringenden Seele den rechten Weg dazu zu ebnen, im Widerſpruche; andererſeits glaubte er die Verantwortung nicht auf ſich nehmen zu können, die Verlaſſene von Neuem der Gefahr preiszugeben, ihren gewiſſenloſen Verfolgern in die Hände zu fallen. Er wußte ſich in dieſem Widerſtreite ſeiner Gedanken keinen Rath. Endlich ging er in ſeine Kammer und betete. Er ſtand geſtärkt und entſchloſſen auf, denn es war ihm nun keinen Augenblick mehr zweifelhaft, was er zu beginnen habe. Als die höhere und größere Pflicht erſchien ihm jedenfalls diejenige, das arme Mädchen auf dem Wege, welchen er ihm zu deſſen höherer geiſtigen Entfaltung gezeigt hatte, nicht zu verlaſſen; er rechnete dabei mit der feſten Zuverſicht eines kindlich gläubigen Gemüthes auf den Schutz Gottes, ja, in ſeinem ſtarken und reinen Glauben meinte er ſelbſt auf ein, wenn es durchaus nicht anders möglich wäre, unmittelbares Einſchreiten der Vorſehung, wie es der eifrige Glaube als Wunder bezeichnet, rechnen zu dürfen. Alles was er unter den obwaltenden Umſtänden an Vorſicht für nöthig hielt, war, daß er ſofort Anſtalten traf, daß Marie ſammt der alten Beſchließerin das Herrenhaus verließen und auf den Pfarrhof ſelbſt ziehen mußten. Hier räumte er ihnen das ſonſt als Gaſtzimmer in Bereitſchaft ſtehende Gemach ein, und band es ihnen ſtreng auf die Seele, ſich ohne ſein Wiſſen und ſeine Begleitung nicht zu entfernen. Auch rief er die Knechte, welche jetzt während des Winters ohnehin außerhalb des Hofes wenig Beſchäfti-

gung hatten, zu ſich, und ſchärfte ihnen auf das Nachdrücklichſte ein, jeden Fremden fern zu halten, und Niemanden, außer den ihnen bekannten Gliedern der Pfarrgemeinde den Zutritt zu geſtatten, ja er hielt es ſelbſt für erlaubt, zu geſtatten, daß ſie ſich bewaffneten, und ließ nicht undeutliche Winke von beabſichtigten Raubverſuchen fallen. Nachdem er alle dieſe Vorkehrungen getroffen hatte, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb mit zitternder Hand folgende Antwort:

„Mein gnädiges, hochvermögendes und wohlehrſames Fräulein!

Dero hochwerthes Schreiben habe ich richtig erhalten. Zu meinem großen Herzeleid habe ich daraus erſehen, daß unſerer guten und braven Marie — denn als ſolche habe ich ſie befunden — einige Gefahr droht. Weilen ich aber der unmaßgeblichen Meinung bin, und in meiner gläubigen Einfalt vermeine, daß ſolche Gefahr ohne Zulaſſung des Höchſten nicht eintreten könne, ſo habe ich es gewagt, Dero Befehl auf meine eigene Verantwortung zuwider zu handeln, habe aber gleichwohl alle nöthige Vorſicht gebrauchet, das Mächen gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſtellen, indem ich ſie zu mir ſelbſten, gegen alle üble Nachrede nur durch mein Gewiſſen deffendiret, auf den Pfarrhof genommen habe. Im Uebrigen bitte ich Sie, mein gnädigſtes Fräulein, ſich durch keine Beſorgniß moleſtiren zu laſſen; denn es geſchieht ja noch alleweilen, daß ſich die Böſen in ihren eigenen Schlingen fangen, und in die Gruben, welche ſie Anderen zu graben vermeinen, ſelbander ſtürzen. Dero gehorſamer und wohl affectionirter Diener

derzeit Pfarrer zu * "

Nachdem er dieſen Brief dem Boten übergeben hatte, war es ihm gerade, als hätte er eine Heldenthat verübt, und

einen Sieg über den böſen Feind errungen. Der liebenswürdige Greis ging froh und voll heiterer Zuverſicht in ſeinem Gemache auf und ab, und nachdem es ihm gelungen war, das Gleichgewicht wieder zu finden, begab er ſich zu Marie, welche die Urſache ſeiner Beſorgniß und Aufregung geweſen war.

„Du wirſt es", ſprach er zu ihr, „nicht recht begreifen können, weshalb ich Dich Deiner Thätigkeit, welche Dir und Deinen hohen Beſchützern ſo ſehr zu Statten kam, entriſſen habe. Ich darf es Dir jedoch nicht verhehlen, daß man Dich verfolgt, und daß dieſelben Leute, welche Du, wie ich zu glauben Urſache habe, der gerechten Strafe zu überliefern beſtrebt warſt, jetzt das Spiel umkehren, und gegen Dich wenden."

Marie erblaßte, und ein leiſes Zittern befiel ſie. Es war dies keineswegs Furcht, ſondern nur eine Folge der inneren Aufregung.

Der würdige Pfarrer, der dies bemerkte, ſuchte ſie zu ermuthigen, indem er ſprach: „Habe keine Angſt, liebes Kind, denn wiſſe, daß jedes Haar Deines Hauptes gezählt iſt, und daß Er, ohne deſſen Wiſſen und Willen kein Sperling vom Dache fällt, auch nicht zugeben wird, daß Dir nur eines gekrümmt werde, wenn es nicht zu Deinem zeitlichen und ewigen Heile nothwendig iſt."

„Glaubet nicht, hochwürdiger Herr, daß ich mich fürchte; wenn mich etwas bewegt, ſo iſt es nur der Gedanke, denjenigen wieder zu begegnen, deſſen Anblick mich an die verlorene Zeit meines Lebens erinnert. Doch ſie ſollen es nur wagen", rief ſie mit vor Zorn und Wuth flammenden Augen, „und ſie werden erfahren, was es ſagen will, die Löwin aus ihrer Höhle zu reißen. Ich bin nicht ſo wehrlos, als ſie glauben, und wenn es aufs Aeußerſte kommt, habe ich ein Mittel bei mir, ihren und jeder Nachſtellung auf dieſer Welt mich für

immer zu entziehen!“ Dabei zog ſie ein kleines Fläſchchen aus ihrem Buſentuche, und hielt es, wie triumphirend hin.

Der würdige Pfarrer erſchrack nicht wenig vor ſolchem Beginnen, ſo daß er an allen Gliedern zitterte; dann aber hielt er in ſanften Worten vor, wie es in keinem Falle erlaubt und jederzeit ein Frevel und eine Gottverlaſſenheit ſei, ſich ſeinem Geſchicke ſelbſt entziehen zu wollen. „Was auch immer geſchehen möge“, ſagte er, „ſo kann uns doch nichts treffen, was nicht nach dem Rathſchluſſe der Vorſehung zu unſerem Beſten iſt. Und wer vermag das Ende abzuſehen? Alle Leiden und Gefahren können ſich zuletzt in Freuden und Glück verwandeln, und geht auch unſer irdiſches Glück dabei in Trümmer: unſere Seele kann ſich darüber erheben und wir können und müſſen den Sieg davontragen, wenn wir uns ſelbſt nicht verlaſſen.“

Er ſprach ſo eindringlich und doch zugleich ſo liebreich der gute alte ehrwürdige Mann, daß Marie in Thränen aufgelöſt ihren Fehler bekannte, und ſich deſſen, was ſie früher für Heldenmuth und Stärke hielt, als einer Selbſtvergeſſenheit und Schwäche ſchämte. Sie verſprach ihrem Beſchützer und Freunde, der ſich durchaus nicht beruhigen wollte, auf das Feierlichſte, ſich in Alles, was über ſie verhängt ſei, fügen zu wollen, und um einen Beweis ihrer Geſinnung zu geben, nahm ſie das Fläſchchen und ſchleuderte es durch das offene Fenſter weit von ſich.

„Nicht ſo, nicht ſo, mein liebes Kind“, rief der beſorgte Pfarrer, „es könnte leicht ein Unglück geſchehen; denn es wäre ja möglich, daß Jemand, etwa ein unerfahrenes Kind, das Fläſchchen mit dem Gifte finden und daran zu Grunde gehen könnte. Laß' uns dasſelbe aufſuchen, um ſolches Unheil zu verhindern.“

Beide gingen hinaus und ſuchten emſig, um das verhängnißvolle Fläſchchen zu finden. Doch alle ihre Bemü-

hung war vergeblich. Die Schneedecke, welche den Boden einhüllte, war zu dicht und doch auch zu leicht, um es ihren Blicken nicht zu entziehen.

Der Pfarrer gab die Hoffnung bald auf; nicht so Marie, welche noch zurückblieb, um länger und eifriger zu suchen. Sie durchwühlte den Schnee nach allen Richtungen, und eben glaubte sie mit einem Schrei freudiger Ueberraschung das Gesuchte gefunden zu haben, da sie etwas Glänzendes entdeckte, als sie sich von einem Manne angeredet fand.

„Ihr sucht wohl, mein schönes Kind nach einem verlorenen Edelstein, erlaubt mir, Euch dabei behilflich zu sein.“

Marie sah erstaunt und besorgt auf und gewahrte, daß der Mann, welcher sie angeredet hatte, weder nach seiner Kleidung, noch nach seiner Art den Bewohnern der Gegend angehören könne. Sie erinnerte sich dunkel, diesen Menschen schon irgendwo gesehen zu haben, doch wußte sie nicht wo und wann.

„Gebt Euch keine Mühe, mein Herr“, erwiederte sie, „was ich suche, ist keineswegs ein Edelstein, sondern nur ein ganz werthloses Fläschchen; auch glaube ich es schon gefunden zu haben.“ Dabei langte sie nach dem glänzenden Gegenstande, fand aber leider, daß es nur ein Scherben war, dessen Glanz sie getäuscht hatte.

Der Fremde lächelte und sprach: „Ihr werdet mich nicht überreden, daß Ihr Euch so viel Mühe um etwas Werthloses gebt. Laßt uns unsere Bemühung fortsetzen und vielleicht bin ich so glücklich zu finden, was Ihr sucht.“

Er hatte das Fläschchen längst gefunden und zu sich in die Rocktasche gesteckt, doch hütete er sich wohl, sein Geheimniß zu verrathen, sondern gab sich vielmehr den Anschein, mit uneigennützigem Eifer behilflich sein zu wollen.“

Marie setzte ihr Suchen fort; die Gegenwart des Fremden schien sie nicht zu beunruhigen, allein in ihrem In-

nern war sie überzeugt, daß dessen Anwesenheit weder eine zufällige, noch unbedenkliche sei. Deshalb gab sie auf alle Fragen, welche der Fremde anscheinend ganz unbefangen stellte, nur ausweichende Antworten und hütete sich wohl, ihn näher kommen zu lassen, als es ihr für den Fall eines Angriffes auf ihre Person räthlich schien.

Dem Fremden entging seinerseits diese mißtrauende Vorsicht nicht; er that jedoch, als ob er Nichts davon merkte und schien seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt nur darauf zu richten, der glückliche Finder des vermißten Gegenstandes zu werden.

Die List und Verschlagenheit tragen zuletzt über die Unerfahrenheit immer den Sieg davon. So kam es auch, das Marie, als sie sah, wie der Fremde ihr nur dienstfertig und gefällig zu sein, sich bemühte, ihr Mißtrauen als unbegründet erkannte und die nöthige Vorsicht außer Acht ließ.

So war ihr der Fremde in den Rücken gekommen, und als sie sich eben umwenden wollte, um dem Pfarrhause zuzugehen, fühlte sie sich mit einem Male von den starken Armen desselben erfaßt, ja sie vermochte nicht einmal zu rufen, da ihr der Mund mit einem Tuche zugehalten wurde. Allein, muthig, stark und gewandt, wie sie war, gelang es ihr zwar nicht, sich zu befreien, aber doch das Tuch so weit von sich abzuwehren, daß sie einen lauten Schrei ausstoßen konnte.

Obgleich in der unmittelbaren Nähe des Pfarrhofes, schien sie doch Niemand zu hören, und sie sah sich vergeblich nach Hilfe um. Der Fremde, der eine ungewöhnliche Körperkraft besaß, zog die Widerstrebende quer über das Feld auf die nahe Straße, wo, durch einen Mauervorsprung gedeckt, ein Wagen bereit stand. In dieser äußersten Noth glaubte sie schon sich in ihr Schicksal ergeben zu müssen, als mit einem Male vom Kirchthurme die Glocke erschallte, welche die Gemeinde zum Gottesdienste rief. Dies gab ihr neuen

Muth, und mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sie sich gegen die Gewalt, so daß es ihrem Gegner nicht gelang, sie in den Wagen zu bringen.

Inzwischen kamen auf den Ruf der Glocke Bewohner des Dorfes daher, welche von dem unerwarteten Schauspiele betroffen, sich um den Wagen sammelten, ohne jedoch Hilfe zu leisten. Die Ehrfurcht gegen Höhergestellte war in jener Zeit groß genug, um die Leute von dem Versuche abzuhalten, an den Fremden, welcher offenbar unter die „Herrschaften“ gehörte, Hand anzulegen. Die Muthigsten beschränkten sich daher darauf, sich auf Bitten und Vorstellungen zu Gunsten der armen Marie zu verlegen.

Der Fremde zog ein Papier, das mit einem großen Siegel versehen war, aus der Tasche, und erklärte ihnen, daß dieses Mädchen eine den Gerichten entlaufene Landstreicherin und Betrügerin sei, welche er in Haft zu bringen, Vollmacht habe.

„Das lügst Du, schändlicher Bube!“ rief Maria im höchsten Zorn, und stieß, die Gelegenheit benützend, den Fremden mit solcher Kraft von sich, daß er einige Schritte zurücktaumelte. Dann ging sie eiligen Schrittes durch die Menge, die ihr betroffen Platz machte, hindurch, und lief der Kirche zu.

Der Fremde wollte ihr nacheilen, allein er sah sich durch dieselben Leute, welche der Flüchtigen so willig Platz gemacht hatten, aufgehalten; denn, als diese gewahrten, daß Maria der Kirche zueilte, fühlten sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet, ihre Flucht zu beschützen; denn noch galt damals das Herkommen, das Haus Gottes als ein selbst den Verbrecher schützendes Asyl anzusehen, wenn auch die Gesetze dieses Recht längst aufgehoben hatten.

Der Fremde sah wohl ein, daß er die günstige Gelegenheit, sich der Verfolgten zu bemächtigen, verloren hatte. Er dachte *eben nach*, ob er nicht das Ende des Gottesdienstes

abwarten ſolle, um dann den unterbrochenen Verſuch, die Leute gegen das arme Mädchen einzunehmen, mit größerem Glück zu erneuern.

Aber es blieb ihm keine Zeit dazu. Denn alsbald nahten ſich die Knechte des Pfarrhofes mit Heugabeln und Senſen bewaffnet, umzingelten ihn und den Wagen und zwangen ihn, ſich zu ergeben. Vergebens berief er ſich auf ſeine Würde, vergebens zeigte er den Verhaftbrief vor, ſie wollten von allen Dem nichts hören und wiſſen und entgegneten, daß Alles erlogen und erſtunken ſei. Als der Fremde ſah, daß hier Worte und Gründe nichts halfen, glaubte er es mit Gewalt verſuchen zu können. Er zog eine Piſtole, und drohte Jeden niederzuſchießen, der es wage, ihm nahe zu treten; allein bald war ihm auch dieſe Waffe durch einen kräftigen Schlag von hinten aus der Hand geſchleudert, und als er zuletzt ſeinen Degen zog, erregte dies bloß ein lautes Gelächter. „Der Bratſpieß", meinten die Leute, „ſei gerade gut genug, eine Fliege todt zu ſtechen."

Unterdeſſen war der Gottesdienſt beendigt, und der Pfarrer, der jetzt von dem Vorfalle unterrichtet worden war, kam herbei. Er wehrte den Knechten, Gewalt zu brauchen, nahte ſich dem Fremden und fragte, was ihn berechtige, gegen ein armes und unbeſcholtenes Mädchen auf ſo hinterliſtige Weiſe zu verfahren, und demſelben durch böswillige Reden den guten Ruf abzuſchneiden.

Der Fremde wies ſtatt aller Antwort dem Pfarrer den mit dem Siegel des Gerichtes verſehenen Verhaftsbefehl vor.

Der Pfarrer las ihn aufmerkſam und kopfſchüttelnd, dann ſagte er: „Es wundert mich nur, daß Ihr, mein Herr, mit einem ſolchen Dokumente verſehen, noch zur Ueberliſtung Euere Zuflucht nehmt, und das Mädchen, welches Ihr offen *zu ergreifen* das Recht habt, unter der Maske dienſtfertiger *Gefälligkeit* rücklingſt zu überfallen verſuchtet."

„Ich wollte eben aus Rücksicht für Euch, hochwürdiger Herr, jedes Aufsehen vermeiden, und die Schuldige heimlich aufs Gericht bringen."

„Das ist gewiß sehr edel und schonend gedacht; Ihr habt bloß dabei vergessen, daß Ihr dadurch den Schein des Unrechtes auf Euer Beginnen ladet. Doch", fuhr er nach einer Weile fort, „ich sehe, Ihr seid im Rechte und der Obrigkeit muß man Gehorsam leisten; denn es heißt nicht umsonst: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Dann lud er den Fremden ein, ihm auf den Pfarrhof zu folgen.

Ein dumpfes Murren erhob sich nach diesen Worten in den Reihen der Knechte, welche nicht übel Lust zeigten, sich allen Ernstes zu widersetzen, und es vielleicht gethan haben würden, wenn nicht die inzwischen aus der Kirche zurückkehrenden Landleute ihrem Pfarrherrn laute Zeichen des Beifalles und der Zustimmung gegeben hätten.

Der Pfarrer schritt, die Urkunde in den Händen haltend, voran, und hieß den Fremden folgen; gleichzeitig gab er aber auch den Knechten ein Zeichen, auf den Pfarrhof nachzukommen. Diese verstanden den Wink und wußten nun, daß ihr Herr ihrer Hilfe bedürftig sein werde.

In der That hatte der Pfarrer, welcher während dieser Unterhandlungen den Verhaftsbefehl mehrmalen mit prüfendem Blicke gemustert hatte, bemerkt, daß die Namensunterschrift des ihm wohlbekannten Richters nicht echt sei; auch in dem Siegel erkannte er wohl ein kaiserliches Amtssiegel, allein er sah bei genauerer Prüfung der Umschrift um den kaiserlichen Adler, daß dieses Siegel nicht jenes des Gerichtes, sondern einer anderen Stelle sei, welche mit der Erlassung der Verhaftsbefehle nichts zu thun hatte. Er ließ sich jedoch von seiner Wahrnehmung nicht das Geringste merken, und behandelte den Fremden mit vieler Aufmerksamkeit und Artigkeit.

„Das Mädchen", ſagte er, kann ſich Euch nicht mehr entziehen, und Ihr werdet unterdeſſen, wie ich hoffe, nicht gerade ungehalten ſein, Euch mit einem Imbiſſe und einem Glaſe guten Weines zu ſtärken. Erlaubt mir, daß ich die nöthigen Befehle gebe."

Der Fremde konnte nicht wohl etwas dagegen einwenden, und ſo hatte der Pfarrer Gelegenheit, hinauszugehen, wo er einen der Knechte zu ſich rief und ihm befahl, ſich ein Pferd zu ſatteln, und mit möglichſter Eile auf das nächſte Amt zu reiten.

Der gute Wein ſchien dem Fremden ſehr zu munden, ſo daß dieſer der Aufgabe ſeiner Anweſenheit zu vergeſſen ſchien, und bald in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Der Pfarrer, welcher es nicht über ſich brachte, die falſche Rolle des freundlichen Wirthes zu ſpielen, blieb ernſt und zurückhaltend, auch that er dem Fremden beim Trunke nicht Beſcheid. Dachte er auch, daß die Schrift ſelbſt die Lehre gab, klug wie die Schlange zu ſein, ſo widerſtritt es doch ſeiner innerſten Natur, da Freundlichkeit zu heucheln, wo er im Herzen auf gerechte Vergeltung ſann. Er ſuchte daher den heiteren Auslaſſungen des Fremden Andeutungen und Lehren über die wunderbaren Fügungen der Vorſehung, welche alle Liſt der Böſen zu Schanden mache, entgegen zu halten.

Der Fremde wurde dadurch aufmerkſam und mißtrauiſch, und weil ihn das Moraliſiren des Pfarrherrn, wie er ſich ausdrückte, langweilte, änderte er den freundlichen Ton, den er bis jetzt beobachtet hatte, ging auf den Pfarrer zu, faßte ihn am Gewande und rief: „Wo iſt die nichtsnutzige Dirne, welche, wie ich hoffe, diesmal wenigſtens dem Staubbeſen und dem Schandpfahle nicht *entgehen ſolle!*"

Obgleich über ſolche Frechheit innerlich empört, wollte

der würdige Priester doch durch sanftmüthige aber ernste Vorstellungen den Fremden zu einem achtungsvolleren Benehmen bewegen. Allein er hatte kaum einige Worte gesprochen, als dieser, in seinem Uebermuthe aller Vorsicht und Besonnenheit vergessend, ihm einen heftigen Schlag mit der Faust versetzte, daß er erschrocken zurücktaumelte und einen Schmerzensschrei ausstieß. Da öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und Marie stürzte, ihrer vor Aufregung nicht mehr mächtig, herein. Sie stellte sich vor den Pfarrer, dessen Altersschwäche jeden Widerstand unmöglich gemacht haben würde, und rief mit furchtbar lauter Stimme: „Zurück, Bube, zurück, sag' ich Dir oder Du sollst erfahren, was ein Weib vermag, wenn Gott und das Recht ihr zur Seite stehen!"

Ein schallendes Gelächter des fremden Herrn war die Antwort. „Ereifere Dich nicht so, schönes Kind, der Zorn könnte Dir schaden und Deine Schönheit darunter leiden." Er wollte sie dabei liebkosend streicheln, aber ein kräftiger Schlag, von dem begeisterten Mädchen geführt, machte seine Arme sinken, so daß er vor Schmerz und Wuth stöhnte.

„Verhexte Dirne!" rief er, „mit Dir und dem Pfäfflein will ich bald fertig werden!" Dabei ging er auf Marie los und suchte ihr mit seinem Degen beizukommen. Doch das Mädchen verlor den Muth nicht, es faßte die blanke Klinge, und obwohl die scharfe Schneide derselben sie verwundete, daß ihr Blut in Strömen herabfloß, ergriff sie dieselbe doch und hielt sie mit äußerster Kraft fest. Der Pfarrer aber flehte zu dem Herrn, auf dessen Schutz er gläubig vertraute, um Hilfe, und siehe da, in dem Augenblicke, als Marie bereits die Kraft zu verlassen schien, traten die Knechte des Pfarrhofes, durch das laute Schreien aufmerksam geworden, herein, und

nicht so bald hatten sie gewahrt, daß Marie verwundet war, als sie sich mit Ungestüm, ohne auf die Ermahnungen des Pfarrherrn, der noch immer zur Schonung mahnte, zu achten, auf den Fremden warfen, ihn bewältigten, niederwarfen, und seine Hände mit Stricken banden.

Marie stand, zwar blaß und angegriffen, dennoch als Siegerin wie eine Judith mit dem Degen, welchen sie dem Angreifer entrissen hatte, da. Ein Dankgebet, eine Siegeshymne schwebte auf ihren Lippen; sie pries den Allmächtigen, der zu rechter Zeit Hilfe gesendet hatte. Jetzt kam auch der Bote, den der Pfarrer nach dem Gerichte gesandt hatte zurück und wenig Augenblick darauf hörte man das Anfahren eines Wagens, welcher die hochlöblichen Gerichtspersonen herbeiführte, denen wegen des geringen Umfanges des Gutes der Familie Leuthen die grundherrliche Gerichtsbarkeit durch Delegation übertragen war. Jetzt war die Reihe des Unterwerfens unter die Gewalt an dem Fremden; allein dieser benahm sich trotzig und stolz, indem er als „vom Adel" den Gerichtspersonen die Berechtigung absprach, ihn zu verhaften und über ihn zu Recht erkennen.

Der Amtsverwalter befahl vorerst, den Herrn von den Banden zu befreien, dann bedeutete er denselben, sich ruhig zu verhalten. „Wird sich Euer adeliger Stand erweisen, so werdet Ihr an das Landrecht in Graz abgeliefert werden; vorerst aber erlaubt mir daran zu zweifeln, denn es möchte sich mit Euerer Angabe leicht so verhalten, wie mit der Unterschrift und dem Siegel auf dem Verhaftsbefehle da. Uebrigens wünscht Euch Glück, daß Euer Vorgeben, so lange wir über Eure Persönlichkeit nicht im Klaren sind, Euch wenigstens vor der peinlichen Frage schützt."

„Es wird sich aber erweisen", erwiderte der Fremde

ziemlich hochmüthig, „wer ich bin, und dann denkt vielmehr Ihr darauf, wie Ihr Euch vor Verantwortung werdet schützen können. Ich will und werde Euch nicht folgen, sondern verlange vielmehr, daß Ihr, da mein Wagen in Bereitschaft steht, mich nach der Stadt begleitet, oder wenn Ihr wollt, durch irgend Jemand begleiten lasset. Ich wiederhole Euch nochmals, daß mein Stand mich davor schützt, von Euch in Haft genommen zu werden.“

Diese mit großer Festigkeit und anscheinender Unbefangenheit gesprochenen Worte schienen auf den Amtsverwalter nicht ohne Eindruck zu bleiben; er betrachtete sich den Fremden von allen Seiten und kam, indem er dessen Kleidung und Haltung geprüft hatte, auf den Schluß, daß er allerdings einen jungen Herrn aus hoher Familie vor sich haben könne, der sich vielleicht zu einem leichtsinnigen Abenteuer habe hinreißen lassen. Da fiel sein Blick auf Marie, welche den Degen noch immer in den blutenden Händen hielt. „Wie kommt Ihr“, fragte er das Mädchen in strengem Tone, „zu der Waffe, mit welcher Ihre, wie ich ersehe, nicht umzugehen versteht. Habt Ihr etwa der Waffe dieses Herrn Euch mit Gewalt bemächtigt, um dessen Zudringlichkeit abzuhalten? — Nun, ein ehrliches Mädchen greift wohl zu jedem Mittel, sich gegen schmachvolle Unbill zu schützen; dennoch wäre mir's leid um Euch, wenn Ihr Euch gegen einen, wie allerdings Grund zu glauben ist, adeligen Herrn so weit vergessen hättet.“

„Erlaubt, gestrenger Herr Amtsverwalter“, nahm jetzt der würdige Pfarrer, der sich bis jetzt ganz schweigend verhalten hatte, das Wort. Es ist vielmehr gerade das Gegentheil der Fall. Nachdem sich dieser fremde Herr, den Ihr für adelig zu halten für gut findet, die rohesten und brutalsten Ausfälle erlaubt, wollte er sich des Mädchens mit Gewalt bemächtigen und schämte sich nicht, gegen die

Wehrlose seinen Degen zu brauchen; da griff das Mädchen nach der Waffe und verwundete sich dabei. Ich aber habe allen Grund, nach solchem Benehmen, zumalen wenn man auch das falsche Document nicht außer Kraft lassen will, diesen Mann für einen Strauchdieb und Wegelagerer zu halten, und wäre er je zufällig adeliger Herkunft, so hätte er seinen Stand und sein Wappen durch so unritterliches und gemeines Betragen geschändet. Wollt Ihr ihn nach der Stadt begleiten, dann thut es immerhin, aber dann erlaubt auch, daß Euch meine Knechte begleiten, denn es könnte leicht geschehen, und ist vielmehr als sicher anzunehmen, daß der saubere Herr seine Genossen und Gesellen irgendwo in der Nähe hat, die Euch sodann auf offener Straße überfallen würden."

Diese Gründe leuchteten dem Amtsverwalter ein und bestimmten ihn, der Meinung des Pfarrers beizutreten. Er wendete sich daher zu dem Fremden und gebot ihm kurz und fest, ihm auf's Amt zu folgen; er werde sich", setzte er hinzu, „schon zu verantworten wissen, da er nur seine Pflicht thue."

Der Fremde schien keine weitere Einwendung mehr machen zu wollen, denn er schwieg, aber er stand mit gekreuzten Armen da und wartete ruhig, was weiter geschehen werde.

„Folgt mir oder ich muß Gewalt brauchen lassen", ereiferte der Verwalter. Noch immer blieb der Fremde unbeweglich, blos ein leises, spöttisches Lächeln ließ sich um seine Mundwinkel sehen, ein Lächeln, welches Marie mit kaltem Schauder erfüllte; denn sie sagte sich, daß hier noch irgend ein schändlicher Hinterhalt zu Grunde liegen müsse. Sie traute sich kaum diese Gedanken zu fassen, viel weniger ihn laut werden zu lassen, als von draußen plötzlich der entsetzliche Ruf: Feuer! Feuer! immer lauter und

dringlicher erschallte. Schon hörte man auch die Glocke vom Kirchthurme in bangen Schlägen um Hilfe rufen, und als der Pfarrherr erschrocken hinaussah, gewahrte er, wie die züngelnden Flammen aus dem Strohdache der Wirthschaftsgebäude am Pfarrhofe selbst emporloderten und die dichte Rauchsäule, die immer stärker zum Himmel aufqualmte, ließ ihn fürchten, daß der Umfang des Brandes bereits ein viel größerer sei, als sich auf den ersten Blick übersehen lasse. Einen Augenblick lang starrte der würdige Mann wie verzweifelnd zu Boden, dann hob er seinen Blick zum Himmel auf, und nachdem er mit einer Stimme, in der sich sein kindliches Vertrauen ausdrückte, sein: Herr, Dein Wille geschehe! gerufen hatte, eilte er hinaus, zu helfen und zu rathen soweit es noch möglich sei; er hatte seine ganze Fassung wiedergewonnen und gab den Knechten mit einer Ruhe und Umsicht Befehle, als ob es sich eben nicht um sein Eigenthum handelte.

Marie, die mit dem Schreckensrufe: barmherziger Gott! hinausgestürzt war, überbot sich selbst in Eifer und Anstrengung. Sie holte, trotz ihrer in der Eile nur schlecht verbundenen Wunden, ein Gefäß nach dem andern mit Wasser herbei, sie stieg auf der Leiter auf das brennende Dach und zeigte dabei eine Entschlossenheit und Kühnheit, welche selbst die Knechte in Erstaunen setzte. Inzwischen waren die Bewohner des Dorfes gleichfalls zu Hilfe herbeigeeilt, allein es schien, als vermehrten sie nur die Verwirrung, da Jedes nach eigener Einsicht handeln wollte und Eines dem Andern, wie es nicht anders möglich ist, sobald es an einer Leitung fehlt, in den Weg trat.

Der Pfarrherr hatte bald mit richtigem Blicke erkannt, daß das in Flammen stehende Gebäude nicht mehr zu retten sei; es galt daher das Wohngebäude und vor Allem die Kirche, die beide in nächster Nähe standen, zu

schützen. Das Dach des Wohngebäudes schien durch eine dichte Lage von Schnee gegen darauf fallende Funken geschützt zu sein; nicht so die Kirche, wo der hohe Dachstuhl auch eine so stark abschüssige Lage der Dachbekleidung bedingte, daß der Schnee sich darauf nicht erhalten konnte. Auch trieb der Luftzug die Flammen offenbar gegen das Gotteshaus hin. In dieser Gefahr dachte er vor Allem daran, das Allerheiligste in Sicherheit zu bringen, und begab sich, von dem Meßner begleitet, in das Innere der Kirche.

Der Brand, welcher allen Bemühungen zum Trotze sich immer weiter ausbreitete, ergriff in der That auch das daneben stehende Kirchendach, und da sich zum Unglück auch ein heftiger Wind erhob, so stand dasselbe in wenig Augenblicken in hellen Flammen. Nun stiegen die Verwirrung und Rathlosigkeit auf's Höchste. Es fehlte an Spritzen, an Leitern, Wassereimern, kurz, fast an allem Nöthigen. Die Flammen schlugen bald hoch an dem Thurme empor, leckten an der metallenen Bedachung desselben und tanzten einige Zeit auf derselben wellenförmig hin und her, da sie sich nirgends festsetzen konnten. Vielleicht wäre bei diesem Umstande noch Rettung möglich gewesen, allein die Menge sah rathlos hinauf, bis es einige der Entschlossensten versuchten, die Treppe hinaufzueilen, und da sich oben der Glockenstube ein Gefäß mit Wasser befand, auch eine Handspritze vorhanden war und mit großer Anstrengung hinaufgebracht worden war, wand sich Einer den Schlauch um den Leib und kletterte mit verwegener Kühnheit an der umlaufenden Gallerie auf das das Dach begrenzende geradlinige Gesimse. Es war die höchste Zeit, denn schon hatte sich das gierig zehrende Feuer an einer schadhaften Stelle, wo das Holzwerk zu Tage trat, festgesetzt und suchte von da weiter zu fressen. Ein Strahl von

Wasser aus dem Schlauche, auf den gefährlichen Punkt gerichtet, erstickte die Flamme durch das Absperren der Luft noch zu rechter Zeit, und der Thurm war gerettet. Jetzt konnte man aber von hieraus auch auf das brennende Kirchendach wirken, und da der erste Erfolg ein glücklicher war, strengte sich Alles an, das nöthige Wasser auf den Thurm hinaufzutragen. Das Dach des Chores war bereits von dem Feuer verzehrt, da es jedoch durch eine erhöhte Mauer von jenem des Schiffes getrennt war so gelang es, dieses zu bewahren. Die Leute jubelten über den günstigen Erfolg, und man hörte allenthalben laute Dankgebete. Da trat der alte würdige Pfarrer mit dem Chorhemde und der Stola angethan aus der Kirche, das Allerheiligste in seinen Händen tragend. Ein Blick, welchen er auf den Dachstuhl warf, und der ihm die glücklich überwundene Gefahr zeigte, stimmte auch ihn zu freudigem Danke. Er hob das Allerheiligste segnend in die Höhe und Alles warf sich auf die Knie. Die Sonne schien hell und der Himmel glänzte im reinsten Blau. Freude und Friede kehrten in die Brust der geängstigten Menschen wieder ein, denn der erlittene Verlust trat vor dem Werke der Rettung in den Hintergrund.

Mit Befremden hatte der Pfarrer, als er um sich blickte, die bei der ersten Gefahr mit solcher Anstrengung thätige Marie vermißt; als er dann später wieder aus der Kirche kam, war seine erste Frage nach ihr; allein Niemand konnte ihm Auskunft geben; man hatte das Mädchen seit einer halben Stunde nicht gesehen, und in der Verwirrung hatte Niemand auf sie gedacht. Sie war verschwunden.

Auch der Fremde hatte die Gelegenheit benützt und nach dem ersten Ausbruche des Feuers das Freie zu gewinnen gewußt, ohne daß ihn der Amtsverwalter daran

zu hindern vermochte. Nur der Umstand war den Leuten auffällig, daß sich unter den Löschenden einige Leute gezeigt hatten, welche man sonst in der Gegend nicht gesehen hatte, und die auch spurlos wieder verschwunden waren.

Neuntes Capitel.

Räthselhafte Erklärung eines Räthsels.

Einige Tage nach diesem Ereignisse trat Theresia mit einem Briefe des Pfarrers, welcher ihr davon Kunde gab, in Händen, in das große Familienzimmer, wo eben Alle versammelt waren. Ihre Bestürzung ließ sie kaum zu Worte kommen. Mit Thränen im Auge und zitternden Händen reichte sie den Brief dem alten Onkel hin. Als dieser ihn gelesen hatte, stand er in größter Aufregung von seinem Sitze auf. „Unerhört! schändlich!" rief er ein über das andere Mal, ging mit starken Schritten auf und ab, und, wie es sonst nicht seine Gewohnheit war, heftig gestikulirend sprach er: „Dieser Rotte muß das Handwerk gelegt werden, und wenn; wie ich fast vermuthe, dieser Ritter von Schönbein die Hand dabei im Spiele hat, dann soll ihn die fürchterlichste Strafe treffen!"

Verwundert sahen ihn die Uebrigen an, und erst als sie nach und nach erfuhren, was geschehen war, stimmten sie ihm bei. Frau von Leuthen wollte sich die Besuche Schönbeins verbieten, allein der Onkel widerrieth es.

„Das würde ihn", sagte er, „erst aufmerksam machen; wir müssen im Gegentheile Alles thun, ihm nichts merken zu lassen, damit er sicher in sein Verderben geht."

Theresia fragte, was denn geschehen solle, um das arme Mädchen, welches offenbar in die Gewalt ihrer Verfolger gerathen sei, zu retten? Dies sei das Wichtigste

und liege ihr weit mehr am Herzen, als die Bestrafung der Verbrecher."

Darauf wußte der Onkel so wenig etwas zu antworten, wie Jemand von den Uebrigen. Es entstand eine peinliche Stille, und die Rathlosigkeit und ängstliche Theilnahme lag in allen Mienen ausgedrückt.

Der Onkel ging nachdenkend auf und ab; endlich schien er zu einem Entschlusse gekommen zu sein, und sprach: „Aus dem Lande kann sie noch nicht fortgeführt sein, die Zeit ist zu kurz dazu. Ich gehe sogleich zu dem Regierungspräsidenten, und heute noch sollen nach allen Richtungen reitende Boten abgeschickt werden, um die nöthigen Maßregeln zu treffen, ihrem Aufenthalte auf die Spur zu kommen. Ich will keine Kosten und keine Mühe scheuen, daß die Sache so energisch wie möglich betrieben werde, und wenn ich nicht ganz irre, glaube ich die Fäden der Intriguen bereits in Händen zu haben."

Er ging abermals, mit seinen Gedanken beschäftigt, auf und ab, stand dann plötzlich stille und fragte: „Wie verhält es sich denn mit diesem Conte Tosta, welchen der Ritter schon vor einigen Tagen hier aufführen wollte?"

„Er hat", erwiderte Antonia lebhaft, „wie uns Schönhein sagte, einen Ausflug auf das Land gemacht, um sich von der Anstrengung seiner Studien etwas zu erholen."

„Und hat", fragte der Onkel weiter, „der Ritter von Schönbein nicht gesagt, an welchem Tage er abgereist ist?"

„Ich glaube", erwiderte Antonia, „es war denselben Tag, an dem er bei uns aufgeführt werden sollte."

„Und den Tag darauf", setzte der Onkel wie zu sich selbst sprechend hinzu, „wurde das Bubenstück auf dem Gute verübt."

Diese Bemerkung fiel Allen, insbesondere aber Theresien auf, und diese fühlte sich fast gedrängt, bei dieser Gelegenheit den Verdacht, welchen sie selbst gegen diesen Conte Tosta hatte, mitzutheilen, als der Ritter von Schönbein und Conte Tosta gemeldet wurden.

Als sie eintraten, waren die Blicke Antonia's mit größter Spannung auf Theresia gerichtet, denn sie brannte vor Begierde, zu erfahren, welchen Eindruck die Erscheinung des Conte auf ihre Schwester mache. Theresia stieß einen lauten Schrei der Ueberraschung aus, dann wurde sie blaß und wieder roth, und ein leises Zittern ging durch ihre Glieder. Es schien kein Zweifel, daß sie in dem Conte denjenigen wieder erkannt hatte, welchem sie als gemeinen Straßenräuber begegnet war.

Der Ritter von Schönbein schien heute in besonders glücklicher Stimmung. Er überbot sich an Galanterie, Geist und sprudelnder Laune, und wußte so viele Neuigkeiten zu erzählen, daß fast Niemand Anderer zu Worte kam.

Der Conte war beim Eintritte offenbar verlegen und betroffen. Als sein Auge den Blicken Theresia's begegnete, schien er einen Augenblick lang von peinlicher Unruhe befangen, aber auch nur einen Augenblick lang, denn dann sah er sie fest und unbefangen an, und suchte sogar gerade mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Onkel spielte diesmal den stummen Beobachter. Er nahm am Gespräche nur wenig Theil und ließ nur von Zeit zu Zeit wie gelegentlich eine Frage fallen, deren Antwort er jedoch nicht bloß seinem Gedächtnisse scharf einprägte, sondern auch zuweilen beiseite tretend in sein Notizenbuch aufzeichnete.

Aus dem Gespräche hatte man in Erfahrung gebracht, daß der Conte erst vor zwei Tagen zurückgekehrt war; er wollte bei einem Verwandten auf der Jagd ge-

wesen sein und behauptete, sich ganz vortrefflich amüsirt zu haben.

Endlich lenkte sich die Unterhaltung auch auf den Brand des Pfarrhofes und auf das Verschwinden Maries.

Der Ritter von Schönbein hatte bereits davon gehört, da man sich den Vorfall in der ganzen Stadt erzählte. Er meinte, daß er fast auf die Vermuthung gekommen wäre, wie das Mädchen, dessen Verschwinden man bedaure, dieselbe Person gewesen sein könne, von welcher bereits einmal die Rede war. Allein, da das hochverehrte Fräulein Theresia versichert habe, daß jenes Mädchen unter dem Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin selbst sicher untergebracht sei, so müsse freilich seine Vermuthung als grundlos hinwegfallen.

Theresia fühlte den leisen Spott, der in diesen Worten lag, und wurde vor innerem Aerger über und über roth. Der Ritter, der dieses bemerkte, fuhr fort:

„Was aber das Verschwinden dieses Mädchens betrifft, so liegt es ja fast offen da, daß sie wahrscheinlich selbst mit der Bande, welche das Bubenstück vollführt, im Einverständnisse gewesen sei."

Der Conte pflichtete dieser Meinung bei und setzte noch hinzu: „Was könnten die Brandstifter auch für ein Interesse gehabt haben, ein Mädchen mit sich zu schleppen, welches höchstens zur leichteren Auffindung der Schuldigen führen könne."

„Das wird es auch ohne Zweifel", meinte der Onkel, und maß dabei den Sprechenden mit strengen und herausfordernden Blicken, in der Aufregung der Regeln der Klugheit, welche er selbst als nothwendig empfohlen hatte, vergessend.

Jetzt kam der alte Christian herein, um einige Erfrischungen zu serviren. Als er des Conte ansichtig wurde,

hielt er mit weit offenem Munde still, und das Geschirr fiel ihm fast aus den Händen. Auch er hatte ohne Zweifel den Abenteuerer wieder erkannt, vor dem ihn nur ein günstiger Zufall gerettet hatte. Er faßte sich jedoch und suchte blos Fräulein Theresia durch seine Blicke und stumme Geberden zu fragen, ob auch sie den Helden jenes Abendes in dem Conte wieder erkannt habe. Diese gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er nichts verrathen solle.

Als er jedoch wieder hinaus in das Vorzimmer kam, brach er in eine wahre Fluth von Schmähungen und Verwünschungen gegen den Ritter und den Conte aus. „Wer hätte das gedacht", rief er, „daß ich noch in meinen alten Tagen in diesem ehrbaren Hause Spitzbuben und Straßenräuber bedienen soll! Lebte nur", sprach er zu sich selbst, „der gnädige Herr noch, der würde das Haus schon zu säubern wissen, und hätte die Schelme in Stücke zusammengehauen, so daß sie nicht mehr lebendig über die Schwelle gekommen wären!" Er nahm sich indessen vor, die Sache dem Onkel und das sobald wie möglich mitzutheilen. Zu diesem Zwecke brachte er diesem die Meldung, daß Jemand im Vorzimmer sei, der ihn zu sprechen verlange.

Der Onkel bat auf einige Augenblicke um Entschuldigung und ging hinaus.

Hier stürzte der alte ehrliche Christian ihm zu Füßen und beschwor ihn in der Angst seines Herzens, ihm einige Augenblicke gnädiges Gehör zu schenken. Dann erzählte er ihm Alles, was er über den Conte wußte, und versicherte hoch und theuer, daß er sich nicht täuschen könne, denn ihm seien die Züge des Mannes, der sein Leben bedrohte, unvergeßlich eingeprägt geblieben, und er habe in dem Conte auf den ersten Blick den Straßenräuber wieder erkannt. Auch berief er sich auf das Zeugniß des Fräuleins

Thereſia, welche Alles beſtätigen könne und müſſe, was er ſoeben berichtet habe.

Man kann ſich leicht denken, welchen Sturm von Empfindungen und Gedanken dieſe Mittheilung in dem alten Herrn erregte. In dem erſten Augenblicke wollte er ſogleich Anſtalten treffen, die Beiden auf der Stelle verhaften zu laſſen; allein bei ruhigerer Ueberlegung beſchloß er für jetzt noch den Beobachter zu ſpielen, um wo möglich erſt alle Fäden des Netzes, welches die Betrüger geſponnen hatten, in die Hand zu bekommen; denn er glaubte ſichere Anzeichen zu haben, daß es ſich hierbei noch um ganz andere Dinge als gewöhnliche Verbrechen handle. Dafür wollte er die Abenteurer ſelbſt mit einem Netze umſpannen, das ſich zuletzt von allen Seiten zuſammenziehen ließe. Er trat anſcheinend ruhig und gefaßt wieder in den Salon.

Hier hatte ſich indeſſen die Lage der Dinge verändert.

Die Lebhaftigkeit Antonia's hatte eine Scene herbeigeführt, welche für alle Anweſenden gleich peinlich war. Sie hatte nämlich, während die Uebrigen mit einander ſprachen, nochmals den Brief des Pfarrers durchleſen, und da ſie bei der Schilderung, welche dieſer von der Geſtalt und Perſönlichkeit des Fremden entworfen hatte, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Conte fand, war ſie aufgeſprungen, und hatte ſich den Ausruf entſchlüpfen laſſen: „Bei Gott im Himmel, er iſt es, dieſer Conte und der fremde Spitzbube gleichen ſich wie ein Haar dem andern!“

Der Conte, welcher dieſe Worte deutlich gehört hatte, bewahrte Geiſtesgegenwart genug, um zu erkennen, daß hier nur ein einziges Mittel helfen könne, das nämlich, anzunehmen, daß dieſe Aeußerung ſich ganz unmöglich auf

ihn beziehen könne. Da er ſah, daß Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, konnte er die Worte Antonia's nicht wohl ignoriren; er fragte daher ganz kühn, was das Fräulein damit meine?

Dieſe Frage brachte Antonia, welche über ihre Aeußerung erſchrocken war, ſo in Verlegenheit, daß ſie die Antwort ſchuldig blieb, während ſie, über und über roth, ſich nicht zu helfen wußte. Das machte natürlich die Verlegenheit noch größer. Nur der Conte behielt ſeine Ueberlegenheit, indem er ſich äußerte: „Sie haben wohl, mein verehrtes Fräulein, einen ganz unmöglichen Fall angenommen; denn wie wäre es denkbar, daß es irgend einen Mann geben könne, der, mit einer Grafenkrone über ſeinem Wappen, mit einem gemeinen Spitzbuben eine und dieſelbe Perſon ſein ſollte. Ich weiß nicht, wen Sie meinen, aber es wäre mir in jedem Falle höchſt intereſſant zu erfahren, wer von den Perſonen des Adels, die ſich in dieſer Hauptſtadt aufhalten, ſo unglücklich ſein kann, Ihren Verdacht auf ſich zu lenken. Wer es übrigens auch ſei, ſo können Sie im Voraus verſichert ſein, daß Ihre Annahme eine ganz unmögliche iſt, und daß ich ſelbſt der erſte wäre, der es für ſeine Pflicht halten würde, denjenigen, auf welchen ein ſolcher Verdacht fallen könnte, mit allen nur möglichen Mitteln zur Rechtfertigung zu nöthigen. Denn durch eine ſolche Annahme iſt nicht blos derjenige, den Sie meinen, ſondern der ganze Adel beſchimpft, und ich werde nicht ruhen und raſten, als bis es mir gelungen ſein wird, den vermeintlichen Verbrecher ausfindig zu machen." — Er ſprach dieſe Worte mit herausfordernder Heftigkeit und einem Tone, der errathen ließ, wie tief er beleidigt worden ſein mußte.

Die arme Antonia, die fühlte, daß ſie durch ihre Vergeſſenheit den Anlaß zu einem Conflicte gegeben hatte,

machte sich um so mehr Vorwürfe, als sie dachte, sie müsse sich doch getäuscht haben, denn wer so zuversichtlich und eifrig auf eine nähere Untersuchung dringe, könne unmöglich sich selbst schuldig fühlen. Sie schwieg noch immer, als sich Theresia ihrer annahm und in ruhiger aber sehr bestimmter und fester Weise sagte:

„So ganz unmöglich scheint mir die Annahme meiner Schwester Antonia nicht zu sein, da es durchaus keinen vernünftigen Grund gibt, anzunehmen, daß eine Grafenkrone vor Schlechtigkeit schützen müsse. Und dann scheinen Sie zu vergessen, daß man sich auch eine Würde anmassen kann, auf die man in der That keinen Anspruch hat. Uebrigens hat man Beispiele, daß sich Grafen nicht gescheut haben, Leute auf offener Straße anzufallen und zu bedrohen." — Sie glaubte, die Wirkung dieser Anspielung müsse vernichtend auf den Conte wirken.

Doch dieser sah den Ritter von Schönbein lächelnd an und sprach: „Da hast Du wieder dieselbe Geschichte, die ich nun Gott weiß zum wie vielten Male hören muß."

„Ja, es ist wahr", nahm der Angeredete das Wort, „und in der That ganz merkwürdig, daß man meinen Freund, den Conte Tosta, so oft mit einem Elenden verwechselt, der die überraschendste Aehnlichkeit mit ihm in den Gesichtskreisen, der Gestalt und der ganzen Haltung hat. Lassen Sie mich, mein geehrtes Fräulein, offen sprechen, da die Sache nun einmal, und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, zur Sprache gekommen ist. Auch uns ist es nicht unbekannt, daß Sie mit Begleitung Ihres Dieners, des alten Christian, durch Zufall Zeuge eines straßenräuberischen Anfalles geworden und selbst bedroht worden sind; noch mehr, wir wissen auch, daß Sie meinen edlen Freund den Conte mit dem frechen Taugenichts für ein und dieselbe Person halten."

Thereſia wußte nicht, was ſie vor Erſtaunen antworten ſollte, ſelbſt ihre Gedanken verloren allen Halt. Konnte man die Verwegenheit und Unverſchämtheit bis auf dieſen Grad treiben, und woher wußte der Ritter, was ſie doch außer ihrer Schweſter und einer ſehr vertrauten Freundin Niemanden erzählt hatte?"

„Sie ſind mit Recht erſtaunt, mein verehrtes Fräulein", fuhr der Ritter fort. „Erlaſſen Sie mir, Ihnen zu ſagen, auf welche Weiſe ich in Kenntniß der ſie beunruhigenden Zweifel und des Vorfalles gekommen bin, ich will Niemand anklagen, nicht einmal die gutmüthige Einfalt und Geſchwätzigkeit eines Dieners, der nicht immer reinen Mund zu halten weiß. Erlauben Sie mir dafür, Ihnen die Sache auf eine eben ſo einfache als natürliche Weiſe zu erklären. Mein Freund, der Conte hat, wie ich Ihnen bereits geſagt, einen ihm auffallend und merkwürdigen Doppelgänger, der nicht unterläßt, auf dieſen Umſtand geſtützt, ſich zuweilen für den Conte ſelbſt auszugeben. So unglaublich die Thatſache auch ſcheinen mag, ſo iſt ſie doch über alle Zweifel hinaus ſichergeſtellt und der Conte ſo wie ich haben bereits ſelbſt die nöthigen Schritte bei den Gerichten gethan, dieſes Menſchen habhaft zu werden und ihn zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Auch glauben wir bereits auf der Spur in der Perſon eines gewiſſen Gaetano, eines Italieners aus derſelben Gegend eines übelberüchtigten ohne beſtimmte Beſchäftigung ſich hier aufhaltenden Individuums zu ſein, welchem man eine Menge von ſchlechten Streichen und gewaltſamen Ueberfällen zuſchreibt. Nun werden Sie auch begreifen, wie tief es meinen Freund verletzen mußte, einen entehrenden Verdacht gegen ihn ſo offen ausgeſprochen zu hören und wie ſehr er im Rechte war, die Sprache des Beleidigten zu führen; ich gehe aber auch weiter, weil es *beſſer iſt, ſo* offen und gerade wie möglich zu ſprechen und

Ihnen zu erklären, daß ich bei der Aufführung des Conte Tosta in Ihrem verehrlichen Hause keine andere Absicht hatte, als eben die, die Sache selbst zur Sprache zu bringen und so meinem Freunde Gelegenheit zu geben, einen Irrthum zerstören zu helfen, der, wie Sie mir zugeben müssen, für ihn im höchsten Grade peinlich und beunruhigend sein muß.

„Ich muß in der That", nahm jetzt der Conte das Wort, „meinem Freunde den größten Dank schulden, daß er mich überredet hat, ein Haus zu betreten, dessen wahre Meinung über mich mir nicht unbekannt war, und jetzt werden Sie, hochverehrtes Fräulein, auch begreifen, weshalb ich beim Eintritte vor Ihren Blicken, die mir keineswegs entgangen sind, die Augen zu Boden schlug; war ich doch noch keineswegs gerechtfertigt, stand ich doch vor ihren Augen als ein vermeintlicher Verbrecher da! Und wie natürlich ist es anderseits, daß ich gerade dadurch Ihren Verdacht fast zur Gewißheit der Ueberzeugung steigern mußte."

Der Eindruck dieser Erklärungen auf die Glieder der Familie Leuthen war ein sehr verschiedener. Antonia frohlockte im Innern, daß sich das fatale Räthsel auf so einfache Weise lösen lasse; sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit der gegebenen Erklärung, denn es kam ihr als Etwas ganz Unmögliches vor, daß Lüge und Verstellung einen solchen Grad erreichen könnten; hatten ja beide überdies selbst gerichtliche Schritte zur Auffindung des fatalen Doppelgängers gethan und wozu sollten und konnten diese führen, als zum eigenen Verderben, wenn die Erklärung wirklich auf Trug und Lüge beruhte? Frau von Leuthen, die mehr Welterfahrung und eine ruhigere Auffassung der Dinge hatte, vermochte sich noch kein rechtes Urtheil zu bilden, da sie ja zum erstenmale, wie sie nicht ohne Kränkung über den Mangel an Vertrauen von Seiten ihrer Kinder erfuhr, von dem Begebnisse jenes Abends gehört hatte. Sie dachte sich die

gegebene Erklärung allerdings als möglich, und die hohen Begriffe, welche sie von dem Ehrgefühle und der Würde des Adels hatte, ließen sie dieselbe sogar als wahrscheinlich annehmen; doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß demungeachtet ein gewisses Mißtrauen in ihrer Seele zurückblieb. Theresia endlich begriff wohl, daß wenigstens scheinbar der Erzählung des Ritters Glauben zu schenken gerathen sei, denn sie sah, daß sie es hier mit zwei der verwegensten und mit allen nur denkbaren Ränken und Auswegen vertrauten Persönlichkeiten zu thun hatte; in ihrem Innern aber blieb sie von der Identität des Conte mit der Person des straßenräuberischen Abenteurers überzeugt; denn, sagte sie sich, wäre die Aehnlichkeit des vorgeschützten Doppelgängers mit dem Conte auch die vollendetste, die wunderbarste, auf den gleichen Ton der Stimme, auf jenes gewisse Etwas, welches die ganze geistige Wahrheit eines Menschen, seine eigene besondere Individualität ausmacht, könne sie sich doch nicht erstrecken. Ihre Ueberzeugung war daher nicht blos nicht erschüttert, sondern vielmehr befestigt. Der alte Onkel aber, welcher während der vom Ritter Schönbein gegebenen Aufklärung wieder in den Salon getreten war, schloß sich der Ueberzeugung Theresias in seinem Innern an; da er jedoch nicht zweifelte, daß der Conte, eben um den Verdacht von sich abzulenken, wirklich gerichtliche Schritte gethan hatte und es nahe genug lag, daß die Vermuthung des Richters bei der hohen socialen Stellung, welche der Sprößling einer der reichsten und angesehensten Familien des venetianischen Festlandes zu Gunsten des Conte sich gestalten mußte, war er sehr zufrieden, daß er sich mit den Schritten zur Verhaftung desselben nicht übereilt hatte, und begriff, daß er sich erst bestimmtere und positivere Anhaltspuncte des Verdachtes verschaffen müsse, ehe er einen so entscheidenden Schritt wagen könne.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit unsern geehrten Lesern bemerken, das dazumalen, das ist in dem Jahre, in dem unsere Geschichte spielt, auch im Criminalrechte von einer Gleichheit der Stände vor dem Gesetze keine Rede war. Zwar hatte man bereits den Versuch gemacht, das große und wichtige Princip der Trennung der Justiz von der Verwaltung in den obern Instanzen anzuwenden, und somit einen Schritt vorwärts gethan, allein im Strafrechts- und Strafverfahren galten noch immer wahrhaft barbarische, den finstern Geist des Mittelalters athmende Gesetze, nur der Grundsatz, daß Jeder von seines Gleichen gerichtet werden solle, macht die Anwendung in der Praxis milder; indem man gegen Personen aus den höheren Classen der Gesellschaft ein bei Weitem milderes Verfahren anwendete, wie sie auch von der sofortigen Anwendung der Tortur ausgenommen waren. Die bekannte und berühmte Theresiana, das von Maria Theresia erlassene neue Criminalgesetzbuch, welches, obgleich die Abbildungen der verschiedenen Folterwerkzeuge es noch verunstalten, gleichwohl schon einen milderen und humaneren Geist athmet, wurde erst einige Jahre später erlassen. Der geehrte Leser muß ferner bedenken, daß damals in Graz, wie überall von einer überwachenden Polizei, wie sie heutzutage zum Schutze des Eigenthums und des Lebens der Bewohner besteht, noch keine Rede war. Der Dienst der die öffentliche Sicherheit überwachenden Organe war ein mangelhafter und nicht regelmäßig organisirter, und ungeachtet der vielen fast von jedem Landesfürsten neu erlassenen Reformationen und Ordnung guter Polizei, war von der Thätigkeit in Auffindung der Verbrecher nicht allzuviel zu erwarten, insbesondere wenn er ein Mann von Stand und Namen war, der durch sein Wappen allein schon Respect einflößte. Man muß diese Umstände wohl berücksichtigen, um die Vorsicht, welche selbst ein so angesehener Mann, als es der „Onkel“ in der Familie Leuthen war, zu begreifen.

Nachdem das Gespräch durch eine Entschuldigung von Seite der Mädchen wieder auf den gewöhnlichen Conversationston gebracht und des Umstandes halber noch einige Zeit fortgesetzt worden war, empfahlen sich die beiden Herren und ließen die Familie in einer ganz ungewöhnlichen Aufregung zurück.

Zehntes Capitel.

Aus einer bürgerlichen Haushaltung.

Wir müssen die Personen, mit welchen wir uns bis jetzt beschäftigt haben, diesmal beiseite lassen, und den Leser in einen neuen Kreis einführen. Es ist dies der Familienkreis eines wohlhabenden Bürgers nnd Rauchwaarenhändlers, dessen Geschäft eine ziemlich große Ausdehnung hatte, und der als Hausbesitzer und Zunftvorstand in großem Ansehen stand. Seine Familie war ziemlich zahlreich, denn er hatte viele erwachsene Töchter. Der Haushalt wurde aber noch dadurch vermehrt, daß nach der damaligen Sitte die Gehilfen und Lehrjungen des Geschäftes, im eigentlichen Sinne des Wortes als Glieder der Familie angesehen wurden, und im Hause wohnten und verköstiget wurden. Der Meister hatte nicht blos die Heranbildung im Handwerke und Geschäfte übernommen, sondern Alles, was im Hause war, mußte ihm als Hausvater unbedingten Gehorsam leisten. Dafür sorgte er auch nach bestem Wissen und Gewissen für deren geistiges und leibliches Wohl. Führte er auch ein strenges Regiment und duldete nicht leicht einen Widerspruch, so war er doch im Ganzen ein wirklich sorgsamer und theilnehmender Freund der Seinen. In seiner Zeit war im Bürgerstande noch eine gewisse Solidität des Charakters, und eine Ehrenhaftigkeit der Gesinnung zu finden, die beide eine tiefe und *wahre* Religiösität zur Grundlage hatten. Damit verband

sich eine strenge, jedem unnützen Aufwande fremde Einfachheit der Sitten und Lebensweise. Freilich würden die Anschauungen und Begriffe eines ehrsamen Meisters von damals heutzutage als sehr beschränkte und einseitige verlacht werden, allein, im Grunde genommen, wogen sie doch die moderne Bildung der Gegenwart in diesem Stande auf. Der Bürger jener Zeit wußte außer den Elementarkenntnissen, dem Katechismus und Allem, was zu seinem Handwerke gehörte, blutwenig; er las so gut wie keine Bücher, es wäre denn die Bibel oder ein Andachtsbuch gewesen, und die Bewegung der Geister auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft blieb ihm völlig fremd. Sein Glaube gründete sich einzig und allein auf die Lehren, die er von Aeltern und in der Schule erhalten hatte, und er gab sich nicht die Mühe, darüber zu grübeln und zu denken; dafür saß ihm die Religion desto tiefer im Herzen, und von jenem Indifferentismus, der heutzutage, leider, so allgemein ist, blieb er frei. Seine Moral war einfach, die der gesunden Vernunft; und im Aeußerlichen hielt er streng an dem Herkommen fest. Die Aufklärung, welche damals die Grundsätze des Rechtes und der Moral unterwühlend, von den französischen Philosophen ausging, war noch nicht bis in diese Kreise gedrungen. Fand man doch selbst unter den sogenannten gebildeten Ständen, ja beim hohen Adel, nur wenig Personen, die sich mit Lectüre und Wissenschaft beschäftigten! In seiner Lebensart gab sich dieselbe Anspruchslosigkeit und Einfachheit kund; wenn er sich dann und wann das Vergnügen gönnte, unter Tages in einer der Weinstuben ein Glas vaterländischen Rebensaftes zu kosten, und dabei eine Stunde im heiteren Gespräche zuzubringen, so war dies Alles, was er sich erlauben zu können glaubte. Des Abends war er in der Regel Tag für Tag zu Hause, woher es auch kam, daß die Stadt mit Eintritt der Dunkelheit wie ausgestorben schien. Waren doch alle

Einrichtungen damit in Uebereinstimmung. Damals gewahrte man außer einer hier und da vor einem Heiligenbilde brennenden Lampe keine Beleuchtung; wer von den höheren Ständen noch ausging, ließ sich durch einen Diener die Laterne vortragen, oder wenn er stolz im Wagen einherfuhr, so liefen Fackelträger voran, welche mit einem hellen und grellen Scheine die Dunkelheit auf einige Augenblicke weichen machten. Nicht blos die Hausthore waren sorgfältig und sorgsam gesperrt, auch die Thore der Stadt blieben bei eintretender Dunkelheit geschlossen, und wurden blos, wie das Murthor gegen ein Sperrgeld geöffnet. Dem Bürger fiel nicht ein, in Unterhaltungen und Vergnügungen mit den höheren Ständen zu wetteifern. Auch in der Kleidung blieb er modest, und wenngleich die reichen Bürgersfrauen durch kostbare Pelze und echten Schmuck ihre Wohlhabenheit zur Schau trugen, so war doch jener Luxus von heutzutage, der sich im Flittertande der Mode zeigt, so gut wie verpönt. Im Innern des Hauses galt der Hausvater als absoluter Gebieter, und die ganze Erziehung war darauf berechnet, den Kindern und Untergebenen unbedingten Gehorsam in Allem und Jedem einzuschärfen. Dies hatte der Bürger übrigens mit den höheren Ständen, ja mit dem allerhöchsten Hofe gemein. Es ist bekannt, wie strenge selbst die Kaiserin Maria Theresia an dieser Sitte festhielt, so daß ihr Sohn Josef, als er schon römischer König, ja Kaiser war, es nicht wagen durfte, ihr zu widersprechen, und sich oft genug strenge Verweise, selbst in Gegenwart Anderer zuzog. Es ist von Wichtigkeit, diesen Umstand zu beachten, denn man muß die Menschen in und mit der Zeit, in der sie leben, beurtheilen. Und gewiß würde man auch unseren ehrsamen Meister und Rauchwaarenhändler einer unbilligen Härte beschuldigen, während er doch nur that, was er nach seinen Begriffen und nach dem Geiste der Zeit, *in der er lebte, thun* zu müssen glaubte.

Das Haus unseres guten ehrsamen Meisters stand im ersten Sacke. Die Fenster waren sämmtlich mit starken Eisengittern versehen, und längs der Niederlage zu ebener Erde lief ein mächtiges, stark heraustretendes, hölzernes Vordach. Das Verkaufsgewölbe sah ungeachtet des Reichthumes von Waaren, den es in sich barg, ärmlich, einfach aus. Da gab es keine großen Fensterscheiben, wie man sie heutzutage sieht, keine Auslagen oder Schaufenster, um die Käufer zu locken und zu blenden, und auch im Innern war nichts von jener eleganten Einrichtung zu bemerken, die bei unseren modernen Gewölben am Ende doch niemand anderer als der Käufer bezahlen muß. Auch prangte keine Firmatafel mit großen goldglänzenden Buchstaben über der Niederlage, sondern blos das gewöhnliche Handwerkszeichen. Den gleichen Character und das gleiche Aussehen trugen damals fast alle Häuser der Stadt zur Schau, und wenn die meisten Gebäude am Hauptplatze und in der Herrengasse, sowie in den anliegenden Straßen noch fast ganz dieselben sind, so sahen sie in jener Zeit doch viel unfreundlicher und unschöner aus. Die eisernen Fenstergitter, die hölzernen Vordächer, die meist spitzzulaufenden Giebel gaben der Stadt einen düsteren und häßlichen Character. Aber das lag im Geiste der Zeit.

Werfen wir einen Blick in die Wohnzimmer unseres Bürgers der doch unter die wohlhabenden, ja selbst reichen gehörte, so finden wir dieselbe Einfachheit, wie im Aeußeren des Hauses, denselben Mangel an gefälliger und ästhetischer Anordnung wieder. Stühle mit Leder gepolstert, Sofas mit Strohgeflechten galten schon als Aufwand, und die Möbel, die sämmtlich von wahrhaft riesigen Dimensionen waren, zeichneten sich höchstens durch eingelegte geschmacklose Zierraten von allerhand Blumen aus. Wahrhafte Ungethüme aber waren die Oefen, die einen guten *Theil der Stube* in Beschlag nahmen.

Diese kurze Schilderung, obwohl nur in den äußersten Umrissen skizzirt, wird genügen, uns mit dem Character und den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens jener Zeit etwas vertraut zu machen. Wir können daher getrost unsere Erzählung aufnehmen.

In dem Hause des ehrenwerthen Meisters hatte an dem Tage, an welchem wir unseren geehrten Leser in dasselbe einführten, Alles ein ganz besonders festliches und feierliches Aussehen. Schon mehrere Tage vorher war gewaschen, gescheuert und geputzt worden, daß Frau, Töchter und Mägde nicht genug Hände und Füße zu haben schienen. Dafür glänzte auch Alles spiegelblank und rein, und nicht das kleinste Stäubchen hätte ein tadelndes Auge entdecken können. Auf den Tischen standen mächtige Blumensträuße, die Böden des Zimmers waren mit Wasser in den mannigfaltigsten Figuren und Windungen bespritzt, und der Meister ging in seinem Sonntagsstaate gar stolz und gewichtig auf und nieder. Auch die Meisterin hatte sich, so weit es sich mit ihrem Stande vertrug, auf das Köstlichste geschmückt; sie trippelte noch immer geschäftig hin und her; denn eine sorgsame Hausfrau hat noch immer etwas zu ordnen, wenn auch schon immer Alles hundert und tausendmal in Ordnung wäre. Die Lehrjungen und Mägde gingen ab und zu, um noch dies und jenes zu besorgen, was ihnen aufgetragen wurde, und die Gesellen harrten im Feierkleide auf ihrer Stube des Augenblicks, wo sie gerufen würden. Nur von den Kindern des Hauses war Nichts zu sehen; sie durften selbstverständlich sich nicht eher auf dem Schauplatze zeigen, als bis sie der souveraine Wille des Hausherrn und Vaters aus ihrem Exil befreite.

Wenn wir aus der Schule schwätzen, und berichten, *daß der weibliche* Theil des Hauses schon seit einigen Monaten

mit Zuschneiden, Nähen und Stricken von Wäsche und Kleidern und Bettgewand über und über beschäftiget war, so weiß der geehrte Leser auch, welch' ein Fest es in dem Hause des Meisters zu feiern gab.

In der That sollte heute die Verlobung der ältesten Tochter mit dem Sohne eines alten Freundes des Hausherrn, der sich jedoch nicht in den glänzendsten Umständen befand, stattfinden.

Katharina, so hieß das Mädchen, mochte ungefähr zwanzig Jahre alt sein, und war ein braves, stilles, in sich selbst zurückgezogenes Wesen, das keine andere Bestimmung zu kennen schien, wie in Allem dem Willen der Aeltern blindlings zu folgen. Sie war nicht schön, doch hatte sie etwas Anziehendes und eigen Gemüthliches. Was sie selbst fühlte und dachte, wäre bei der gänzlichen Hingabe und Unterordnung unter den Willen des Vaters und bei dem Umstande, daß selten oder nie ein anderes Wort, als „ja" über ihre Lippen kam, schwer zu entscheiden gewesen. Man hatte sie nicht gefragt, ob sie den jungen Mann, dem sie bestimmt war, liebe und achte; man hatte sie nur gerufen und ihr erklärt, daß sie ihn zum Manne nehmen müsse, und sie hatte wie immer „ja" gesagt. Was in ihr vorging, erfuhr Niemand; allein, wer sie aufmerksamer beobachtet hätte, der würde einen Zug von stiller Schwermuth und verzweiflungsvoller Resignation an ihr bemerkt haben. Es würde ihm überdies nicht entgangen sein, daß sie oft stundenlang wie träumend da saß, und daß sich ihre Augen mit Thränen füllten, die langsam in schweren und dicken Tropfen über die Wangen rannen.

Wußte sie vielleicht, daß es dem jungen Manne den sie heiraten sollte ähnlich erging, und daß dieser nicht die geringste Lust bezeugte, an ihrer Seite durch das Leben zu gehen. Aber auch er war nicht gefragt worden, und obgleich er sich seinem Vater gegenüber auf das Bestimmteste gegen

dieſe Verbindung erklärt hatte, ſo mußte doch auch er gehorchen, wenn er nicht den väterlichen Fluch auf ſich laden wollte. Bei ihm ſtand jedoch noch ein anderes und für ihn viel wichtigeres Intereſſe auf dem Spiele. Er hatte ſich nämlich dem Studium gewidmet, und es durch Opfer und Anſtrengung dahin gebracht, daß er die juridiſchen Kollegien hören konnte. Doch gerade jetzt, wo er ſeinem Ziele näher ſtand, ſchienen ihm alle Mittel zu verſiegen. Der Vater hatte durch einen Proceß das Wenige, das er beſaß, verloren, und konnte ihn nicht blos nicht unterſtützen, ſondern ſah ſich ſelbſt auf den Erwerb des Sohnes angewieſen. Obſchon ſich dieſer durch allerhand Schreibgeſchäfte und Unterrichtertheilen ſeine kärgliche Exiſtenz mühſam friſtete, ſo konnte er doch nicht ſo viel erſchwingen, den Vater, der Entbehrungen nicht gewohnt war, zufrieden zu ſtellen. Da hatte ſich der Freund des Vaters, unſer ehrſame Meiſter in's Mittel gelegt, und verſprochen, er wolle dem jungen Manne, wenn er ſich anders zum Aufgeben ſeiner Laufbahn entſchließen und ins Geſchäft treten wolle, nicht blos ſeine Tochter ſondern auch ein ganz anſtändiges Auskommen, ja einen Antheil am Geſchäfte ſelbſt geben. Da half nun kein Widerſtand, keine Bitte und Vorſtellung; der junge Mann mußte einfach gehorchen, und Jedermann würde es ihm, nach den damaligen Begriffen, zum Verbrechen angerechnet haben, wenn er es nicht thun wollte. Es kam aber auch ein dritter Umſtand hinzu, welcher dem jungen Manne den Kampf mit der Pflicht des kindlichen Gehorſams erſchwerte, ja das Gehorchen faſt unmöglich machte. Auch ſein Herz war nicht mehr frei, denn er liebte eine Andere, als der er ſeine Hand reichen ſollte, und das mit der ganzen Gluth einer erſten Jugendliebe. Zwar ſchien dieſe Neigung hoffnungslos, denn ihn trennte eine tiefe, faſt unausfüllbare Kluft von derjenigen, die er im wahren Sinne des Wortes *verehrte. Ein Zufall* hatte ihn mit ihr bekannt gemacht, er

hatte in ihr einen hohen Sinn und ein edles Herz erkannt, und der ganze Zauber einer geistig und körperlich ungewöhnlichen Erscheinung hatte ihn gefesselt. Ihm, dessen reger Geist immer nach den Höhen des Lebens strebte, der unablässig rang, sich durch eine geistige Kraft aus der Niedrigkeit, zu welcher ihn der Zufall seiner Geburt verdammt zu haben schien, emporzuringen, mußte gerade die Schwierigkeit, die in der Verschiedenheit des Standes und der Verhältnisse lag, zur äußersten Anstrengung anspornen und ermuthigen. Der frische Lebensodem, der erwachende freiere Geist, der eben in jener Zeit im staatlichen und soliden Leben, in der Wissenschaft wie in der schönen Literatur nach langer, langer Nacht den ersten Flug gegen das Licht versuchte, hatte ihn berührt und gekräftiget. Doch gerade deßhalb mußte er sich in einem um so schrofferen und auffallenderen Widerspruche mit allen Verhältnissen und der ganzen Denk- und Gefühlsweise in der guten, ehrlichen, aber engherzig am alten Herkommen festhaltenden Umgebung finden. Bis jetzt hatte er sich seinem Vater gegenüber passiv verhalten, denn er hoffte noch immer, daß irgend ein Ungefähr den Sinn des reichen ihm bestimmten Schwiegervaters ändern werde: er setzte daher auch seine Studien fort und ließ sich in seinen Mienen nicht stören. Als jedoch der festgesetzte Tag der Verlobung immer näher und näher rückte, wurde ihm auch immer banger um's Herz und er ging zuletzt halbe Tage lang wie träumend umher und brütete nur immer über den Gedanken, wie er das ihn drückende Verhältniß auf schonende Weise lösen könne. Hätte auch er selbst am Ende in den Willen seines Vaters sich fügen wollen, so gab es doch sein Gewissen nicht zu, ein Mädchen, das er nicht lieben konnte, seine Hand zu reichen, und sie, das konnte er sich nicht verhehlen, unglücklich zu machen.

Ein günstiges Ungefähr schien seinem Ringen und Kämpfen ein Ende machen zu wollen. Denn er traf eines

Tages, als er an dem Hause des Rauchwaarenhändlers vorüberging, Katharina an der Thüre der Niederlage mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt sitzen, was zuweilen geschah, wenn der Vater in der Werkstatt zu thun hatte oder sonst durch Geschäfte abgehalten war und die Mutter im Hauswesen zu schaffen hatte. Ein Blick in das Gewölbe lehrte ihn, daß Katharina allein sei. Es kostete ihm freilich große Ueberwindung, das Mädchen anzureden und er ging erst einmal vorüber, ohne den Muth dazu zu finden. Er hatte bemerkt, daß eine flüchtige Röthe ihre Wangen färbte, als er sie gegrüßt hatte, und da er sich umsah, gewahrte er, daß auch sie das Gleiche gethan hatte. Dadurch war das Eis gebrochen, er kehrte um, trat auf sie zu, und meinte: es schicke sich doch nicht wohl, daß er so wie Jeder Andere vorüberginge, ohne nur Einmal nach Ihrem Befinden zu fragen.

Katharina antwortete Nichts, sondern schien sich noch mehr in die Arbeit vertiefen zu wollen. Auch er stockte, zum zweitenmale fehlte es ihm an Muth. Endlich seufzte sie tief auf, wie Jemand, dem eine schwere, schwere Last am Herzen liegt. Das ging ihm nahe, und er sprach sie von Neuem, obgleich mit kaum hörbarer, zitternder Stimme an.

Das Mädchen schien zu fühlen, daß es ihm keineswegs leicht um's Herz sei; wußte sie doch — und welches Mädchen, das sich für einen Mann, sei es aus was immer für einem Grunde interessirt, erfährt das nicht, — daß er eine Andere liebe. Aber der zitternde und leise Laut seiner Stimme zeigte ihr, daß er ehrlich genug sei, sie nicht täuschen zu wollen, und sie errieth, daß er ihr Etwas zu sagen habe, wozu ihm der Muth fehle. Das rührte sie und sie beschloß, ihm auf halbem Wege entgegenzukommen. „Der Vater", sprach sie, „wird bald wieder zurück sein, wenn Ihr mir Etwas zu sagen habt, lieber Anton, so sagt es immerhin ohne Umschweife; ein *offenes Wort findet* stets ein offenes Ohr".

„Freilich habe ich Ihnen Vieles, sehr Vieles zu sagen, aber es läßt sich am Ende in wenig Worten zusammenfassen. Ihr wißt, Jungfer Katharina, daß wir nach dem Willen unserer Eltern Mann und Weib werden sollen; ich beschwöre Euch, mir offen zu sagen, ob Ihr Nichts dagegen einzuwenden habt?

„Ich bin gewohnt, dem Willen meiner Eltern blindlings zu folgen, mein Herz darf keine Stimme dabei haben."

„Ah", rief Anton, durch diesen Nachsatz sichtlich erleichtert, „es ist also nicht die Stimme Eueres Herzens, zum Wenigsten nicht die, Euch ohne den Wunsch Eueres Vaters, mir die Hand zum ewigen Bunde zu reichen, bestimmen würde. Aufrichtig gesagt, ich kann Euch deshalb nicht gram sein, es gereicht mir im Gegentheile zum Troste, denn ich muß Euch gestehen — verzeiht mir, aber es muß Einmal heraus, was ich auf dem Herzen habe — ich kann Euch wohl meine Hand, aber nicht meine Liebe schenken."

„Ich weiß das seit Langem, lieber Anton; aber ich wiederhole Euch, ich darf keinen Willen haben."

„So sagt mir zum Wenigsten — Ihr seid es mir vor Gott schuldig — ob Euer Herz, wenn es auch nicht für mich schlägt — wenigstens noch frei ist?"

Katharina wurde von einer glühenden Röthe übergossen, sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte laut. „Barmherziger Gott!" rief sie, „wie soll ich sagen, was ich mir selbst nicht zu gestehen getraue?"

Da faßte sie Anton liebreich bei der Hand und sprach in dem herzlichsten und wohlwollendsten Tone, der die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht bezweifeln ließ, zu ihr: „Seht liebe Katharina, ich weiß es jetzt Alles, ich weiß wie es um uns Beide steht. Sollen wir denn einander mit Gewalt unglücklich machen und wie könnten wir glücklich mit einan-

der ſein, wenn Jedes von uns mit ſeinem Herzen an einen anderen Weſen hängt."

„Ihr habt Recht, lieber Anton, aber des Vaters Willen muß ich gehorchen, und wenn mein Herz darüber brechen ſollte."

„Und könnt Ihr Euch denn der Mutter nicht vertrauen? Ihr ſeid ſo glücklich, an ihr noch eine treue Freundin zu haben. Wird ſie nicht Alles aufbieten, um Euer Unglück zu verhüthen?"

„Vor der Mutter habe ich kein Geheimniß, ſie hat es dem Vater bereits geſagt, daß ich Euch nicht lieben kann, aber dieſer will nichts von einem Widerſpruch hören und geräth im höchſten Zorn, ja droht mit ſeinem väterlichen Fluche, wenn ich ihm nicht willfahre. Die Aeltern, meint er, die Erfahrung haben, und die Welt und die Menſchen kennen, müſſen beſſer wiſſen, was unſer Einem zum wahren Glücke gereicht. Wie ſollte denn ein junges albernes Ding geſcheiter ſein wollen?"

„Gerade ſo ſpricht mein Vater auch", entgegnete Anton, „das iſt ihnen Einmal mit der Erziehung in's Blut und Fleiſch gewachſen; aber ſieh, Katharina, recht iſt es nun Einmalen nimmermehr, und es ſteht ja geſchrieben, daß wir Gott mehr gehorchen ſollen wie den Menſchen. Es iſt aber gegen Gottes heiliges Gebot, eine eheliche Verbindung ohne gegenſeitige Liebe einzugehen. Die Ehe iſt kein Geſchäft und kein Mittel der Verſorgung, ſondern ein Hochheiliges, das nicht entweiht werden darf."

Dieſe Sprache war dem Mädchen freilich ganz neu und unerhört, ſie klang ihr wie eine Auflehnung gegen Alles, was man ſie bisher zu ehren gelehrt hatte, es war die Sprache einer Zeit, in der man anfing, das Glauben mit dem Denken zu verbinden, und dieſes durch jenes zu ſtärken und zu erheben; dieſer Zeit aber ſtand ſie, wie ihre ganze Umgebung, *noch* als eine ganz fremde gegenüber. Sie meinte daher,

solches Reden klinge ganz schön und fromm, sei es aber doch nicht, und Nichts könne sie vermögen, gegen die Pflicht des kindlichen Gehorsams zu sündigen, sollte sie auch vor Herzeleid sterben.

„Bleibt immerhin Euren Grundsätzen treu", entgegnete Anton, „ich weiß das zu achten und Ihr seid mir deßhalb desto werther und ich bin gewiß, Ihr werdet eine brave, fromme und treue Gattin sein. Aber vor Herzeleid sollt Ihr deßhalb nicht sterben; das werde ich hindern."

Sie sah ihn mit einem Ausdrucke des Erstaunens an, in welchem zugleich eine, wenn auch schwache, doch frohe Hoffnung leuchtete.

„Gehorcht Eurem Vater, ich wiederhole es, aber wenn an dem festgesetzten Tage der Verlobung der Bräutigam fehlt, dann wird es nicht Euere Schuld sein, wenn sie nicht zu Stande kömmt."

„Wie", rief Katharina erschreckt, „Ihr wolltet unserm Hause diese Schande anthun?"

„Besser eine vermeintliche Schande, die man in wenig Tagen vergißt und die aufhört eine solche zu sein, wenn sich die alten Weiber darüber nach Herzenslust ausgeplauscht haben, als ein Unglück, das ein langes Leben dauert, oder gar diesem ein Ende macht. — Kurz und gut, liebe Katharina, laßt Euch das nicht kümmern, aber sollten wir uns sobald nicht wiedersehen, dann vergeßt nicht, daß ich immer und immer wünschen werde: Ihr möget recht glücklich werden!" — Er drückte ihr warm die Hand, und ehe sie noch Zeit hatte, ihm mit einem Blicke zu danken, war er von ihrer Seite verschwunden.

Sie saß eine Zeit lang in Gedanken versunken; auch ihr war, als wäre ihr eine große schwere Last von der Brust genommen, als könnte sie seit langer Zeit zum Erstenmale wieder frei athmen. Als jedoch der Vater kam und nach

seiner Weise anfing von der baldigen Verlobung zu sprechen, und wie das für sie ein wahres Glück sei und wie es noch in seinen alten Tagen ihm freue, da wurde es ihr wieder bange, sehr bange um's Herz, denn sie dachte, wie tief es ihn kränken, und wie sehr er sich die Unehre und Unbill zu Herzen nehmen werde, wenn der bestimmte Bräutigam ihre Hand ausschlägt; ja sie fürchtete sogar, es könnte ihn Kummer und Zorn vor der Zeit auf's Krankenlager werfen. Doch hatte sie den Muth nicht gefunden, Etwas von dem, was sie wußte, zu sagen; sie hielt es blos für ihre Pflicht, Anton noch Einmal bitten zu lassen, er möge doch vielmehr seines und ihres Vaters eingedenk sein, und sich ihrerselbstwegen kein graues Haar wachsen lassen. Er hatte ihr antworten lassen, sie möge ruhig sein und die Entscheidung Gott überlassen. So hatte sie die Zeit herankommen lassen, ohne das Geringste entgegenzuthun, und so war der Tag, an welchem wir unsere geehrten Leser in das Haus des ehrsamen Meisters eingeführt haben, gekommen, schneller als sie es dachte. Was er bringen wird, das wird uns kurz das nächste Capitel berichten.

Eilftes Capitel.

Ein Bräutigam statt des andern. Raufhandel.

Wir haben im letzten Capitel die Eltern Katharina's in der Erwartung des feierlichen Verlobungsactes ihrer ältesten Tochter Katharina mit dem jungen Anton verlassen. Die Ungeduld malte sich in den Zügen des Hausvaters und wuchs mit jeder Viertelstunde, die verfloß, ohne daß der erwartete Besuch kam. Schon läutete man zur letzten Messe, schon war der Mittag nicht mehr ferne, und noch immer ließ der Freund mit seinem Sohne auf sich warten. Die Frau eilte wohl zehnmal vergebens die Treppe hinab auf die Hausflur, um die Gasse entlang zu sehen, ob denn der ersehnte Besuch nicht

kommne. Die Gesellen wollten auf ihrer Stube vor langer Weile vergehen, und fingen bereits an, allerlei Glossen zu machen und gute, wie schlechte Witze auf den säumigen Bräutigam zu improvisiren. Katharina aber saß in vollem Festschmucke in ihrer Kammer und ihr mochte es schier, durch die widersprechendsten Empfindungen aufgeregt und den quälendsten Zweifeln zum Raube, vor Bangigkeit übel werden. Sie fürchtete, daß Anton seinen Entschluß, die Verlobung unmöglich zu machen, ausführen werde, und wenn sie dachte, welch' ein schwerer Schlag für ihren Vater das sein müsse, wußte sie vor Angst nicht, was anfangen. Sie sprang auf, ging unruhig auf und ab, rang die Hände, weinte laut, und horchte mit ängstlichster Spannung auf jedes Geräusch von der Treppe her. Und doch, wenn sie bedachte, daß sie auf diese Art frei werden und der Neigung ihres Herzens folgen könne, wich ihre Beklemmung einem frohen Gefühle, sie faßte wieder Muth und wurde ruhiger. Aber dann kamen die Angst und der Zweifel wieder über sie, so daß sie es zuletzt nicht länger aushalten konnte und schon entschlossen war, zu dem Vater hinüber zu eilen und ihm, was sie wußte und fürchtete, zu gestehen. Da endlich entstand eine Bewegung im Hause, sie hörte einen Wagen halten, sie unterschied deutlich die Tritte von Männern auf der Treppe, hörte die Thüre auf- und zumachen, und zuletzt einen ziemlich eifrigen Wortwechsel. Aber gerade jetzt konnte sie höchstens durch die halboffene Thüre lauschen, ob sie gerufen werde, denn es wäre wider alle Sitte gewesen, wenn sie sich vor der Zeit in den Kreis der in der üblichen Verhandlung Begriffenen gedrängt hätte.

Das waren qualvolle, ewig dauernde Minuten, die ihre Kraft und Standhaftigkeit völlig erschöpften. Sie sank halb ohnmächtig auf den Stuhl zurück und wußte bald nichts mehr, was um sie vorging. Da endlich kam die Mutter he-

stützt und mit verweinten Augen herein. Da sie ihr Kind bewußtlos fand, glaubte sie nichts anders, als Katharina sei bereits von Allem in Kenntniß. Sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieser das Kleid zu öffnen und sie mit frischem Wasser zu besprützen. Als Katharina die Augen wieder aufschlug und die Mutter vor sich sah, fragte sie hastig, ob dem Vater kein Unfall zugestoßen sei; da sie hörte, daß er zwar ungehalten, aber wider alles Vermuthen gefaßt und äußerlich ruhig sei, seufzte sie noch einmal tief auf, dann fiel sie der Mutter um den Hals und rief, wie von einer fürchterlichen Last befreit: „Gott sei Dank, es ist vorbei!“ Dabei weinte und lachte sie in einem Athemzuge, so daß die Mutter aus ihrem Benehmen nicht klug werden konnte.

„Was ist vorbei, liebes Kind?“ fragte sie, „aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben“.

„Also ist es nicht zum Beiche gekommen, also hat sich Anton nicht geweigert, mir seine Hand zu reichen?“ fragte Katharina mit ängstlicher Neugierde. „Erzählt mir, was geschehen ist, damit ich nicht vor Zweifel und Ungewißheit vergehe.“

Nun berichtete die Mutter, wie der Vater Antons gekommen sei und voll Bestürzung erzählt habe, daß sein Sohn in aller Frühe von einem Diener der Baronin v. Leuthen gerufen worden und noch nicht zurückgekommen sei. Vergeblich habe er mehrmalen hingeschickt und sei zuletzt selbst gegangen, doch habe er weder den Diener noch seinen Sohn dort gefunden und die Frau Baronin habe nichts von diesem gewußt. Doch sei ihm von den Leuten im Hause mitgetheilt worden, daß der alte Christian auf das Gut der Frau Baronin hinausgefahren sei; da wäre ihm denn jedes fernere Warten für heute vergeblich erschienen und er sei gekommen, nicht blos seinen Sohn zu entschuldigen, sondern auch, um die Sache nicht aufzuschieben, in aller Form und Feierlichkeit

im Namen desſelben um die Hand Katharinens zu werben. Doch darüber ſei der alte Herr in heftigem Zorn gerathen und habe ſich zu der Aeußerung hinreißen laſſen, daß er unter ſolchen Umſtänden ſeine Einwilligung ein für allemal zurücknehme und er werde für ſeine Tochter ſchon einen Mann finden, der es ſich zur Ehre und Gnade ſchätzen werde, ein Mädchen aus einem ſo wohlhabenden und angeſehenen Hauſe, wie das ſeine, zur Frau zu erhalten; dabei habe er nicht undeutliche Anſpielungen auf den Hochmuth von Leuten, die nichts ſind und haben, fallen laſſen und andere beleidigende Ausdrücke gebraucht, ſo daß der Vater Antons nun ſeinerſeits auch in Zorn gerathen ſei und ihm ſein Wort zurückgegeben habe. Darüber ſei denn der alte Herr, der keinen Widerſpruch vertragen kann, von Neuem in Eifer gekommen und habe zuletzt, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, als ob dieſer in Trümmer gehen ſollte, ausgerufen: „Und jetzt bleibt es gerade dabei. Von heute in zwei Wochen muß die Hochzeit ſein und mein älteſter Geſelle muß das Mädel zum Altare führen!“

Katharina war es, als müßte ſie einen lauten Schrei ausſtoßen und vor Freude hoch aufſpringen, denn eben dieſer Altgeſelle war es ja, der ihr Herz beſaß.

Die Mutter aber, welche die heftige Bewegung ihrer Tochter im entgegengeſetzten Sinne deutete — denn, mußte ſie auch, daß Katharina für Anton keine Neigung habe; ſo war ihr doch unbekannt geblieben, wem dieſe zugewendet war und ſie hatte vielmehr vermuthet, daß Katharina ihr Auge auf einen reichen und angeſehenen Bürgersſohn geworfen habe — ſuchte Katharinen zu beruhigen und ſprach: „Verliere den Muth nicht, denn iſt es auch mit dem Anton ein für allemal aus und Du weißt, daß der Vater in ſo etwas kein Nachgeben kennt, ſo wird er Dich doch nicht zwingen wollen, den Philipp — ſo hieß der Altgeſelle — Deine Hand zu reichen.“

Katharina sah die Mutter halb erstaunt, halb zweifelnd an und fragte endlich: „Was habt Ihr, liebe Mutter, gegen den Philipp einzuwenden?“

„Nichts“, erwiederte diese, „als daß ein Mädchen wie Du eine reichere und bessere Parthie finden kann.“

„Aber“, sprach Katharina entschlossen, „wie denn, wenn ich mir keine andere wünsche? wie denn, wenn ich glücklich bin, des Philipps Weib zu werden; denn er ist es, ich muß es Euch gestehen, dem mein Herz seit Langem gehört.“

„Das ist freilich etwas Anderes“, versetzte die Mutter kleinlaut und in ihren hochmüthigen Erwartungen getäuscht, „dann sei mit dem Philipp glücklich, mein liebes Kind; allein ich hätte geglaubt, daß Du bei Deinem Vermögen und dem Ansehen, in dem Dein Vater steht, Dir einen Bräutigam aus den reichsten Bürgershäusern hättest wählen können und sollen, wie z. B. der Sohn unseres Obersten der Bürger-Miliz Dir gerne seine Hand und sein Herz schenken würde.“

„Mutter“, erwiederte Katharina mit Festigkeit, „Geld allein macht nicht glücklich und wenn es des Vaters Willen ist, daß ich den Philipp nehme, so wird ja sein Segen Alles gut machen.“

Die Mutter, gewohnt, den eigenen Willen jederzeit dem ihres Mannes und ihrer Kindner unterzuordnen, machte keine weiteren Einwendungen, sondern ging zum Vater hinüber, um diesem zu sagen, daß Katharina sich in Allem seinem Willen unterwerfe.

Der alte Herr saß mißmuthig in seinem Sorgenstuhle und that dann und wann einen kräftigen Zug aus einem Glase edlen Weines, das vor ihm auf dem Tische stand. Er hatte von Seiten Katharina's großen Widerstand befürchtet und sich schon selbst eingeredet, wie er sich Gehorsam verschaffen wolle; er war daher ganz erstaunt, als ihm seine *Frau berichtete*, daß Katharina sich willig füge und es war

ihm fast unlieb, daß es ihm an Gelegenheit, seine hausväterliche Autorität in vollem Maße geltend zu machen, fehlen solle. Doch seine Frau kannte ihn zu gut; sie wußte, daß, wenn sie ihm gesagt hätte, wie sein Entschluß Katharina glücklich mache, er im Stande gewesen wäre, diesen zu ändern. Sie fing daher an, davon zu reden, wie sich viel bessere und reichere Parthien für ihre Tochter fänden. Der alte Herr horchte hoch auf und mit jedem Worte, das sie sprach, wurde er ungehaltener und sein Entschluß fester, niemand Anderen, als gerade den Philipp zu seinem Schwiegersohne haben zu wollen. Es war dies nicht etwa einem Mangel an väterlicher Liebe zuzuschreiben, allein er betrachtete die väterliche Autorität als das höchste Palladium, als das erste und oberste Gesetz, das ihm über alles Andere ging. Er ließ daher alsbald den Altgesellen rufen und eröffnete ihm seine Willensmeinung. Natürlich war es dieser hochzufrieden, doch, da auch er die Eigenthümlichkeit seines Herrn kannte, gab er es nicht zu erkennen, sondern machte vielmehr allerlei Einwendungen und Bedenklichkeiten geltend.

Der alte Herr aber herrschte ihm zu: „Entweder Du thust, was ich sage, oder Du kannst Dir in vierzehn Tagen einen anderen Platz suchen."

Philipp erwiederte, wenn es sein müsse, so wolle er sich freilich fügen. Und doch konnte er kaum seine Freude verbergen und als er wieder zu den anderen Gesellen kam, lud er diese für den Nachmittag ein, sich beim Wirthe „zum Lamm" in der Schmiedgasse einzufinden und dort mit ihm auf sein Wohl und Glück zu trinken. Es war, wie man sich denken kann, ein lustiger Abend. Die Freude äußerte sich laut und ungezwungen und Philipp hatte von seinen Ersparnissen ein hübsches Sümmchen zu streichen, um die Rechnung zu zahlen.

Die allgemeine Heiterkeit, welche bei dem Genuß

des Weines einen hohen Grad erreichte, wurde jedoch durch einen Zwischenfall gestört, der nach und nach von selbst die lustigen Zecher verstummen gemacht haben würde, wäre auch nicht der Wirth hinzugetreten, der ersuchte, sich aus Rücksicht für seine hochangesehenen Gäste zu mäßigen.

Es traten nämlich zwei junge Männer in die Stube im reichen und geschmackvollen Anzuge, der sie als dem Adel angehörend kennzeichnete. Sie hatten sich bei einem Tische niedergelassen und thaten sich gleichfalls gutlich. Eine mächtige Flasche des edelsten Rheinweines und einige Schüsseln mit ausgesuchten Leckerbissen wurden von ihnen in sehr kurzer Zeit geleert. Mochte es die Wirkung des zu schnell genossenen Rebensaftes sein, oder mochten sie glauben, daß die bürgerliche Gesellschaft nebenan zu sehr mit ihrem eigenen Vergnügen beschäftigt sei, sie fingen laut und ungenirt mit einander zu reden an. Ihr Gespräch begann damit, sich über die Dummheit und Unerfahrenheit der Spießbürger lustig zu machen. „Ich mußte mir den Bauch vor Lachen halten", sagte der eine der Beiden, „als ich sah, wie dieser alberne Kerl, ich glaube, er nannte sich Anton, sich von uns bei der Nase herumführen ließ."

„Und welche Wichtigkeit er sich gab, und wie er sich spreizte", sagte der Andere spottend hinzu.

„Es ist zu köstlich", nahm der Erste wieder das Wort, „kommt der Gelbschnabel angefahren und weiß, daß die Dirne, die er befreien will, in dem Hause sich befindet. Da fällt es dem abgefeimten und listigen Löschner ein, ihm weiß zu machen, daß die Tochter des Nachbars, die zufällig anwesend ist, die gesuchte Person sei. Er packt sie zusammen und fährt mit seinem Raube wieder davon. Ich möchte nur wissen, was der für Augen gemacht haben, *und wie er das* Maul aufgerissen haben wird, wenn er

mit der Dirne bei dem Fräulein, in dessen Auftrag er gehandelt hat, ankommt und erfährt, daß er betrogen worden ist.“

„Und der alte Pinsel von einem Diener, dieser Christian, der mir schon seit Langem zuwider ist, dem haben wir seine alberne Unverschämtheit vergolten! Der sitzt jetzt noch draußen vor der Stadt und kann den weiten Weg zu Fuße zurückmachen.“

„Aber wie hast Du denn das angestellt, daß der alte Fuchs das Spiel nicht verdorben hat?“

„Ganz einfach; als er seinem Begleiter auf dem Fuße folgen wollte, trat ich ihm entgegen, und hieß ihn warten, dann ließ ich ihn durch zwei handfeste Kerls packen und in ein Zimmer des Erdgeschosses einsperren. Als Anton nach ihm fragte, sagte ich blos, daß er unten mit dem Wagen warte. Inzwischen hatte er seine Livre ausziehen müssen und ich hatte, wie Du Dir denken kannst, einen von meinen Leuten hineingesteckt.“

„Und wer ist denn dieser Anton?“

„So viel ich weiß, ist es der Sohn eines keineswegs wohlhabenden Bürgers, hat sich aber in den Kopf gesetzt, ein vornehmer Herr werden zu wollen, und wenn ich nicht irre, hat er sogar die Hand einer reichen Bürgerstochter ausgeschlagen. Er wird übrigens“, und dies wurde mit leiserer Stimme hinzugesetzt, „von Fräulein Theresia nicht ungern gesehen.“

Man kann sich leicht denken, daß diese Aeußerungen die Aufmerksamkeit Philipp's im hohen Grade auf sich zogen. Dieser that indessen, als ob er gar nicht darauf hörte, und suchte seine Genossen durch fortgesetztes Nöthigen zum Trinken und Anstoßen abzulenken. Dieses würde ihm auch vollständig gelungen sein, hätte nicht der eine der beiden Gäste von Neuem sich über die Einfalt der

Bürger luſtig zu machen veranlaßt geſehen, wodurch es kam, daß einer der Geſellen, durch den genoſſenen Wein erhitzt, Feuer fing, und ſich mit drohender Gebärde vor die Beiden hinſtellte.

Dieſe wollten den unbequemen und nach ihrer Meinung unverſchämten Zeugen abſchaffen und geboten ihm, ſich fern zu halten. Der Geſelle aber rief ihnen zu:

„Die Herren mögen ſprechen, was ihnen beliebt, aber wenn ſie ſich beifallen laſſen, auf uns Bürger zu ſchimpfen, dann haben ſie es mit mir zu thun; denn ich dulde das ein für alle Male nicht.“

Die Beiden ſprangen auf und griffen ſofort zu ihren Degen.

Der Geſelle lachte laut auf, ſtemmte die Hände in die Seiten und ſprach: „Ich werde mich doch nicht etwa vor dieſen Bratſpießen fürchten? Mit meiner Fauſt zerbreche ich ſie, als ob ſie von Glas wären!“ Dabei griff er beherzt nach dem Degen und wollte ſie mit ſtarker Hand faſſen. Allein die ſcharfe Schneide derſelben verwundete ihn und er trat einige Schritte zurück.

Jetzt aber ſprangen auch die Uebrigen auf, ihren Cameraden beizuſtehen, und die Beiden wurden ungeachtet ihrer blanken Waffen in die Enge getrieben. Der Wirth gab ſich alle Mühe, zu vermitteln, aber vergebens; denn einer der Beiden hatte in ſeiner Aufregung dem Herausforderer einen Stich beigebracht, ſo daß dieſer mit dem Rufe „Jeſus, Maria und Joſef!“ zuſammenſank. Nun war, wie man zu ſagen pflegt, der Teufel los. Die Geſellen griffen, in Ermanglung anderer Vertheidigungsmittel nach den Stühlen, brachen die Füße derſelben los und drangen voll Wuth auf den Angreifer ein. Der Kampf dauerte nur kurze Zeit, denn bald ſah ſich jener überwältigt und mußte es ſich gefallen laſſen, tüchtig durchgebläut zu werden.

Der Lärm, der in Folge dessen entstanden war, hatte die Scharwache herbeigezogen, deren Führer ohne weitere Umstände beiden Theilen ihm zu folgen befahl. Allein die beiden Herren weigerten sich dessen, indem sie sich auf ihren Stand beriefen und auf das Zeugniß des Wirthes, daß sie sich blos gegen einen Angriff vertheidigt hätten. Der Wirth bestätigte natürlich die Aussage der beiden angesehenen Herren, und so schien den Gesellen nichts Anderes übrig zu bleiben, als sich gutwillig dem Befehle des Führers der Wache zu fügen.

Da trat Philipp, der sich bisher ruhig und schweigend verhalten hatte, hervor und sprach: „Ich kann nicht läugnen, daß der erste thätliche Angriff von den Unsern ausgegangen ist; allein ich muß darauf bestehen, daß auch die beiden Herren in sicheren Gewahrsam gebracht werden, denn nicht blos, daß sie uns durch ihre Reden und unzweideutigen Ausfälle herausgefordert haben, so geht auch aus ihrem Gespräche, von dem mir kein Wort entgangen ist, hervor, daß sich dieselben einer verbrecherischen Gewaltthat schuldig gemacht haben."

Der Führer der Wache meinte, das werde sich ohnehin zeigen, denn, da die beiden Herren, welche offenbar Edelleute seien, ohnehin im Hause wohnten, so sei eine Verhaftung derselben überflüßig, umsomehr, da er kein Recht habe, Herren vom Adel, die ohnehin einer eigenen Gerichtsbarkeit unterstehen, ohne außerordentliche und dringendste Nothwendigkeit, auf die Wache bringen zu lassen.

Damit gab sich jedoch Philipp nicht zufrieden. „Die Nothwendigkeit", sagte er, „ist allerdings vorhanden, denn ich wiederhole nochmals, daß es sich, nach dem Gespräche der beiden Herren, darum handelt, ein großes Verbrechen zu verhüten. Und wenn", setzte er hinzu, „der Adelige ein Recht vor uns Bürgern haben soll, sobald es ihm

beliebt und räthlich erscheint, sich aus dem Staube zu machen, so scheint doch der Fall so wichtig, daß die Gerichte einschreiten müssen."

Dagegen setzten die beiden ritterlichen Gäste auseinander, wie sie ihr Stand vor solchen Maßregeln schütze; auch könne ja ihr Ehrenwort genügen, sich nicht entfernen zu wollen, bevor die Sache gehörig untersucht sei.

Diese Ansicht schien der Führer der Wache zu theilen, er gab daher den Befehl, sich blos der widerspänstigen Gesellen zu bemächtigen. Allein diese Anordnung war leichter ausgesprochen, wie ausgeführt; denn jetzt erhob sich unter den anwesenden Gesellen ein gewaltiger Sturm, sie zeigten auf den am Boden liegenden, gefährlich verwundeten Kameraden, schalten den Thäter einen Mörder und schienen entschlossen, jedem Versuche sich ihrer zu bemächtigen, gewaltsamen Widerstand entgegen zu setzen. Da die Thüre durch die Wache besetzt war, riß einer derselben das Fenster auf, sprang durch dasselbe auf die Straße und drohte, die Bürger zusammenzurufen, wenn nicht alsbald wenigstens der Mörder verhaftet würde. Als der Führer zu zögern schien, fing er aus vollem Halse zu rufen an: „Zu Hilfe, zu Hilfe gegen Mord und Gewaltthat!" Dabei polterte er an die nächsten Hausthore und wiederholte überall seinen Hilferuf. Schon öffneten sich hie und da die Fenster und Thore, aus den Häusern strömten Leute herbei und bald war eine dichte Masse Volkes, zumeist aus Bürgern und Gesellen bestehend, versammelt. Als der Führer der Wache sah, daß die Sache eine so bedrohliche Wendung nahm, da die Bürger auf ihre Rechte eifersüchtig pochten und wohl bekannt war, daß die Kaiserin Maria Theresia den Bürgerstand, welcher während der langen Kriege so *große und schwere* Opfer gebracht hatte, in Ehren hielt *und endlich* die Ordnung guter Polizei, die Festnahme

eines jeden Mörders, Todtschlägers u. dgl. zur Pflicht machte, so blieb ihm wohl nichts Anderes übrig, als die beiden Edelleute durch die Wache escortiren zu lassen, ja, es schien ihm sogar räthlich, das Blatt umzuwenden und die Gesellen gegen Aufzeichnung ihres Namens und des Meisters, bei dem sie in Arbeit standen, frei ziehen zu lassen.

Philipp aber rief ihm noch einmal nach: „Gebt fein Acht, daß Euch die sauberen Vögel nicht entkommen. Ich werde Dinge enthüllen, die ihnen den Hals brechen werden und wenn sie noch zehnmal reicher und vornehmer wären, als sie es scheinen.

Zwölftes Capitel.

Die Entführung.

Wir müssen in unserer Geschichte uns um eine Woche zurück wieder in den Moment versetzen, von dem an Marie spurlos verschwunden war. Wir wissen, wie sie bei dem Brande der Wirthschaftsgebäude des Pfarrhofes mit äußerster Anstrengung Hilfe zu leisten bemüht war. Unabläßig trug sie Wasser auf und zu, stieg die Leitern hinan und setzte sich selbst der Gefahr aus; sie sah sich dabei bald von anderen Leuten unterstützt, insbesondere waren es zwei ihr fremde und unbekannte Männer, welche sich beeiferten, ihr zu Handen zu sein und in der That nicht von ihrer Seite wichen. Als jedoch auch das Dach der Kirche und des Thurmes von den Flammen ergriffen war und sich die Aufmerksamkeit Aller der neuen Gefahr zuwendete, sah sie sich mit einem Male von den beiden Helfern gefaßt und auf die Rückseite des brennenden Gebäudes geschleppt. Schreien konnte sie so wenig wie sich wehren, denn — es war das Werk eines Augenblicks — man hatte ihr eine Kappe über das Gesicht gezogen und die Hände festgebunden. So fühlte sie sich einige Schritte fort-

getragen, ohne daß sie wußte wie ihr geschah und dann plötzlich in einem engen Raume niedergelassen, welchen sie alsbald für einen Wagen erkannte, da er in größter Eile von den Pferden, deren Trab sie deutlich unterschied, fortgeführt wurde. Es war derselbe Wagen, in welchen sie kurz vor dem Brande mit Gewalt genöthigt werden sollte und den man in Berechnung mit der eintretenden Verwirrung bereit gehalten hatte. Jetzt wurde ihr die Verhüllung vom Gesichte genommen und sie sah sich an der Seite desselben Fremden, dessen Gewalt sie entrissen zu sein glaubte. Dieser legte seine Hand auf ihren Arm, sah sie lächelnd an und sprach:

„Beruhige Dich, mein schönes Kind, es soll Dir nichts Uebles geschehen. Es geht nicht, wie Du glaubst, zu Gericht, sondern wir wollen uns des Lebens und der Liebe freuen."

Marie hatte nur einen Blick von unaussprechlicher Verachtung als Antwort und dieser Blick müßte jedem Andern die Lust zu weiteren Versuchen auf immer benommen haben. Da sie wegen der festgebundenen Hände sich nicht bewegen konnte, so blieb ihr kein anderes Mittel, sich gegen die leichtfertigen Reden ihres Begleiters zu vertheidigen, als das beredte Schweigen der Entrüstung. Allein ihre ganze Seele war auf den Gedanken, daß sie unter höherem Schutze stehe, gerichtet und die Worte, welche der ehrwürdige Pfarrer zu ihr gesprochen hatte, richteten sie auf. Ihr ganzes früheres Leben ging an ihrem Geiste vorüber und wenn sie dachte, wie wenig sie früher das Rechte erkannt hatte, dann pries sie sich glücklich, daß ihr jetzt die Gelegenheit gegeben sei, durch Leiden und Dulden wieder gut zu machen, was sie, wenn auch nicht aus üblen Willen, doch unbewußt verschuldet hatte. In diesen Gedanken verloren, gingen die Reden ihres Begleiters an ihrem Ohre wie ungehört vorüber und ihre reine, keusche Seele blieb durch sie unentweiht.

Sie mochten so einige Stunden gefahren sein, als es

langsamer vorwärts ging, ein Zeichen, daß sich ihr Begleiter bereits sicher fühlte. Sie verschmähte jede Erfrischung, welche ihr von ihrem Begleiter geboten wurde und verharrte die ganze Zeit über in ihrem Schweigen, so daß dieser endlich gelangweilt und erzürnt den leichtfertigen und schmeichelnden Ton seiner Rede in einen rücksichtslosen und drohenden umwandelte.

„Du wirst schon", bemerkte er, „nach unserer Pfeife tanzen lernen, dafür will ich schon sorgen!" Auch diese Drohungen brachten sie nicht aus ihrer verachtenden Haltung und es war offenbar, daß sich ein fester Entschluß in ihrer Seele gebildet hatte und wer ihre Züge und den ganzen Ausdruck ihres Wesens beobachtete, konnte nicht einen Augenblick lang in Zweifel sein, daß sie auch die Kraft besitze, diesem Entschlusse bis zum Aeußersten treu zu bleiben.

Endlich, als schon die Dunkelheit angebrochen war, hielt der Wagen vor einem unansehnlichen und augenscheinlich in Verfall begriffenen Hause. Der erste, der ihr entgegentrat, war der alte Löschner, der sie mit einem boshaften Lächeln und arglistigen Blicken bewillkommte. Sie wußte nun, in wessen Gewalt sie war, aber gerade dieser Umstand steigerte die Kraft ihres Widerstandes zum Aeußersten, denn sie fühlte, daß sie jetzt an dem Wendepuncte ihres Schicksales stehe. Es war ihr klar, daß Derjenige, der sie um ihr Lebensglück betrogen hatte und der nun fürchten mußte von ihr zur Rechenschaft gezogen zu werden, sich ihrer um jeden Preis zu entledigen suchen mußte. Im ersten Augenblicke fürchtete sie selbst für ihr Leben; allein, da sie bedachte, daß es ihrem Verfolger ein Leichtes sei, sie, ohne sich selbst mit einem so gefährlichen Verbrechen zu beladen, zu verderben, indem er sie durch falsche Anklagen in Schande brachte, so zweifelte sie nicht, daß das letztere Mittel in Anwendung kommen sollte, um so mehr, als der alte Löschner sie, sobald sie in das Zim-

mer getreten war, als Diebin ſchalt und ihr vorhielt, beim Verlaſſen ſeines Hauſes werthvolle Sachen mitgenommen zu haben.

Um dem geehrten Leſer zu erklären, wie der alte Wucherer ſo mit einem Male in dem einſam gelegenen Hauſe am Lande ſich zeigen konnte, berichten wir ihm, daß dieſes Haus, welches ungefähr zwei Stunden von der Hauptſtadt entfernt, an einer Anhöhe vereinzelt ſtand, von Löſchner ſammt den dazu gehörigen Grundſtücken im Executionswege um einen wahren Spottpreis erſtanden worden war. Daß der frühere Beſitzer durch nichts Anderes, als die Gefälligkeiten des Wucherers ruinirt worden war und daß dieſer die Execution herbeigeführt hatte, wird uns der geehrte Leſer gerne glauben. Jetzt ließ der alte Geizhals die Gründe durch Taglöhner nothdürftig bearbeiten, hoffte aber die Realität um doppelten Preis an Mann bringen zu können. Sein Geiz ließ es nicht zu, das Geringſte auf die Zuſtandhaltung der Gebäude zu verwenden, daher denn dieſe in dem Zuſtande des größten Verfalles ſich befanden. Erſt vor einigen Tagen hatte er das Haus einem alten Weibe zur Wohnung angewieſen und einen Knecht aufgenommen. Es läßt ſich leicht errathen, daß Beides nicht ohne Verabredung mit den beiden Herren, welchen die Entfernung Maria's am Herzen lag, geſchah.

Marie ſchien ſich geduldig in ihr Schickſal ergeben zu wollen. Man hatte ihr ein ärmliches Lager bereitet, auf welches ſie ſich, vor Froſt und innerer Aufregung zitternd, warf. Ihr Begleiter ſchien ſich mit Löſchner entfernt zu haben und ſo blieb ſie mit dem alten Weibe, deſſen Verworfenheit ſich auf den erſten Blick errathen ließ, allein im Zimmer. Vergebens bot die Alte ihre ganze, wahrlich nicht zu verachtende Beredſamkeit auf, das arme Mädchen umzuſtimmen und ihr, wenn ſie ſich fügſam zeigen wolle, ein Leben voll Annehmlichkeit und Luſt in Ausſicht zu ſtellen. Marie

hatte auch für die Alte kein Wort der Erwiederung, so daß diese zuletzt eine Art von Mitleid mit dem armen geängstigten Wesen fühlte und sie zu trösten versuchte.

Eines Trostes bedurfte Marie nicht; denn sie hatte ihn von selbst da gefunden, wo er einzig und allein zu finden ist. In ihr lebte die feste Ueberzeugung, daß, was auch immer geschehen möge, nicht ohne Zulassung Dessen, der sie bisher geleitet und geschützt hatte, geschehen könne. In diesem Gedanken war sie ruhig und als endlich die Alte eine warme Decke über die Zitternde warf, machte die körperliche Erschöpfung ihr Recht geltend und ein fester, erquickender Schlummer senkte sich auf die Dulderin herab.

Inzwischen standen Löschner und der Entführer Mariens, in ihre Mäntel gehüllt, vor dem Hause und beriethen sich eifrig, was nun zunächst zu thun sei.

Der alte Sünder war der Meinung, daß es zu gefährlich sei, mit den Gerichten Etwas anzufangen, nicht minder bedenklich sei es, abgesehen von allen fast unbesieglichen Hindernissen, sie bis über die österreichische Grenze zu bringen und bei ihrem festen und entschlossenen Charakter bleibe auch nicht zu hoffen, daß sie sich beugen und den Liebesanträgen Gehör geben werde.

„Aber was soll dann um's Himmelswillen mit ihr geschehen?" fragte der Andere, „da weiß ich mir keinen Rath und doch muß sie um jeden Preis von hier entfernt werden, wenn sie nicht durch ein Eingehen auf meine Anträge sich selbst die Möglichkeit benimmt, gegen unseren Freund und Beschützer aufzutreten."

Der Alte erwiederte Nichts, — er pfiff die Melodie eines Gassenhauers und hielt die Hände in den Taschen, als ob es sich eben nur um eine ganz harmlose Unterhaltung oder ein scherzhaftes Zwiegespräch handelte. Das brachte seinen Begleiter in die Höhe, daß er ihn packte und schüttelte und

ihm zurief: „In Teufels Namen, denke ein Mittel aus, sonst sind wir Alle mitsammen verloren!“

Löschner ließ sich jedoch nicht aus seiner gleichgiltigen Ruhe bringen, er sah den Redenden mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke ironischen Mitleidens an, zuckte mit den Achseln verächtlich und sagte: „Da haben wir's. Wenn es auf Worte ankommt, dann ist ihnen Alles eine Kleinigkeit, aber wo es zu handeln gilt, da ist ihr Hirn bald ausgetrocknet, wie ein ausgepreßter Schwamm, aus dem sich kein Tropfen Wasser mehr drücken läßt.“

„Mit Vorwürfen ist Dir nichts geholfen“, entgegnete der Andere rathlos, „bedenke, es gilt ja so gut Deine Haut, wie unsere.“

„Das weiß ich,“ erwiederte der alte Wucherer mit eisiger Kälte, „es gibt nur ein Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, aber das wird, wie ich im Vorhinein weiß, dem jungen Herrn nicht behagen, obwohl es, ich wiederhole es, das einzige ist, das uns retten kann.“

„Und das wäre?“ fragte der Andere begierig.

Löschner verzog sein Gesicht zu einer wahrhaft teuflischen Fratze und erwiederte mit eiserner Ruhe: „Kalt machen!“

Wie er so dastand im Zwielichte der abendlichen Dunkelheit, mit den feurigen Blicken gleich glühenden Kohlen, die sich tief in die Seele bohrten, als wollten sie den leisesten Schatten der Empfindung und des Gedankens ergründen, mit den im Abendwinde flatternden weißen Haaren, die sich schlangenartig wanden, in den Mantel eingehüllt, dessen Kragen im Winde flatternd, weit abstand, in unbestimmten, in Nebel zerfließenden Umrissen, hatte er in der That etwas Satanisches, so daß seinen Begleiter ein kalter Schauer erfaßte und er entsetzt einige Schritte zurücktrat.

„Ungeheuer! schändliches Ungeheuer, mit dem kalten *Froschblute* und den stechenden Basiliskenblicken!“ rief er,

„und das sagst Du so kalt und ruhig, als gälte es, die Hand umzudrehen.“

„Ei, mein schöner, junger Mann,“ höhnte Löschner, „so zeigt Eure so viel gerühmte Kunst, verführt das arme Geschöpf, bedeckt sie mit Schande, daß sie selbst auf die Flucht zu denken gezwungen wird und mein Mittel ist dann unnöthig.“

„Teufel, der Du bist!“ rief Conte Tosta — er war es nämlich, der das arme Mädchen gewaltsam hieher gebracht hatte — „und daß Du Recht haben muß'st!“

„Wenn ich Recht habe,“ fuhr Löschner mit unerschütterlicher Consequenz und Ruhe fort, „dann nehmt einmal Euren Verstand zusammen und seid so gefällig, mir zu sagen, welch' ein feiner moralischer Unterschied darin liegt, ein armes Wesen, wie dieses Mädchen ist, mit einem Dolchstiche von allen Leiden zu befreien oder sie langsamer aber desto sicherer zu morden, wenn man sie erst mit teuflischer Berechnung in Schande stürzt und dann dem Elende preisgibt, daß sie um so sicherer zu Grunde gehen muß. Seht, das wäre eine Aufgabe, durch deren Lösung Ihr bei der „Societé des Savans“ Ruhm einernten könntet.“ — Und dann — als er die Wirkung seiner Rede an dem wie vernichtet dastehenden Conte bemerkte — fuhr er fort, „sagt mir einmal, ob Ihr an die tolle Mähr der Pfaffen von einem ewigen Leben glaubt? Ist dieses, dann frage ich Euch, was ist besser und eine geringere Schuld, nur den sterblichen Leib zu vernichten, oder durch ein langsameres zu Grunderichten nach Euerem Plane auch die Seele mit in's Verderben zu ziehen?“

Durch diese Gründe hoffte Löschner den Conte für die Nothwendigkeit eines raschen Handelns zu gewinnen, allein diesem fielen gerade durch diese mit satanischer Arglist berechneten Worte die Schuppen von den Augen. Mehr leichtfertig und leichtsinnig, als wirklich schlecht, sah er mit einem

Male den fürchterlichen Abgrund, vor dem er stand. Was ihm bisher als ein leichtes und entschuldbares Vergehen erschienen war, ein thörichtes, unerfahrenes, schönes Kind zu berücken, das stand in diesem Falle als ein fürchterliches, riesengroßes Verbrechen vor seiner Seele. Er mußte sich eingestehen, was er früher nie begriffen hatte, daß der Mord an der Unschuld eben nichts leichter sei, wie jeder andere Mord und daß Löschner mit seinen Consequenzen Recht habe. Diese Einsicht drängte sich ihm so unwiderstehlich auf und ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß sein ganzer innerer Mensch dadurch eine Wandlung erlitt und er vor Allem bei sich beschloß, das Mädchen, das durch ihn in eine so gefährliche Lage gekommen war, koste es, was es wolle, zu retten. Er begriff aber und fühlte es gleichsam instinctmäßig, daß er einem Gegner, wie Löschner gegenüber, von der in ihm vorgegangenen Aenderung nicht das Geringste errathen lassen dürfe, wollte er anders das Werk der Rettung durchführen. Er zwang sich daher zu einer kalten Ruhe und erwiederte:

„Verdammt, daß Ihr auch darin Recht haben müßt. Aber ich habe die Verpflichtung übernommen, meinen Plan durchzuführen und ich bin ehrgeizig genug, meiner nicht spotten zu lassen, bis jetzt habe ich noch immer gesiegt und wahrlich die wird nicht die erste sein, bei der ich nichts ausrichte. Was die Folgen betrifft, so nehme ich sie auf mein Gewissen, und wäret Ihr auch zehnmal mehr Teufel, als Ihr es wirklich seid, so wird's Euch doch aus anderen begreiflichen Ursachen nicht gerade unwillkommen sein, Eure Hand vom Blute rein zu halten."

„Blut hat allerdings," erwiederte Löschner, „einen ganz absonderlichen Geruch und weiß der Teufel, wie es kommt, aber wenn es einmal an uns klebt, dann ist's gerade, als zöge es alle Spürhunde der Gerechtigkeit bei jedem Schritte, *den man thut*, nach, deshalb will ich mir Eueren Vorschlag *noch überlegen*."

„Hier scheint mir“, sagte der Comte, dem bei dieser Frist zur Ueberlegung ganz unheimlich zu Muthe wurde, „ist nicht viel zu überlegen. Ein- für allemal sage ich Euch, daß ich von einem Morde nichts wissen will und gewiß auch der Ritter von Schönbein nicht; aber das dumme Ding in mich verliebt zu machen, soll mir ein ganz absonderliches Vergnügen sein und ich gebe Euch mein Wort darauf, daß ich alle meine Künste aufbieten werde.“

„Sei's denn,“ meinte Löschner, „einige Tage gebe ich Euch Zeit, denn auf die Länge dürfte es unmöglich sein, das Mädchen in diesem Hause zu bewachen, ohne daß Jemand etwas davon erfährt.“

„Mit einigen Tagen ist hier nichts gedient, um sicher zu gehen, bedarf's wohl so vieler Wochen. Indessen Ihr sollt auch darin Recht haben, denn in einigen Tagen muß ich so weit sein, daß sie selbst aus eigenem Willen gerne bleibt und dann ist keine Gefahr mehr für Euch.“

„Gut, der Pakt ist geschlossen, aber vergeßt nicht, daß mein Mittel jeden Augenblick Eure Ungeschicklichkeit oder Euer Mißlingen gut machen muß. Und daß Ihr's nur wißt, sie wird in solchem Falle bei Seite geschafft, daß ich dabei nichts zu thun habe und aller Verdacht nur auf Euch fällt. Ihr mögt dann ein großes Meisterstück machen und sehen, wie Ihr mit den Gerichten, die Euch nicht wenig zusagen werden, fertig werdet.“

Löschner ging, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, auf den Wagen zu. Der Comte folgte ihm und schweigend saßen sie nebeneinander, als sie der Stadt zufuhren.

Am Tage darauf erwachte Marie nach einem langen und stärkenden Schlummer. Nicht blos ihr Körper fühlte sich neu gekräftigt, auch ihr Geist hatte neue Spannkraft gewonnen; denn die lieblichsten und schönsten Bilder führte ihr der Genius des Traumes vor und das mit solcher Lebhaftigkeit und

Gestaltungskraft, daß sie beim Erwachen sich mehr als einmal fragte, ob sie denn wirklich nur geträumt hatte. Diese Wohlthat bringt ein reines Bewußtsein; der Verbrecher wird auch in Träumen von düstern Bildern gefoltert und von einer ewigen Angst wie ein gejagtes Wild gehetzt, und träumt er ja von Freude, so sind es nur Freuden, für welche er den Sinn noch nicht verloren hat und die nicht ohne einen Stachel in der Seele zurückzulassen, wenn auch nur in der Einbildung, genossen werden. Der Traum erfindet Nichts, er reproducirt nur. Merkwürdigerweise hatte sich ihr im Traume die Gestalt ihres Begleiters als eine völlig veränderte gezeigt, alles Düstere, alles Niedrige war aus seinen Zügen verschwunden und hatte dem Ausdrucke einer edlen Theilnahme Platz gemacht.

Es wird nicht ganz überflüssig sein, wenigstens einigermaßen zu erklären, wie sich bei dem Eindrucke, welchen die Erlebnisse des Tages in ihrem Gemüthe zurücklassen mußten, gerade eine solche Vorstellung im Traume bilden konnte. Marie hatte ihren Begleiter, nachdem er aufgehört hatte, sie zu belästigen, aufmerksamer betrachtet und sie mußte sich sagen, daß ihn die Natur mit edler und schöner Bildung beglückt hatte; allerdings trugen seine Züge die unverkennbaren Spuren ungeregelter Leidenschaften, aber in seinen Augen blitzte ein Feuer, das, für Etwas Edles und Gutes entbrannt, so dachte sie, ihn über Viele erheben müsse. Und weßhalb, frug sie sich in ihren Gedanken, sollte es nicht möglich sein, einen Mann, der für Höheres bestimmt schien, auch für dieses zu gewinnen? Ihr selbst freilich, der armen Verlassenen, konnte dies nicht gelingen, daran dachte sie auch nicht; daß sich aber der Gedanke im Traume weiter ausgesponnen hatte, war eben so natürlich, wie daß sie die eigentliche Bedeutung des Traumgebildes nicht zu erkennen vermochte.

Lassen wir die nächsten Tage vorübergehen, in denen sie

gleichsam ein inneres von allem Aeußerlichen abgezogenes Leben führte, so daß es ihr nicht beifiel, sich mit Gedanken über ihr ferneres Schicksal oder gar über eine mögliche Flucht zu beschäftigen. Sie wurde darin nicht gestört, denn weder der Conte noch Löschner ließen sich blicken u. da die Alte, welche auf die ihr vom Ersteren ertheilten Winke achtend, sich auf die bloße Ueberwachung beschränkte, ohne die Unglückliche weiter zu quälen, das Mädchen so gefügig und harmlos fand, so gestand sie dieser bald zu, wenn sich Niemand in der Gegend zeigte, sich in der freien Luft in dem kleinen Garten zu ergehen, ja die Alte, die zuweilen den Besuch ihrer Schwiegertochter erhielt, glaubte es sogar wagen zu dürfen, diese in das Geheimniß zu ziehen. Allein dadurch hatte Anton, der mit ihr im selben Hause wohnte, zufällig durch die Dienstleute, ohne daß er die Person sah und kannte, erfahren, daß sich ein Mädchen, das gewaltsam entführt worden sei, dort befinde und da er zugleich von Christian, der in allen Dingen seine Zuflucht zu Anton nahm und diesen von Allem, was die Familie Leuthen betraf unterrichtete, wußte, auf welche Weise Marie von dem Gute der Herrschaft verschwunden war, so hatte er nicht gesäumt, sich selbst davon die Ueberzeugung zu verschaffen. Der alte Christian vermittelte, daß ihm der Wagen der Familie Leuthen zu Gebote stand. Den Sonntag aber wählte er schon deshalb, weil er dadurch einen schicklichen Vorwand fand, der Verlobungsfeierlichkeit mit Katharina zu entgehen.

Es ist aus dem Gespräche der beiden adeligen Herren in der Gaststube des Wirthshauses zum „goldenen Lamm" in der Schmiedgasse bereits bekannt, wie Antons Absicht durch die List der Betheiligten vereitelt wurde. An demselben Tage hatte der Ritter v. Schönbein den Ritter v. Balde aufgefordert, ihn auf einem Spazierritte zu begleiten, und das Ziel ihrer Promenade zu Pferde war kein anderes, als die

Besitzung Löschners, denn jener wollte sich überzeugen, ob Marie wirklich noch in seiner Gewalt stehe. Dabei hüthete er sich sehr wohl, sich selbst dem Mädchen zu zeigen. Auch Löschner hatte sich, gerade weil der Sonntag es ihm erlaubte, hinausbegeben, auch er wollte sehen, wie die Dinge standen und wie weit der Conte gekommen war. Er traf fast gleichzeitig mit Anton ein und da er die Schwiegertochter der Alten bei dieser fand, kam er auf dem Gedanken, dieselbe dem zu eifrigen und im Verkehr mit Spitzbuben unerfahrenen jungen Manne als die gesuchte Person auszuliefern. Allein er so wenig wie Schönbein wußte, daß Marie an jenem Tage sich in der That nicht mehr in seiner Gewalt befand, sondern gerettet war. Das Vorgeben der Alten, Marie sei schwer krank und leidend, hatte sie sämmtlich getäuscht. Zufrieden, Anton und Christian überlistet zu haben, kehrten sie nach der Stadt zurück.

Dreizehntes Capitel.

Vor und am Rathhause.

Der Vorfall in dem Gasthause „zum Lamm" und die Verhaftung der Edelleute machte, wie sich denken läßt, in der ganzen Stadt ein außerordentliches Aufsehen. Den nächsten Tag sprach man schon in aller Frühe in allen Werkstätten und auf dem Marktplatze von nichts Anderem und das Gerücht vergrößerte die wirkliche Thatsache in's Ungeheuere. Der Name des Ritters von Schönbein und seines Begleiters, des Ritters von Balde, welche man von den Aufwärtern erfahren hatte, so sehr sie auch der Wirth zu verschweigen bemüht war, waren in Aller Munde, ebenso sprach man von der Verlobung Katharinas mit Philipp und lobte und pries den Rauchwaarenhändler, daß er ungeachtet seines Vermögens einem *armen*, aber braven und redlichen Gesellen die Hand seiner

Tochter gegeben habe; auch Philipp, von welchem das Gerücht Heldenthaten erzählte, durch welche er die Rechte der Bürger vertheidigt und die Inhaftnahme der beiden Schuldigen erzwungen habe, wurde allenthalben belobt. Der ganze Vorfall beschäftigte die Menge außerordentlich lebhaft, so daß sich auf dem Platze Gruppen bildeten, die im eifrigen Gespräche länger als sonst verweilten.

Dafür hatten sie jedoch noch einen anderen Grund, denn es wartete ihrer ein Schauspiel, welches ihnen einige Belustigung versprach. Es war nämlich bekannt, daß man bei dem Bäckermeister Martin alles Brot confiscirt hatte, weil es sämmtlich im Gewichte zu leicht befunden worden war, man wartete daher, bis sich das große Thor des Magistratsgebäudes, welches damals auf dem nämlichen Platze stand, wie das heutige Rathhaus, aber noch keineswegs die schöne Façade hatte, die es jetzt zu dem schönsten Gebäude der Hauptstadt macht, sondern vielmehr durch ein großes hölzernes Vordach und quadratmäßige, stark vergitterte Fenster entstellt war, aufthun würde und die Wache den Schuldigen seiner Strafe entgegenführen werde. Ungeduldig sah man auf die Uhr des Thurmes über dem Gebäude und zählte die Minuten, die noch auf neun Uhr fehlten.

Endlich schlug die ersehnte Stunde, das Thor öffnete sich, der Schuldige wurde unter Begleitung der Wache herausgeführt und die Menge drängte sich um ihn. Der Zug ging über den Platz durch die Murgasse, unter Begleitung der jauchzenden und den Betrüger mit Spottreden und Schimpfworten überschüttenden Volksmenge. Man hielt an der Seite des Murthores an der sogenannten Bäckerschnelle. Diese war ein hölzernes gegen den Fluß offenes Gebäude. Hier wurde der Schuldige auf ein ausgespanntes Tuch gelegt und in die Höhe geprellt, so daß er in einem weiten Bogen, den er in der Luft beschrieb, in den Fluß geschnellt wurde,

wo ihn ein eisig kaltes Bad erwartete. Indessen darf man nicht glauben, daß es auf das Leben des armen Schelmen abgesehen war, denn es lagen auf dem Flusse Kähne bereit und man beeilte sich, ihn aufzufischen und wieder herauszuziehen. Die eigentliche Strafe lag in der Schande, die dadurch auf seinem Haupte lastete; die Menge aber begleitete die Execution mit lautem Jubel und verlief sich bald darauf nach allen Richtungen.

Diejenigen aber, deren Lust zum Spotte noch nicht gekühlt war und die ihr Weg wieder über den Hauptplatz führte, fanden eine neue Gelegenheit, ihn auszulassen, denn auch der neben dem mit einem eisernen Gitter versehenen Brunnen befindliche hölzerne Esel trug heute einen Reiter, welcher mit dem Rücken gegen den Kopf, den Schweif statt des Zügels in der Hand hielt. Es war dies ein herumziehender Krämer, der überwiesen war, falsches Maß und Gewicht gebraucht zu haben. Die Umstehenden wurden nicht müde, ihn mit Sti chelreden zu necken und der arme Teufel wollte schier vor Scham vergehen.

Inzwischen fand in dem Inneren des Rathhauses eine weit ernstere Scene statt. Man hatte nämlich den Ritter v. Schönbein und seinen Begleiter im Verhöre, um auszumitteln, ob man dieselben sofort freilassen oder zu weiterer Amtshandlung an die Regierung abgeben solle.

Der Ritter v. Schönbein wußte seinen Begleiter, den Ritter v. Balde, sehr geschickt zu vertheidigen, denn er machte geltend, daß derselbe wegen bereits erwiesener Geistesstörung unzurechnungsfähig sei und dagegen ließ sich Nichts einwenden, weil die Thatsache — Balde hatte nämlich vor Jahren eine Audienz bei der Kaiserin sogar durch Anwendung von Waffengewalt erzwingen wollen und war deshalb nach dem Kloster Rein verwiesen worden — auf die sich Schönbein berief, außer allem Zweifel gestellt war. Was ihn selbst betraf, so

habe er sich ganz passiv verhalten nnd man könne ihm um so weniger etwas zur Last legen, als selbst in dem Falle, wenn er seine beleidigte Ehre als Edelmann gegen die ungeschlachten Angriffe der offenbar vom Weine erhitzten Gesellen gerächt hätte, sein Verhalten nicht strafwürdig sein könne. Insoweit standen die Sachen für ihn allerdings gut und die Richter hätten ihn ohne Weiteres freilassen und sich noch entschuldigen müssen, wäre nicht das Zeugniß Philipps im Wege gestanden. Dieser aber erklärte, als Zeuge vorgerufen, daß hier ein anderes Verbrechen zu Grunde liegen müsse und erzählte, was er aus dem Gespräche der beiden sich unbeachtet glaubenden Edelleute entnommen hatte. Würde man ihm, setzte er hinzu, nicht glauben, so würde sicherlich die Familie v. Leuthen nähere Auskunft geben können.

Der Ritter v. Schönbein, darüber befragt, lachte laut auf und meinte, es sei thöricht, einen im Uebermuthe heiterer Stimmung vollführten Scherz zu einer ernsten Anklage zu gestalten. Im Uebrigen gebe er sein ritterliches Ehrenwort, die Stadt nicht zu verlassen, bevor die Sache nicht aufgeklärt sei und er hoffe, daß man so viel Achtung vor seinem Stande habe, um seinem Worte zu trauen. Dabei zog er eine Empfehlungskarte des allmächtigen Fürsten Kaunitz, die er immer bei sich führte, aus der Tasche.

Die Richter, durch so gewichtige Beweise von dem Einflusse des Ritters gewonnen, waren offenbar unschlüssig. Sie zogen sich zurück, um über den wichtigen Fall zu berathen. Ein Abenteuer mit einem Mädchen war etwas so Gewöhnliches, daß sie darauf nicht viel Gewicht legten; es handelte sich nur darum, zu erfahren, ob hier wirklich eine Gewaltthat vorliege, oder ob das auf dem einsamen Gehöfte zurückgehaltene weibliche Wesen mit ihrem freien Willen sich dort aufhalte. Da dies im Verlaufe weniger Stunden aufgeklärt sein konnte, so beschlossen sie den Ritter so lange zurückhalten,

bis die nöthigen Erkundigungen eingezogen wären. Und sie konnten dies mit um so größerem Rechte, als die vierundzwanzig Stunden, binnen welchen sie den Ritter entweder frei geben, oder an die Regierung zu weiterer Untersuchung abführen lassen mußten, noch nicht verflossen waren. Einer der Räthe begab sich daher in Begleitung eines Wachmannes auf die bezeichnete Wirthschaft Löschners, während ein anderer sich zu der Frau v. Leuthen verfügte, um auch hier die nöthigen Einkundigungen einzuziehen. Unterdessen wurde der Ritter v. Schönbein mit aller schuldigen Achtung und Rücksicht behandelt und Philipp bedeutet, man werde ihn, wenn man sein Zeugniß brauche, wieder rufen lassen.

Die Magistratsperson, welche sich auf die Besitzung Löschners verfügte, traf dort zu Mittag ein; allein, sie fand außer der Alten, deren Aussagen nichts Verdächtiges hatten, das ganze Haus leer. Es sei, betheuerte die Alte, allerdings eine junge Frauensperson da gewesen, allein diese sei durch einen jungen Mann, der ihres Wissens Anton heiße, in dem Wagen der Baronin v. Leuthen fortgebracht worden. Damit schien die Aufgabe der Magistratsperson beendet und diese fuhr unverrichteter Dinge wieder nach der Hauptstadt zurück.

Nicht so günstig lauteten die Erkundigungen des Rathsherrn, der bei der Familie Leuthen nähere Auskunft eingeholt hatte. Denn dieser erfuhr hier die auf dem Gute der Familie verübte Gewaltthat und lagen allerdings Anzeichen vor, welche darauf hindeuteten, daß dieselbe mit der von Philipp aus dem Gespräche der beiden Ritter entnommenen Thatsache in Verbindung stehen könnten; allein, da man eingestehen mußte, daß das von Anton in dem Hause Löschners gefundene und nach der Stadt gebrachte Mädchen von der gewaltsam entführten Marie eine ganz verschiedene Person sei und ohne Scheu geäußert habe, daß sie sich mit ihrem freien Willen und ohne allen Zwang und jede Gewalt dort aufgehalten

habe, so fehlte in der That jeder Anhaltspunct, um gegen den Ritter v. Schönbein ernstlich vorzugehen. Man beschloß daher, ihn gegen sein Ehrenwort frei zu lassen.

Was aber den Ritter v. Balde betraf, so lautete die Entscheidung dahin, daß es allerdings gefährlich sei, einen Menschen, der sich nicht bei vollem Gebrauche seiner Vernunft befindet, so frei herumgehen zu lassen, man beschloß daher, ihn nach dem Kloster Rein zu bringen und auf eine strenge Ueberwachung desselben zu bestehen, was denn auch sofort ausgeführt wurde.

Inzwischen war das Erscheinen des Magistratsbeamten bei der Familie Leuthen, wie sich denken läßt, nicht ohne alle Folgen geblieben. Gerade Tags vorher hatten der Ritter mit dem Conte den von uns zuletzt erzählten Besuch abgestattet, und noch befand man sich unter dem Eindrucke desselben, als dieses neue Ereigniß hinzutrat. Auch war am Abende vorher die Zurückkunft Antons und der Verdruß über die Enttäuschung, da er nämlich, wie bekannt, statt der vermißten Marie eine fremde Frauensperson gebracht hatte, nicht geeignet gewesen, den in der Familie herrschenden Zwiespalt der Ansichten zu vermindern. Antonia meinte, daß es sich nun klar herausstelle, wie sehr man, vom Vorurtheile befangen, dem Ritter Unrecht thue, denn so wenig die nach der Behauptung Antons und Christians in gewaltsamer Verwahrung gehaltene Person weder Marie gewesen sei, noch überhaupt sich eine solche Gewaltthat herausgestellt habe, so wenig werden sich die übrigen Verdächtigungen gegen den Ritter und den Conte erweisen.

Antonia fand dabei von allen Seiten den lebhaftesten Widerspruch, um so mehr, als der alte erst spät in der Nacht zu Fuß zurückgekommene Christian steif und fest behauptete, den Ritter draußen gesehen zu haben. Doch auch die mittlerweile stattgefundene Verhaftung sprach eben nicht dafür, daß

der Ritter von allem Verdachte frei sei. Vergebens entgegnete Antonia, daß ja die Ursache dieses bedauerlichen Zwischenfalles nicht damit im Zusammenhange stehe, da ein Streit in einem Gasthause oft genug vorkäme. So stritten die beiden Schwestern längere Zeit für und wider ihre Meinung mit einander, denn jede von Beiden hatte ein besonderes Interesse die andere zu überzeugen. Antonia konnte sich nämlich nicht verhehlen, daß ihr der Ritter keineswegs gleichgiltig sei. Sie hatte von allem Anfang an sich eines günstigen Eindruckes nicht erwehren können. Die Elegance im Aeußeren und den Manieren, die Freiheit des Betragens, das Talent, auf geistreiche und angenehme Weise zu unterhalten, selbst der Anstrich des Abenteuerlichen, welchen auch sie nicht zu leugnen vermochte, alles Dies mußte auf sie, deren ganzes Wesen sich durch die starre und steife Form im Familien- und geselligen Leben gedrückt und beengt fühlte, auf sie, die auch in ihrer geistigen Bildung nach Fortschritt und freier Entwicklung rang, einen fast unwiderstehlichen Reiz üben. Da jedoch auch in ihr, wie es nicht anders sein konnte, nach und nach Zweifel und Bedenken gegen den Character und die Ehrenhaftigkeit des Ritters aufstiegen, so kämpfte sie in ihrem Innern einen stets von Neuem und immer gewaltiger entbrennenden Kampf. Während ihr Gefühl, ihr Herz Alles entschuldigte und erklärte, trat ihr Verstand in ruhigen Momenten ihr entgegen; ja auch ein klein Theil von Eifersucht mischte sich darein und machte ihr den Kampf nur um so schwerer. Bei ihrem lebhaften, dem Eindrucke des Augenblickes sich hingebenden Character war es natürlich, daß sie nur zu oft von einem Extreme ins andere fiel. So stand in dem Augenblicke, in welchem die Identität der Person des Conte mit dem Angreifer Theresias außer allem Zweifel gestellt schien, auch der Ritter in ihren Augen als ein unwürdiger Betrüger da und sie hatte den festen Entschluß gefaßt, was es auch koste, jedes Gefühl für ihn aus

ihrem Herzen zu reißen, wenn sie auch darüber zu Grunde gehen sollte. Allein als sich kurz darauf durch die Erklärung des Ritters das Räthsel zu lösen schien, da bemächtigte sich ihre Leidenschaft dieser Hoffnung, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, um sich daran zu halten. Jetzt war es ihr zur Gewißheit geworden, daß nur der äußere Schein gegen den Ritter, dessen Erzählung sie für wahr hielt, spreche und alsdann durch das Mißlingen der Fahrt Antons, mehr ihre Eifersucht, welche sie durch den Verdacht, daß es am Ende doch der Ritter sei, der mit der armen betrogenen Marie in einem Verhältnisse stehe, bei sich genährt hatte, ohne sich selbst, viel weniger Anderen es eingestehen zu wollen, beschwichtigt war, so gab sie sich ihrem Gefühle mit neuer, verjüngter Kraft hin und verfiel in das andere Extrem, daß Schönbein, wie er einige Minuten früher in dem schwärzesten Lichte eines elenden Betrügers ihr erschienen war, jetzt von allem Verdachte glänzend gerechtfertigt, dastand.

Der aufmerksamen Beobachtung Theresias — und welches Mädchen hat dafür nicht ein scharfes, den dichtesten Schleier durchdringendes Auge — war die keimende Leidenschaft ihrer Schwester, so wie der innere Kampf derselben, kein Geheimniß geblieben. Allein gerade aus dem Umstande, daß Antonia sichtlich nach kämpfte, schöpfte sie die Hoffnung der Möglichkeit, dem wahren und gesunden Gefühle für das Rechte und Gute noch zum Siege verhelfen zu können, aber auch die heilige Verpflichtung, so viel wie immer in ihren Kräften lag, zu dieser Möglichkeit beizutragen. Deshalb ließ sie nicht nach und gab sich alle Mühe, Antonia, für welche sie als Schwester und als Weib im edleren Sinne des Wortes die wärmste Theilnahme hatte, durch alle möglichen Gründe von der Unwürdigkeit des Gegenstandes ihrer Neigung zu überzeugen. Sie ging dabei auf das Schonendste zu Werke; kein Wort, ja keine Silbe verrieth, daß sie von der Neigung

der Schwester etwas ahne und sie sprach über Schönbein, wie über Jemanden, der Beiden als bloßer Bekannter gleichgiltig sei. Das geschah zugleich in richtiger Berechnung des Vortheils, denn sie zwang dadurch Antonia, selbst den ersten entgegenkommenden Schritt des Vertrauens zu thun und damit war für den Erfolg viel gewonnen.

Eben schien Antonia, durch die Vorstellungen der Schwester in die Enge getrieben, auf dem Puncte, diesen ersten Schritt zu thun, als sie, einen Blick durch das Fenster auf den Platz werfend, mit dem Ausdrucke froher Ueberraschung, wie triumphirend ausrief: „Sieh nur, da geht er ja! er ist also frei und hat jeden Verdacht gegen sich zu widerlegen gewußt! Und sieh'", setzte sie nach einer Pause hinzu, während welcher sie den in der That freigewordenen Ritter von Schönbein mit aufmerksamen Blicken verfolgte, „da kommen die Herren von Latorner und Graf Leslie auf ihn zu und er geht Arm in Arm mit ihnen fort. Und das soll ein Abenteurer sein, er, der mit den angesehensten Personen im vertrauten Umgang steht?"

Antonia eilte hinaus, um der Mutter dieses neue Ereigniß mitzutheilen. Theresia sah ihr tief bewegt nach, „Arme, unglückliche Schwester!" rief sie, „Du wirst bald und schrecklich genug aus Deinem Taumel erwachen!" Ihr Auge füllte sich mit Thränen, und sie stand lange Zeit im ernsten und tiefen Nachdenken versunken bei ihrem Nähtischchen. Da fiel ihr Blick auf ein Blatt Papier, auf welchem Antons Name und Adresse stand, welches ihr der alte Christian auf ihr Verlangen hingelegt hatte.

Schon durch die Gedanken über die leidenschaftliche Verirrung aufgeregt, brachte sie diese Erinnerung an ihr eigenes Gefühl in eine noch größere Aufwallung. „Und bist Du selbst", sagte sie zu sich, „nicht auch auf falschem Wege, ist *diese Neigung für einen* Menschen, die zu nichts führen kann,

als dich unglücklich zu machen, nicht auch eine Verirrung? entweder du mußt ihn aufgeben, und auf jedes Glück verzichten, oder Du bringst ein neues Element des Kampfes und der Verwirrung in den Kreis Deiner Familie."

„Aber nein, nein!" rief sie nach einigen Augenblicken eines gewaltigen inneren Kampfes. „Das ist und kann keine Verirrung sein! Anton wird und muß sich seinen Weg bahnen, oder Redlichkeit, Kenntniß und Geist haben in dieser Welt, in der wir leben, keinen Werth mehr!"

Dann nahm sie das Blatt Papier mit der Adresse Antons, betrachtete es, und sagte: „Ja, das muß zum Ziele führen. Graf Wenzl Purgstall hat unlängst den Wunsch ausgesprochen, einen tüchtigen und kenntnißreichen jungen Mann zur Ordnung seiner Büchersammlung und seiner Arbeiten zu Hilfe zu nehmen; ich habe ihm versprochen, die Adresse eines solchen zu schicken, und da ist Anton ganz der Mann dazu. Gelingt es ihm, sich das Vertrauen und die Gunst des gelehrten und einflußreichen Grafen zu sichern, so ist sein Weg gemacht. Das kann nicht fehlen", setzte sie noch einmal hinzu, rief dann einen Diener, und trug ihm auf, die inzwischen versiegelte Adresse in ihrem Namen in das Haus des Grafen von Purgstall zu schicken.

Sie war inzwischen wieder ruhig geworden; Hoffnung und Zuversicht trugen dazu bei, auch war sie mit sich eins geworden, den Ausgang der Entwicklung dieses Verhältnisses ruhig abzuwarten.

In dieser Stimmung ging auch sie zur Mutter hinüber, wo sie Antonia im Gespräche mit dieser und dem Onkel fand. Zu ihrer frohen Ueberraschung war auch der gelehrte und würdige Cäsar Aquilinus, welcher von seiner Pfarre wegen einiger Nachforschung im Archive wieder in die Stadt zum Besuche gekommen, so eben eingetreten. Niemals kam er ihr zu gelegenerer Zeit, und sie beschloß ihn diesmal mit vollem

und unbedingten Vertrauen über Alles, was die Familie betraf, und was ihr Herz beschwerte, zu Rathe zu ziehen.

Der geistliche Herr hatte auch von dem Sohne der Familie, welcher noch immer die Seinen durch kein Schreiben erfreut hatte, wieder eine Nachricht gebracht. Der junge Mann war von seinem Regimente plötzlich in ein anderes übersetzt worden, und man war im Zweifel, ob die Ursache dieser Veränderung nicht vielleicht darin lag, daß sein Verhältniß zur Kenntniß der Kaiserin selbst gekommen war. Er hatte dem Befehle Folge geleistet, war nach seinem neuen Bestimmungsorte abgereist, und hatte sich in Allem so resignirt und männlich benommen, daß es schien, als sei er seiner Leidenschaft Herr geworden. Dies trug nicht wenig zur Beruhigung der durch die letzten wechselnden Ereignisse in ihrer Gesundheit sehr angegriffenen Frau von Leuthen bei.

Vierzehntes Capitel.

Neue Liebe.

Es ist Zeit, die Ungeduld des geehrten Lesers, welcher gewiß für das Schicksal der armen Marie eben so viel, wenn nicht mehr Theilnahme hat, wie für die beiden Fräuleins v. Leuthen, zu befriedigen und ihm zu erzählen, was inzwischen, bevor sie auf's Neue vom Schauplatze verschwand, vorgefallen war.

Der Conte ließ sich die ersten zwei Tage nach der erzählten Unterredung mit Löschner nur auf Augenblicke sehen, gerade nur so viel, als nöthig war, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Marie noch lebe und soweit es ihre Lage zuließ, wohlauf sei. Das Mißtrauen gegen Löschner, welchen er jeder Hinterlist fähig hielt, war jedoch so groß, daß er auf Mittel dachte, das arme verlassene Mädchen dagegen zu *schützen*; er fand es für den Augenblick als das Sicherste, die

Alte, welcher die Bewachung derselben anvertraut blieb, für sich zu gewinnen und das fiel ihm bei dem Geize Löschners nicht schwer; er durfte blos seine Hand aufthun und einige Goldstücke unterstützten seine Vorstellungen um so kräftiger, als diese Alte, zwar durch und durch verderbt und in einer Hinsicht geradezu gewissenlos, vor der Mitschuld an einem Morde zurückschreckte. Darauf durfte der Conte mit einiger Gewißheit rechnen und so sah er sich wenigstens gegen einen plötzlichen Versuch, Marien bei Seite zu schaffen, gesichert und hatte wenigstens Zeit gewonnen, über die Art und Weise, wie er sie retten könne, nachzudenken.

Dieser Gedanke war es auch, der ihn unabläßig beschäftigte und ihm sogar des Nachts den Schlaf raubte. Um sicher zu gehen, beschloß er es auf zwei Seiten zu versuchen. Würde es ihm nicht gelingen, Marie zur Flucht mit ihm zu bereden, dann wollte er es durch ihre Beschützer, die Familie Leuthen, versuchen. Deshalb hatte er den Ritter v. Schönbein bestürmt, sein schon vor Langem gegebenes Versprechen, ihn bei der genannten Familie einzuführen, wahr zu machen. Schönbein wollte davon nichts wissen, da der eigentliche Zweck, den er dadurch erreichen wollte, bereits auf andere Art erfüllt schien; allein der Conte stellte ihm so eindringlich vor, wie es gerade jetzt doppelt gerathen sei, diesen Schritt zu thun, weil darin zugleich das sicherste Mittel liege, jeden Verdacht, als sei er bei der gewaltsamen Entführung Mariens betheiligt, abzuwenden; und da er sah, daß Schönbein noch immer keine Lust bezeigte, seinen Wunsch zu erfüllen, drohte er endlich, allein hinzugehen und sich durch Andere vorstellen zu lassen, aber dann werde er auch mit der Wahrheit herausrücken, denn er sei des Lebens ohnehin überdrüssig und der Schande wisse er jeden Augenblick zu entgehen, so lange er noch so viel Pulver und Blei zu kaufen im Stande sei, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Die Drohung wirkte, denn auf einen offenen Bruch konnte und wollte es Schönbein nicht ankommen laſſen, auch kannte er die tollkühne Entſchloſſenheit des Conte zu gut, um zu zweifeln, daß er auch der Mann ſei, ſeine Drohung auszuführen.

„Aber zum Henker," rief Schönbein, „Du ſcheinſt zu vergeſſen, daß Du es mir ſelbſt unmöglich gemacht haſt. Wie ſoll ich Dich nach Deiner Begegnung mit Thereſia, die Du mir neulich erzähltеſt, bei Leuthen vorſtellen. Willſt Du, daß man ſofort, wenn man Dich erkennt, nach der Wache ſchicke und was ſpiele ich für eine Rolle dabei?"

Den Conte brachte dieſe Frage in einige Verlegenheit, doch entgegnete er ſchnell gefaßt: „Sie wird und kann mich nicht wieder erkennen, denn es war damals ſchon ſo dunkel, daß ich ſie ſelbſt kaum erkannte."

„Wenns aber doch wäre?" fragte v. Schönbein.

„Dann," erwiederte der Conte, „gibt es ein einfaches Mittel. Glücklicherweiſe für mich hält ſich hier unter den Italienern, die bald taglöhnen, bald müſſig gehen, ein junger Burſche auf, der mir, wie alle meine Freunde betheuern, auf's Haar ähnlich ſehen ſoll. Und da Niemand glauben wird, daß ein Mann aus einer ſo reichen und vornehmen Familie, wie ich, einen ſolchen Streich begehen kann, ſo wird es nicht ſchwer ſein, dieſen Umſtand zu unſerem Vortheile zu benützen."

„Du ſollſt Recht haben," erwiederte Schönbein, denn der abenteuerliche Zufall begann ihn zu intereſſiren, „wir wollen's wagen, aber das muß ich geſtehen, daß Du ein ganz vermaledeites Glück haſt. Parbleu, hätte ich einen ſolchen Doppelgänger, ich wüßte das anders zu benützen!"

Der Beſuch bei der Familie Leuthen wurde alſo beſchloſſen und ausgeführt. Wir wiſſen bereits, wie er ausgefallen war; indeſſen hatte der Conte doch den Vortheil, daß er in einem dringenden Falle es wagen durfte, ſich anmelden

zu lassen; sein Zweck, den er dabei hatte, war erreicht und der Ritter v. Schönbein hatte, ohne daß er es ahnte, ihm zu einem Mittel gegen seine eigenen Plane verholfen.

Es war übrigens natürlich, daß Schönbein bei dieser Gelegenheit mit dem Conte auch von Marie sprach und ihm auf's Angelegentlichste anempfahl, alle seine Kunst und Geschicklichkeit aufzubieten, das Mädchen in ein Liebesverhältniß zu verwickeln und sie dahin zu bringen, mit ihm zu fliehen. Der Conte hütete sich wohl, seine eigentliche Gesinnung auch nur mit einer Silbe zu verrathen; er spielte die Rolle des leichtfertigen, seines Erfolges sicheren Verführers nicht ohne Meisterschaft, so daß Schönbein im Vorhinein triumphirte. Doch wollte er diesen auf die Gefahr, die ihr von Seiten Löschners drohte, aufmerksam machen. Er that dies, indem er über die Bedenken des alten Wucherers sich lustig machte und meinte, dessen Vorsicht, für den Fall des Mißlingens, das Mädchen bei Seite zu schaffen, sei wohl höchst überflüssig.

Schönbein gerieth bei diesen Worten in große Aufregung; so sehr er seiner eigenen Sicherheit wegen die Entfernung Mariens wünschte, so fühlte er doch keinen Haß gegen sie; im Gegentheile, er mußte seinen Gefühlen Gewalt anthun, wenn er dachte, wie ehr- und gewissenlos er schon durch die dem Conte zugedachte Entführung gegen sie handle, und nur die äußerste Nothwendigkeit vermochte ihn sein widerstrebendes Mitgefühl zum Schweigen zu bringen. Als er von dem Plane Löschner's hörte, sie bei Seite zu schaffen, fuhr er zornig auf: „Wie meint das der Elende?"

Der Conte erwiderte ruhig: „Kalt machen."

Wie ein Wahnsinniger rannte der Ritter im Zimmer auf und ab. „Nicht ein Haar darf ihr gekrümmt werden!" rief er in höchster Aufregung. „Er soll es nur wagen der Niederträchtige, wenn ihn sein Hals juckt!"

Nicht ohne inniges Vergnügen gewahrte der Conte die

Wirkung seiner Mittheilung. Nachdem er einige Minuten lang Schönbein seiner Entrüstung überlassen hatte, fragte er endlich mit anscheinender Ruhe: „Wie willst Du das hindern, so lange sie in seiner Gewalt sich befindet, so lange Du selbst seinen Verrath zu fürchten hast, wenn Du ihm entgegentrittst?“

„Wie ich das hindern will?“ rief Schönbein noch immer außer sich vor Entsetzen und Zorn. „Das sollst Du bald erfahren!“ Dann klingelte er nach seinem Diener, und befahl ihm augenblicklich Löschner aufzusuchen und ihn aufzufordern, sogleich zu kommen. „Mit dem werde ich fertig werden“, sprach er dann ruhiger; „aber auch Dich will ich Deines Wortes entbinden. Gelingt es Dir, sie zur Flucht unter dem Scheine einer erheuchelten Liebe zu bewegen, dann erweisest Du mir freilich einen großen Dienst, aber ich binde Dir's auf die Seele, es darf eben nur zum Scheine geschehen, und Du hast es mit mir zu thun, wenn Du auch nur einen Schritt weiter gehst.“

Der Conte stellte sich, als sei er mit diesem Entschlusse nicht sehr zufrieden und widersprach lebhaft, aber in seinem Innern triumphirte er; denn er hatte erreicht, was er wollte. Nur langsam und nur bedingt gab er dem Verlangen des Ritters nach, indem er behauptete, wenn sich das Mädchen ihm in Liebe ergebe, so sei das sein Verdienst, und gehe Niemand Etwas an. Während dieses Streites war Löschner gekommen.

„Elende Kreatur!“ forschte ihm der Ritter zu. „Was hast Du mit dem Mädchen, das ich Dir anvertraut habe, vor?“

„Bläst der Wind daher?“ entgegnete dieser nicht ohne einen Ton beißenden Spottes. „Dachte ich doch schon, es ginge uns Allen an den Hals, da Ihr mich so eilig rufen ließet.

„*An den Hals* geht es allerdings“, erwiderte Schönbein

„aber nicht uns Allen, sondern Dir allein, sobald Du Dich unterfängst. dem Mädchen auch nur ein Haar zu krümmen!“

Löschner schreckte diese Drohung nicht im Geringsten; er lachte vielmehr laut auf. „Thut's Euch“, fragte er höhnisch, „um das schöne Kind, das Euch freilich lange genug an der Brust großgesäugt hat, so leid, daß Ihr Euer eigenes Leben dafür in die Schanze schlagen wollt?“

„Das laß mir zur Beurtheilung“, sprach Schönbein.

„Dank schönstens“, meinte Löschner, „hätte allerdings gute Wege, wenn nicht mein eigenes Haupt dabei auf dem Spiele stände.“

„Nichts steht auf dem Spiele, wie Deine Albernheit Dir vorspiegelt; der Conte wird sie zu entfernen wissen, und wir Alle bleiben von Schuld frei.“

„Wenn er das im Stande ist“, meinte Löschner kaltblütig, „bin ich's ja so zufrieden. Aber leicht ist es nicht, und dem großsprecherischen Conte am Wenigsten; das hat einen harten unbeugsamen Sinn.“

„So will lieber ich selbst in Gefahr kommen“, entgegnete Schönbein in dem entschiedenen Tone festen Entschlusses.

„Das steht Euch frei, Herr Ritter! wie's Euch beliebt“, meinte Löschner, „aber mir werdet Ihr erlauben, in solchem Falle für meine eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen. Und daß ich's Euch nur sage, wenn das geschieht, was nicht zu vermeiden ist, so werde ich dabei aus dem Spiele bleiben, und kein Richter der Welt mir zu beweisen im Stande sein, daß ich davon Etwas gewußt habe.“

„Wenn List, Verschlagenheit und Unverschämtheit genügten, dann wäre es denn so“, sprach Schönbein, „aber Du vergißt Memme, daß Du keinen Schmerz ertragen kannst und daß der erste Grad der peinlichen Frage Dich Dinge gestehen machen wird, die Du nicht einmal gedacht hast, viel weniger solche, welche Dir Dein Gewissen vorwerfen wird.“

„Als ob ich die ersten Grade der Tortur nicht bereits ausgestanden hätte. Glaubt Ihr denn, ich säße jetzt, nachdem was ich gewagt, hier im Wohlleben, wenn ich nicht Kraft genug gehabt hätte, die Folter auszuhalten?"

Schönbein sah, daß er mit diesem Menschen Nichts ausrichten könne, er änderte daher seine Sprache und sein Betragen. „Ich sehe wohl", sagte er, „daß Du ein hartgesottener Verbrecher bist und daß Du ein Herz von Stein hast, das Nichts in der Welt rühren und bewegen kann."

Löschner schien über diese Bemerkung hocherfreut und lachte zufrieden. „Gut, daß Ihr's endlich einseht", meinte er, „aber ich will Euch zeigen, daß ich nicht so ganz Teufel bin, wie Ihr glaubt. Wenn der Conte binnen drei — doch ich will gutmüthig sein — binnen acht Tagen seine Aufgabe erfüllt, so will ich bis dahin ruhig zuwarten; das verspreche ich Euch, nicht Euret-, nicht des Conte sondern meiner selbstwillen, denn ihr begreift, daß, wenn es möglich ist, mich von der Schuld des Mordes rein zu halten, dieß in meinem eigenen Interesse liegen muß."

„Wohlan denn", rief Schönbein, „ich nehme den Termin an, den Ihr selbst gesetzt habt. Acht Tage Zeit genügen. In dieser Frist will ich eine Welt aus ihren Angeln heben, um wie vielmehr ein schwaches gutmüthiges Mädchenherz berücken. Nicht wahr Conte, Ihr nehmt es auf Euch, in diesen acht Tagen eine so schwach vertheidigte Festung, wie das Herz eines Mädchens, mit Sturm einzunehmen?"

„Nicht acht, sondern drei Tage verlange ich", erwiderte dieser.

„Es bleibt bei den acht Tagen", entgegnete Löschner. „Ich kenne sie besser, um nicht zu wissen, daß auch acht Wochen Euch nicht zum Ziele führen."

„Das wollen wir sehen!" riefen der Ritter und Conte zugleich.

„Bis dahin," versetzte Löschner mit einem seine unerschütterliche Ueberzeugung ausdrückendem Tone, „empfehle ich mich, meine Herren, Ihrer Gewogenheit." Er verbeugte sich mit ironischem Lächeln und ging.

„Der leibhaftige Satan!" rief ihm Schönbein nach.

„Und wäre er's wirklich, so vergeßt nicht, daß auch ich Teufel genug bin, auch die Frömmste hinter's Licht zu führen. Auf Wiedersehen," setzte er hinzu, reichte dem Ritter die Hand und empfahl sich.

Nach dem bisher vom Conte Tosta Erzählten wird sich der Leser ein so ziemlich richtiges Bild von ihm gebildet haben. Er war nicht gegen jedes bessere Gefühl unempfänglich; aber im höchsten Grade leichtfertig und durch den Mangel jeder Erziehung — da man ihm stets jeden Willen gelassen hatte — verdorben. In der Gewißheit, mit erreichter Großjährigkeit in den Besitz eines wahrhaft colossalen Vermögens zu gelangen, gewöhnte er sich an den Gedanken, durch denselben Alles wieder gut machen zu können. Die Beraubung des Bürgers, von der wir durch Theresias zufällige Dazwischenkunft unterrichtet sind, sah er als einen lustigen Streich an; denn die Verwundung selbst war nicht in der Absicht, denselben seines Geldes zu berauben, geschehen, sondern weil der Berauschte sich eine Beschimpfung erlaubt hatte, die er, da von einem Zweikampfe die Rede nicht sein konnte, nicht ungestraft lassen wollte; der Gedanke, sich der Börse des Verwundeten zu bemächtigen, kam ihm erst nachher, es sollte dies die Lection um so empfindlicher machen. Die Bedrohung Christians war dagegen nicht so ernstlich gemeint und daß er dem Versuche, das Glück der Begegnung einer schönen Dame nicht unbenützt zu lassen, nicht widerstehen konnte, kann Niemand bei seiner Entsittlichung Wunder nehmen. Wenn er bei der Entführung Mariens sogar vor einer Brandlegung nicht zurückzuschrecken schien, so hatte er selbst keinen Anstand

daran; seine Begleiter sollten nach ihrem Auftrage blos Lärm und Verwirrung stiften, um ihm selbst Gelegenheit des Entkommens zu geben, sich gleichzeitig des Mädchens bemächtigen zu können. Da ihnen dieses auf keine Weise gelingen wollte, geriethen sie selbst auf den Gedanken, Feuer anzulegen. Wir wollen mit dem Allen jedoch keineswegs den Conte nach Art der französischen Romantiker als einen der Helden unseres Romans seinen schlechten Handlungen zum Trotze durch eine falsche Sentimentalität entschuldigen; im Gegentheile, was er, wie der geehrte Leser weiß, bis jetzt gethan, läßt keine Rechtfertigung zu; allein die Anführung dieser Umstände war schon deshalb nothwendig, um die Möglichkeit einer Sinnesänderung begreiflich zu machen.

Der Conte wußte nun, was er zu thun hatte und er ging mit allem jenen Eifer, der ihm sonst bei verwerflichen und schlechten Streichen nie gefehlt hatte, auch diesmal an's Werk. Schon bei den erwähnten kurzen Besuchen hatte er Marie mit einem Wohlwollen behandelt, das ebenso entfernt von leerer und lächerlicher Artigkeit, als von schmeichlerischer Zudringlichkeit war. Es lag Etwas von sittlicher Achtung darin, soweit er nämlich solcher bei seiner inneren Verderbtheit fähig war, und Marie fühlte das wohl heraus, sie war ihm dafür dankbar.

Doch erst, nachdem er das drittemal wiederkam, wagte er sie anzusprechen; er mußte endlich beginnen, denn die Zeit drängte. Er begann damit, sie um Vergebung für Alles, was sie bisher durch ihn erduldet, zu bitten und das aufrichtige Geständniß abzulegen, daß er nun, weil er sie in Gefahr gebracht, es auch auf sich genommen habe, sie daraus zu retten; doch liege die Möglichkeit dazu allein in ihrer Hand, woran er aber fast verzweifeln müsse, da es ihm unmöglich schiene, wie sie nach Allem, was sie bisher von ihm erfahren, noch *Vertrauen zu ihm fassen* könne. — Er setzte das, was hier in

wenig Worten angedeutet ist, mit großer Beredsamkeit und jenem wohlthuenden Feuer, welches die wahre Empfindung gibt, auseinander. Seine sonst von wilder Leidenschaftlichkeit verzerrten Züge hatten durch seinen diesmal edlen Eifer einen Ausdruck wirklicher Schönheit erhalten, der doppelt bedauern ließ, wie ein Mann, mit solchen Gaben ausgestattet, so weit vom Wege des Rechten sich hatte verirren können.

Marie hatte ihm mit steigender Theilnahme zugehört, es lag Etwas in dem Tone seiner Stimme, das in ihrem Innern einen Widerhall fand und so unerklärlich es ihr selbst erschien, daß Derjenige, den sie kurz vorher nur verachten und verabscheuen konnte, ihr jetzt schön und der Theilnahme werth erschien, so war's doch so und nicht anders, sie konnte sich's selbst nicht wegleugnen. Es wird, wie so Vieles, ja eigentlich Alles, was das innere geistige Leben in seiner innersten Wesenheit und Tiefe betrifft, stets ein unaufgeklärtes Geheimniß bleiben, wie jenes unser ganzes Selbst in Eins zusammendrängende, bald verheerende und unlautere, bald aber auch heilige, veredelnde und beseligende Gefühl, das wir Liebe nennen, so plötzlich und unbewußt mit starkem Flügelschlage unsern Geist umschweben, unser Ich gefangen nehmen kann. Da gibt es keine Unwahrscheinlichkeit, keine psychologische Unmöglichkeit; Sie ist da und hält ihren Einzug mit aller ihrer Herrlichkeit und in ihrer vollen Macht, die Liebe; zwei Gestalten sind in ihrem Gefolge, ein himmlischer glückbringender Genius und ein schwarzer Dämon, welcher die Drachenbrut der Eifersucht, Zwietracht, Begehrlichkeit, kurz alle den Menschen und sein Leben vergiftenden Leidenschaft in das unbewachte Herz säet. Der Liebe kann der Mensch den Einzug nicht verwehren, dagegen ist er machtlos, aber welcher von ihren Begleitern mit in unser Inneres einzieht, d a s steht in seiner Macht.

Was Marie fühlte, war, ohne daß sie's selbst wußte,

Liebe. Jetzt erst sollte sie einsehen und erfahren lernen, daß jenes Gefühl der Anhänglichkeit und aufopfernden Treue, das sie so lange zur freiwilligen Dienerin eines Mannes gemacht hatte, der sie zuletzt betrog, von jenem der Liebe in ihrer eigentlichen Wesenheit ein ganz verschiedenes sei. Ueber dieser Empfindung, die natürlich erst nach und nach immer deutlicher in's Bewußtsein trat, vergaß sie selbst einen Moment lang die ihr angekündigte Gefahr. Endlich schien sie sich zu besinnen und fragte voll Besorgniß, welche Gefahr ihr noch drohen könne, da ja die nächste und größte mit seiner Sinnesänderung behoben sei.

Der Conte machte sie mit der ganzen Größe des ihr drohenden Verderbens bekannt; er hatte nicht nöthig, den Character Löschners in's Schwarze zu malen, um ihr begreiflich zu machen, daß er zu Allem fähig sei; sie wußte das selbst, denn sein bloßes Erscheinen machte auf sie den Eindruck, als ob ein Dämon sie umstricke, wenn er sie aber berührte, dann schauderte sie in sich zusammen, als wie vor einem giftigen häßlichen Gewürme.

„Und was muß ich thun, um dieser Gefahr zu entgehen?" fragte sie mit ängstlicher Spannung.

„Nichts als Vertrauen zu mir fassen, daß ich dich nicht verderben will."

„Herr", erwiderte sie, „ich kenne Euch nicht, ich weiß nicht einmal, wer Ihr seid, was ich von Euch Schlimmes erfahre, will ich gerne vergessen, ja ich will, obwohl mir Euer vertrautes Verhältniß mit schlechten Menschen kein Vertrauen einflößen kann, Euch dennoch glauben, daß Ihr bereut, daß Ihr Euren Sinn zum Bessern gewendet habt."

„Gott sei Dank", rief der Conte hoch erfreut, denn er war auf Widerstand gefaßt und war sehr verwundert, *daß es ihm gelungen* war, das Mißtrauen gegen sich so *rasch zu besiegen* und die Verachtung wie den Abscheu,

welchen Marie ihm gezeigt hatte, so bald weichen zu sehen. „Gott sei Dank", wiederholte er. „jetzt wird Alles gut werden, jetzt bist Du gerettet! Was aber meinen Namen betrifft, so erlaube mir, Dir denselben so lange zu verschweigen, bis Du mich Deines Vertrauens würdiger findest. Glaube mir, daß ich es redlich mit Dir meine", hier legte er die Hand betheuernd auf seine Brust und erglühte im edlen Eifer — und daß ich kein aus der Gesellschaft der Menschen ausgestoßener Verbrecher bin. Reiche mir Deine Hand zum Zeichen Deines Vertrauens."

Marie gab ihm zitternd und hocherglühend die Rechte; er fühlte, wie ihr Puls heiß und heftig fieberte, wie sie zitterte, sah, wie das Roth der Scham bis in die Augensterne ihr Gesicht färbte, wie ein gewisser unbeschreiblicher Schmelz ihren Teint glänzen machte, wie ihr keuscher Busen sich hob und senkte, ja er fühlte das Pochen ihres heftig schlagenden Herzens bis in die Fingerspitzen. Ein Naß zitterte an ihren Augenwimpern, die sie zu Boden schlug. Er hätte nicht der gewandte erfahrene Weltmann sein müssen, um nicht zu begreifen, was in ihr vorging, und einen Augenblick lang triumphirte er und der alte böse Feind zischelte ihm mit schlängelnder Zunge in's Ohr: Sie ist Dein, sei kein Narr und nimm sie hin! aber es war auch nur ein Augenblick und sein besseres Gefühl hatte wieder den Sieg davongetragen.

Vielleicht wäre dieser Sieg trotz aller guten Vorsätze nicht möglich gewesen, hätte nicht auch er mit magischer Gewalt sich zu ihr hingezogen gefühlt, wäre nicht auch in sein Herz die Liebe jauchzend und triumphirend eingezogen. Er, der bisher nur die Leidenschaft und die Begehrlichkeit kannte, der über Moral und Tugend als eine spießbürgerliche Prüderie lachte, auch er fühlte die Macht *eines Gefühles*, das, indem es sich entwickelt, für den

erſten Augenblick wenigſtens auch den verdorbenſten Menſchen mit Achtung für ſeinen Gegenſtand, mit dem Wunſche, ihn glücklich zu machen erfüllt.

Er ergriff ihre Hand bewegt und drückte einen heißen Kuß darauf. Marie aber zog ſie zürnend und heftig zurück. „Was iſt das?“ rief ſie, „Ihr vergeßt raſch, was Ihr Euch vorgenommen.“

Daß der Handkuß ein Act ſchuldiger Galanterie war, wußte ſie nicht, ſie hatte es bisher Niemanden geſtattet, ſich eine ſolche, in ihren Augen große Vertraulichkeit zu erlauben.

Der Conte entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, er war wie ein Kind verlegen und ſchämte ſich ſeines Mißgriffes.

Sie entſchuldigte ihn bei ſich ſelbſt und verzieh ihm. Dann nahm ſie das Geſpräch wieder auf. „Nun ſagt mir, wodurch ich Euch mein Vertrauen beweiſen kann? Was muß geſchehen, um mich aus dieſer gefährlichen Lage zu bringen.“

„Ihr müßt mir geſtatten, Euch von hier zu entführen.“

„Wenn Ihr mir zur Flucht behilflich ſein wollt, werde ich Euere Hilfe dankbar annehmen. Mit Euch aber kann und darf ich nicht fliehen.“

„Dann wird auch Euere Flucht vergebens ſein, Ihr müßt den Schein auf Euch nehmen, als hättet Ihr meine Bitten erhört, als wäret Ihr die Meine geworden. Ich bürge Euch bei Allem, was mir heilig iſt, dafür, daß ich den Schein nicht mißbrauchen, daß ich Euch mit ſchuldiger Achtung begegnen will, bis Ihr in Sicherheit ſeid.“

„Das begreife ich nicht“, entgegnete Marie. „Wenn ich unter Euerem Schutze fliehe, dann hat es ja von *ſelbſt den Anſchein*, als wäre ich mit und wegen Euch

geflohen. Das kann ich mir einen Augenblick lang gefallen lassen, weil es nicht anders sein kann; allein, sobald wir aus diesem unseligen Hause sind, will und muß ich wieder frei sein und meinen Weg allein fortsetzen."

„Das geht nicht, man wird uns beobachten und wir können keinen Schritt weit ohne das überwachende Mißtrauen des alten verhärteten Löschner thun. Sollen wir sicher sein, dann müßt Ihr Euch von mir führen lassen, mehr noch, Ihr müßt mir offene Zeichen Euerer Gunst geben und den Alten glauben machen, Ihr habt Euch mir mit Leib und Seele ergeben."

„Dann überlaßt mich meinem Schicksale, das wird niemals geschehen!" rief Marie in dem Tone unerschütterlichen Entschlusses.

Vergebens bot der Conte seine ganze Beredtsamkeit auf; vergebens suchte er sie zu überzeugen, daß der Unterschied zwischen beiden Arten der Flucht nur vor ihrem eigenen Gewissen bestehe und nicht vor den Augen der Leute, welchen eine Flucht mit seiner Hilfe immer als eine Entführung erscheinen werde; sie blieb unbeweglich und unerschütterlich auf ihrem ausgesprochenen Entschlusse.

Der Conte der den wahren Beweggrund dieses Verhaltens nicht begriff, sah diesen Entschluß für weiblichen Starrsinn an, der zuletzt der Nothwendigkeit sich beugen müsse; er gab deshalb die Hoffnung nicht auf, Marie noch zu bewegen; für heute, das sah er wohl, durfte er nicht mehr in sie dringen, aber wenn er morgen wiederkomme, meinte er, werde sie sich die Sache wohl reiflicher überlegt haben.

Als er ging, reichte ihm Marie die Hand zum Abschiede, ihre Seele war in ihren Tiefen erschüttert, sie litt fürchterlich, und doch mußte sie sich Gewalt anthun, *ihre Empfindung* nicht zu verrathen. Sie fühlte, daß sie

Graf v. Leslie zählte unter denselben in erster Reihe. Gleichwohl wurde dadurch das freundliche Verhältniß Schönbeins mit allen diesen Herren nicht getrübt, da er unerschöpflich in Auffindung von Zufällen war, welche das Eintreffen seiner Gelder hinausschoben. Indessen wurde seine Lage doch immer bedenklicher und er mußte auf ein neues großartiges Mittel sinnen, sich aus der Verlegenheit wieder für einige Monate zu retten. Zwar spielte er fast immer glücklich und gewann nicht unbedeutende Summen. Allein sie reichten bei seinem Aufwande nicht hin. Daß ihm das Glück immer treu blieb, schien Vielen nicht mit rechten Dingen zuzugehen und er würde dem Verdachte, sich allerlei Kunstgriffe zu erlauben, nicht entgangen sein, hätte er nicht die Vorsicht gebraucht, gerade dann, wenn sein großes Glück die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, einen Theil des Gewonnenen durch absichtliches Verlieren zu opfern. Die 3 Herren befanden sich eben in einer solchen Verhandlung, als der Besuch des Grafen Wenzel v. Purgstall gemeldet wurde. Einen solchen Besuch konnte man unter keinem Vorwande abweisen und Graf v. Leslie beeilte sich, dem angemeldeten Gaste entgegenzueilen.

Graf v. Purgstall war als ein besonders gelehrter und gebildeter Cavalier bekannt und war, obgleich er sich sonderbarer Weise keiner besonderen Auszeichnung von Seiten des Hofes erfreute, ein außerordentlich angesehener Mann. Er war nur auf einige Tage in die Hauptstadt gekommen, denn in der Regel lebte er auf seinem Schlosse Hainfeld.

Graf von Purgstall war, als er eintrat, in der heitersten Laune; denn er hatte soeben die Bewilligung erhalten, auch verbotene Werke sich anschaffen zu dürfen. Um einen Begriff zu haben, wie viel diese ausnahmsweise Begünstigung werth war, muß man wissen, daß die Zahl der verbotenen Werke ein überaus große war, und daß selbst Schriften, die *man in Rom* ohne Anstand zu lesen erlaubte, in Oesterreich

unter die unerlaubten gehörten. Selbst Graf Purgstall, der eine Sammlung von 10.000 Bänden zusammenbrachte, hatte die Erlaubniß nicht erhalten können, einige Werke, die damals im höchsten Ansehen von Geist und Gelehrsamkeit standen, wie z. B. das Wörterbuch von Bayle, in seiner Bibliothek zu haben. Diese starre Abschließung gegen die ausländische Literatur konnte indessen die Theilnahme der Geister an den Fortschritten der Zeit nicht aufhalten, und so wenig man ein Contagium absperren kann, das sich durch die Luft fortpflanzt, so wenig vermochte man, den geistigen Fortschritt des Jahrhunderts aufzuhalten, um so weniger, als man auch damals jedes verbotene Buch, wenn auch mit größeren Kosten beziehen konnte, und das Verbot nur die Wirkung hatte, die Begierde darnach zu erhöhen. Uebrigens beschränkte sich diese Theilnahme an dem geistigen Fortschritte der Zeit auf sehr Wenige. Wenn es hoch kam, kannte man die Werke von Cervantes, Crebillon und Lesage, aber man wußte nichts von Racine und Moliere.

Was die gute Laune des ehrenwerthen Grafen von Purgstall noch bedeutend erhöhte, war der Umstand, daß er eine Art von Secretär in einem jungen Manne von Kenntnissen und Bildung gefunden hatte. Es war dies, wie wir bereits zu errathen im Stande sind, niemand Anderer, als Anton, welchen Theresia empfohlen hatte, und von dem der Graf ganz bezaubert schien.

Hatte sich Schönbein schon über die unwillkommene Störung durch den Besuch des Grafen geärgert, so reizte ihn die Erwähnung von Antons ausgezeichneten Eigenschaften noch mehr auf. Er bemerkte daher spöttisch, daß der Enthusiasmus des ersten Augenblicks sich nur allzuoft in das gerade Gegentheil verkehre. Hätte er gewußt, warum es dem Grafen eigentlich zu thun sei, so würde er mit Vergnügen

seine Zeit und seine Kräfte, ohne auf irgend eine Erkenntlichkeit Anspruch zu machen, ihm gewidmet haben.

Mit vieler Artigkeit bedankte sich Graf Purgstall, ließ aber doch merken, daß er Verbindlichkeiten, welche er nicht zu entgelten vermöge, einzugehen nicht liebe.

Schönbein empfahl sich; die Gegenwart des Grafen v. Purgstall war ihm offenbar nicht angenehm, denn er erkannte in diesem auf den ersten Blick einen Mann, der Dinge und Menschen streng zu beurtheilen gewohnt war und in Allem, wie man zu sagen pflegt, auf den Grund ging, er wünschte es deßhalb auch vermieden, daß sein Project in dessen Gegenwart besprochen werde.

Die drei Herren blieben noch lange beisammen, und obschon die Unterhaltung mit dem Gegenstande unserer Geschichte oder eigentlich den Schicksalen der Helden derselben in keinem Zusammenhange steht, müssen wir doch Etwas dabei verweilen, weil unsere Aufgabe, auch die Zeit der großen Kaiserin soviel als möglich zu schildern, dadurch eine Vervollständigung erhält.

Graf Purgstall hatte Ursache zu persönlicher Unzufriedenheit, denn man hatte ihn, der doch so Manches geleistet, und so viele Verdienste aufzuweisen hatte, noch mit keiner Auszeichnung bedacht, selbst der Würde eines geheimen Rathes, die so Manchen ohne allen Anspruch darauf ertheilt worden war, hatte er sich nicht zu erfreuen. Allein die ihm, wie er glaubte, persönlich widerfahrene Zurücksetzung hinderte ihn nicht, den beiden andern Herren gegenüber, welche dem alten bis dahin in Oesterreich starr festgehaltenen System anhingen, die Maßregeln der Kaiserin, durch welche Oesterreich nach und nach gleichsam unbewußt, eine Neugestaltung, wenn nicht erhielt, doch vorbereitete, warm und lebhaft in Schutz *zu nehmen.* In allen Zweigen der Verwaltung wurde der *alte Schlendrian* aufgegeben, und überall durch Umgestaltung

und Creirung der neuen Centralstellen in Wien eine einheitliche Leitung hergestellt, die lose und bis dahin, man kann wohl sagen, äußere Verbindung der Provinzen wurde dadurch allmälig zu einer inneren und organischen. Allerdings wurden dadurch der Adel und die Stände in der Geltendmachung ihrer Sonderprivilegien beschränkt, allerdings erhöhte sich die Last der Steuern und indirecten Abgaben, allein Maria Theresia wußte die Ersten durch das besondere Interesse, welches sie selbst für die Familienangelegenheiten des hohen Adels — es liegen dafür merkwürdige in's kleinste Detail gehende briefliche und urkundliche Belege vor — und dadurch, daß sie den Adel an den Hof fesselte, und ihn gleichsam als Glieder einer Familie betrachtete, zu entschädigen, und der erhöhten Steuer entsprach eine seitdem offenbar gewachsene Steuerfähigkeit, dafür erhielt der Bürger der Städte und der Bewohner des Landes größeren Rechtsschutz durch die Trennung der Justiz von der Verwaltung und besonders durch die Einführung der Kreisämter, die recht eigentlich die Aufgabe hatte, den Unterthan gegen ungerechte Willkür des Grundherrn in Schutz zu nehmen. Es würde uns zuweit führen, wollten wir alle diese in ihren Wirkungen und Folgen großartigen, in der äußeren Einführung unscheinbaren Regierungsmaßregeln aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia auch nur anführen. Im Ganzen wurde die Bahn des Festhaltens am Alten aus mißverstandener Pietät und Gewohnheit verlassen, und Oesterreich auf den Weg des langsam aber unaufhaltsam sich entwickelnden Fortschrittes gebracht. Aber eben deßhalb konnte es auch nicht fehlen, daß die Geister, welche die Forderungen der Zeit nicht begriffen, oder weil die eigenen kleinen Interessen gefährdet und verletzt erschienen, sich mit der Regierung und ihren Maßregeln nicht befreunden konnten, und wie immer geschah es auch hier, daß gerade die an sich unbedeutendsten Neuerungen, z. B. das Abschaffen gewisser Perser

Etikettesormen den größten Widerstand fanden. Besonders die Hofleute und Staatsmänner aus der alten Schule standen, wenn auch nicht in offener, so doch stiller aber consequenter Opposition gegen die Regierung, und erlaubten sich ziemlich offenen Tadel; in der Bildung einer jeden neuen Ordnung sahen sie Nichts als Unordnung und Uebergriffe. Ihre Meinung läßt sich in die Aeußerung des alten Fürsten von Khevenhüller zusammenfassen, der meinte, „es sei nicht zu wundern, daß bei einer so unordentlichen und verwirrten Handlung die in- und ausländischen Geschäfte immer mehr in Verfall geriethen." So erregte die Abänderung des Titels der Glieder der kaiserlichen Familie, welche königliche Hoheit statt wie bisher erzherzogliche Durchlaucht genannt wurden, um nur ein Beispiel zu geben, das Mißvergnügen dieser Partei. Sahen diese Leute auch oft in Stunden stillen Nachdenkens ein, daß die Zeit keinen Stillstand kenne und sich nicht aufhalten lasse, so gewannen sie es doch nicht über sich, sich mit der Zeit und ihren Forderungen zu versöhnen, sie wollten bleiben, wie sie waren und glaubten ein Recht dazu zu haben. Bei Allen dem darf man aber nicht vergessen, daß sich ihr Mißmuth und ihre Opposition stets nur gegen die Räthe der Kaiserin richteten, und daß diese selbst ihnen im Gefühle altberühmter Loyalität und Treue über allen und jeden Tadel stand, weßhalb denn auch alle Anordnungen, ohne Widerstand zu finden, ausgeführt wurden.

Namentlich der Adel in der Provinz hing an den veralteten Anschauungen fest, und es darf uns nicht wundern, wenn wir auch sonst tüchtige und ehrenwerthe Männer auf der Seite der stillen Malcontenten finden. Graf Purgstall aber begriff die Zeit, in der er lebte, und ihre Forderungen, weßhalb er auch die Neuerungen unter der Regierung der Kaiserin in Schutz nahm. Auch dies war ein Grund mehr für Schönbein, er kannte die Gesinnung des Grafen, ihm

auszuweichen. Nicht als ob er selbst die Ansichten der Männer des alten Systems theilte, im Gegentheile, er war seinem ganzen Wesen selbst seiner äußeren Erscheinung nach ein entschiedener Anhänger der sich Bahn brechenden freien Ideen über Staat und Politik, und in Wien trat er als begeisteter Anhänger des Fürsten Kauniz und des französischen Geistes in Sitte, Bildung und Kleidung auf, welches Letztere beiläufig gesagt auch bei den Gegnern der Fall war, da sie die Mode dazu zwang, aber hier fand er es seinem Vortheile angemessen, um sich in das Vertrauen der Personen, mit welchen er umging, einzuschmeicheln, sich auf die Seite der „Alten" zu stellen; ja er hatte dabei noch ganz besondere Zwecke und suchte, so weit es nur möglich war, die Unzufriedenheit zu nähren, zu steigern und wäre es nur halbwegs erreichbar gewesen, zur offenen Flamme anzufachen. Er beging aber dabei den großen Fehler, daß er diese Unzufriedenheit nicht blos gegen die Organe der Regierung, sondern gegen die Person der Kaiserin selbst gerichtet wähnte.

Wir lassen die drei vornehmen Herren in ihrer Discussion, ohne ihnen darin zu folgen und begeben uns dafür mit dem Ritter v. Schönbein in das Hotel, wo Löschner seiner wartete. Lächend rief ihm Schönbein entgegen, ob er noch immer Lust habe, nähere Bekanntschaft mit dem Galgen und Rade zu machen?

Löschner entgegnete kalt: „Wie die Dinge stehen, dürften wir einander wohl Gesellschaft dabei leisten."

Der Ritter fuhr über diese unverschämte Entgegnung zornig auf, aber der olte Satan weidete sich offenbar an diesem Zorne, der von einer Beimischung von Furcht und Schrecken nicht frei war.

„Es ist kein Scherz, den ich mir gegen Euer Gnaden nie erlauben würde, sondern leider bitterer Ernst, der mich nöthigt, so zu sprechen. — Mein letzter Briefwechsel mit dem

..... schen Gesandtschaftssecretär ist, wie ich sicher weiß, aufgefangen worden."

„Wenn es weiter Nichts, als das ist," rief Schönbein, sichtlich von einer schweren Last befreit, „so laß Dir keine grauen Haare wachsen, alter Sünder. Glaubst Du, ich war so dumm, alle Vorsicht außer Acht zu lassen? Ich will Den kennen, der im Stande ist, aus der Schrift, dem Siegel, oder irgend einem anderen Umstande auf die Spur des Schreibers zu kommen!"

„Man muß aber doch aus irgend etwas entnommen haben, daß diese Spur hier nach Grätz führt, denn ich weiß durch einen bezahlten Spion, daß der Auftrag hieher gelangt ist, auf alle Fremden, die sich hier befinden zu invigiliren und besonders ihre Correspondenz zu überwachen."

„Da hat man Dir Etwas weiß gemacht, damit Du Dein Geld nicht ganz umsonst ausgibst. Ich weiß das besser, mir hat es einer der Regierungsräthe selbst im Vertrauen mitgetheilt. Das gilt einem Agenten einer neuen geheimen Gesellschaft, die sich, ich weiß nicht wie, nennt und damit haben wir nichts zu schaffen."

„Um so besser", meinte Löschner, „doch kann man nie genug vorsichtig sein. Noch Etwas", setzte er dann hinzu, Marie hat sich aus dem Staube gemacht, der Conte ist darüber in Verzweiflung, denn, denkt nur, Herr Ritter, er scheint ernstlich verliebt in das alberne Ding."

Der Ritter sah ihn lange mit lauerndem Mißtrauen an, endlich ging er auf ihn zu und faßte ihn, indem er mit furchtbarem Ernste zudonnerte: „Ich hoffe nicht, Schurke, daß Du's gewagt hast, Deine Drohung wahr zu machen!"

Aber Löschner verzog keine Meine, hätte er's wirklich gethan, er hätte sich durch ein satanisches Grinsen verrathen, denn das war diesem Manne eigen, sobald er irgend etwas Entsetzliches gethan hatte, der Ritter aber, noch immer nicht

beruhigt, ging ihn jetzt noch drohender an: „Elender, ihr Blut klebt an Deinen Fingern!“ Diesen Ausruf that Schönbein in so furchtbarer Aufregung, wie ihn Löschner noch nie gesehen hatte. Diesen erfaßte daher die Angst, und zitternd erwiederte er: „Sie lebt ja, wie Ihr Euch bald genug überzeugen werdet.“

„Sie lebt,“ rief Schönbein erstaunt, „und ist nicht mehr in unserer Gewalt und auch der Conte hat sie nicht entführt? Sprich, wie geht das zu, wie ist das möglich; aber gib Acht, daß Du Dich nicht in Widersprüche verwickelst, sonst erwürge ich Dich mit diesen meinen Händen!“ und dabei hielt er ihn noch immer mit krampfhafter Festigkeit am Kragen fest.

„So laßt mich doch erst los, damit ich reden kann, sonst bin ich's ja vor Angst nicht im Stande,“ stöhnte Löschner.

Der Ritter stellte sich ihm mit verschränkten Armen, aber keinen Blick von ihm wendend, gegenüber. „Sprich,“ sagte er etwas ruhiger, aber noch immer mit jenem kalten Ernste, der einen äußersten Entschluß verrieth.

„Wie es kam, weiß ich Euch selbst nicht zu berichten, aber so viel ist gewiß, daß sie geflohen ist, und damit Ihr nicht länger zweifelt, daß ihr kein Leid angethan worden, so seht hier die Zeilen von ihrer Hand, Ihr müßt sie kennen, die ich gestern durch einen Bauer erhielt, der mir blos sagte, sie seien ihm von einer Weibsperson auf der Straße nach Maria Trost übergeben worden.“

Wohl kannte Schönbein die Hand, welche diese Zeilen geschrieben, sie lauteten: „Mit diesem Zedul will ich blos bezeugen, daß die Akte, als welche mich bewachen gemußt hat, keinerlei Schuld bei meiner Entweichung hat, auf daß Ihr nicht etwa in ungerechtem Zorne derselbigen etwas Leides anthun mögt.“

Schönbein stampfte vor Aerger mit dem Fusse, biß sich in die Lippen und hieß Löschner das Zimmer verlassen.

Sechzehntes Capitel.

Die Flucht.

Als Marie dem Conte die Hand zum Abſchiede reichte, hatte ſie bereits den feſten, unerſchütterlichen Vorſatz gefaßt, auf jede Gefahr hin die Flucht zu verſuchen, aber allein und ohne deſſen Hilfe. Was ſie dazu vor Allem beſtimmte, war aber nichts Anderes, als die in ihrem Bewußtſein immer klarer hervortretende Nothwendigkeit, ihr eigenes Gefühl für den Conte gleich im Beginne zu unterdrücken. Es ſchien ihr nicht erlaubt, einen Mann, welchen ſie wohl zu entſchuldigen, aber nicht zu rechtfertigen vermochte, zu lieben, ohne ſich gegen das Heilige und Hohe der Liebe ſelbſt zu verſündigen. Rein und fleckenlos mußte der Gegenſtand ihrer Liebe vor ihr daſtehen, wenn nicht dieſe ſelbſt Sünde ſein ſollte. Deshalb kämpfte ſie mit ſich den harten Kampf, deshalb ſuchte ſie durch die Kraft ihres Willens ihr armes, heftig ſchlagendes Herz zur Ruhe zu bringen. Dazu kam noch, daß eben durch die Fehler, welche ſie in ihrem früheren Leben, obwohl unbewußt, begangen hatte, ihre Begriffe über die weibliche Unbeſcholtenheit exaltirten, ſo daß ſelbſt der Schein der Unehre, welchen die Flucht mit dem Conte auf ſie geladen haben würde, ihr als eine Entweihung und Verſündigung erſchien.

Aber der Entſchluß zu fliehen war leichter gefaßt als ausgeführt. Zwar die Alte konnte ſie zu bewegen hoffen, oder auch einzuſchüchtern, denn daß Stärke und Feſtigkeit des Charakters nicht zu den Eigenſchaften derſelben gehörten, hatte ſie weg; allein was war damit gewonnen? Das Haus lag in einem mit Mauern umgebenen Hofraume, auf dem Tags über ſtets ein offenbar zu dem Zwecke der Ueberwachung gezahlter Mann, der als Taglöhner gelten ſollte, wenngleich er ſo gut wie nichts arbeitete, ſich aufhielt, und das Ausſehen

dieſes Menſchen, der zu Allem fähig und entſchloſſen ſchien, weiſſagte ihr nichts Gutes. Nachts aber ſprangen zwei große von der Kette losgelaſſene Beſtien von Hunden umher, die Jeden, der es gewagt haben würde, den Hof zu betreten, unfehlbar zerriſſen haben würden. Zwar hatte ſie es dahin gebracht, daß ihr die Alte geſtattete in den Garten zu gehen, der nur mit einem Zaune umfriedet war, allein nicht blos, daß ſie die Alte ſtets begleitete, es entging ihr auch nicht, daß der angebliche Taglöhner ſich ſtets Etwas daſelbſt zu ſchaffen machte, ſobald ſie den Fuß in den Garten ſetzte.

So unbeſiegbar die Hinderniſſe einer Flucht auch ſchienen, Marie verzagte nicht; denn ſie hoffte auf den Beiſtand Deſſen, der ſie bisher noch immer gnädig bewahrt und geführt hatte. Als ſie ſo daſaß und über ihr Vorhaben ſann und ſann, ohne doch einen Ausweg finden zu können, fiel ihr Blick auf eine Stiege, welche aus der Stube in die Bodenkammer führte. Sie hätte bei dieſem Anblicke laut aufjauchzen mögen vor freudiger Ueberraſchung, denn der Ausweg ſchien gefunden zu ſein. Wenn die Alte des Nachts ſchlief, konnte ſie auf den Boden gelangen, von welchem, wie ſie wußte, eine Oeffnung zur Aufnahme von Heu und Stroh, auf die Straße ging. Der Wagbalken konnte ihr dazu dienen, ſich mittelſt desſelben auf dieſe herabzulaſſen, da das Haus niedrig genug war um im äußerſten Falle ſelbſt einen Sprung zu wagen.

Sie überließ ſich ihren Gedanken und ihren Hoffnungen und verlor ſich in das Reich der Möglichkeiten und Träume. Wie wollte ſie, nachdem ſie ihre Liebe zum Opfer gebracht hatte, in ſtiller Duldung und Entſagung ſich das Schwerſte auflegen, um ſich mit ihrer Vergangenheit zu verſöhnen. So wußte ſie gar nicht, daß die Alte wieder hereingekommen war und ſie mehrmalen vergeblich anredete. Dieſe, ſtets bemüht, Marie zu tröſten und zu zerſtreuen, begann von Dieſem und Jenem zu reden; allein heute ſchien Alles vergeblich.

Marie erwachte und begriff noch zu rechter Zeit, daß sie durch Nichts verrathen dürfe, über was sie brütete; sie fing daher an zur frohen Ueberraschung der Alten von dem Conte zu reden, wie sie über ihn nachgedacht und gefunden habe, daß er am Ende doch gut und liebenswürdig scheine. Das war Wasser auf die Mühle der Alten und diese wurde nun nicht müde, dem Conte alles Gute in ihrer Weise nachzusagen und ging endlich darauf über, Marie Vorstellungen zu machen, sie möge doch die Hilfe des Conte nicht zurückweisen und ihr Glück nicht verscherzen. Marie schien darauf eingehen und sich mit diesem Gedanken befreunden zu wollen; so daß die Alte triumphirte und auf Mittel sann, dem Conte die günstige Botschaft sagen zu lassen, bevor Marie ihren Sinn wieder geändert habe. So viel hatte diese erreicht, daß die Alte sich zufrieden auf ihr Lager streckte und sich ohne Mißtrauen und Besorgniß dem Schlafe überließ.

Auch Marie schien sich dem Schlafe zu überlassen, denn sie regte sich nicht; aber kein Schlummer fiel auf ihre Augenlieder. Angst und Hoffnung, Unruhe, Furcht, Entschlossenheit und Muth beherrschten sie im raschen Wechsel. Sie zählte die Minuten, sie horchte ängstlich auf jedem Athemzug der Alten und wenn diese ein Glied bewegte, rieselte ein kalter Schauer durch ihren Körper. Hing doch ihr Leben, ihr Glück an einem Athemzuge, und wenn die Alte erwachte, war Alles verloren. Aber Marie war es, als stünde ihr ein Engel, wie sie dieselben in der Kirche mit dem goldenen Flügelpaare gesehen hatte, sie schützend zur Seite. Sie stand vorsichtig aber rasch auf, denn sie wußte, daß der Schlaf der Alten nicht von zu langer Dauer sei. Mit bloßen Füssen, die Schuhe in den Händen haltend, stieg sie mit zurückgehaltenem Athem und hochklopfendem Herzen die leiterartige Stiege hinan, sich bei jedem Schritte furchtsam umsehend, ob die Alte kein Zeichen des Erwachens gebe. Mit jeder Stufe, die sie höher

kam, stieg ihre Zuversicht auf den glücklichen Erfolg, jetzt stand sie auf der letzten — ein Schritt noch und sie schien gerettet — da wendete sich die Alte um und rief: „Marie!"

Starres Entsetzen erfaßte die Gerufene, sie mußte sich an dem Balken halten, um nicht herunter zu fallen; kalte Schweißtropfen standen ihr auf der Stirne, sie zitterte an allen ihren Gliedern; ein verzweiflungsvoller Blick zum Himmel verrieth die furchtbare Angst, den tiefen Seelenschmerz, aber indem sie sich gleich darauf mit den Worten: „Herr, Dein Wille geschehe," wieder in ihr Schicksal zu ergeben schien, da sah sie den Engel wieder; sie faßte neuen Muth und setzte den Fuß auf die Diele des Bodens.

Die Alte hatte nur im Traume gerufen, drehte sich wieder um und schlief fort.

Einen Augenblick noch lauscht Marie in Todesangst, ob sich der Ruf nicht wiederholt; da Alles stille blieb, da sie deutlich hörte, wie die Alte sogar zu schnarchen begann, fiel sie auf ihre Knie und dankte dem Herrn in tiefster Bewegung, daß er sie gnädig aus der Gefahr gerettet. Jetzt erst wendete sie sich um, und welche neue freudige Ueberraschung, die Ausfahrtthüre gegen die Straße weit offen, daß sie nicht nöthig hatte, im Finstern herumzutappen, sondern bei der mondhellen Nacht mit wenig Schritten vor der Oeffnung stand. Mit einem Blicke hatte sie die Höhe bis zur Straße gemessen und erkannt, daß, wenn sie sich an dem Wagbalken hing und herabließ, nur einige Fuß sie vom Boden trennten, so daß sie ohne Gefahr den Boden zu erreichen im Stande war.

Mit schnellem Entschlusse war das Alles glücklich ausgeführt. Sie stand auf der Straße und sah die Landschaft im Glanze des Vollmondes vor sich. Das Gefühl der Freiheit schwellte ihre Brust, sie stand, durch die gelungene That, noch mehr durch das Bewußtsein ihres inneren Sieges gehoben, wie eine Heldin da.

Aber wohin sich jetzt wenden? Mitten im Winter, ohne hinreichenden Schutz gegen die Kälte, mit bloßem Kopfe in die Welt hinauswandern, ohne zu wissen, wohin, dazu die Angst, daß man ihr nachsetzen und sie verfolgen werde, das dämpfte ihren Muth und Stolz wieder, und sie fühlte von Neuem, wie viel größer die Schwierigkeiten der Flucht seien, als sie sich gedacht hatte. Da fiel ihr Blick auf ein Kirchlein, das von der Spitze des bewaldeten Berges freundlich herabsah. Dorthin lenkte sie ihre Schritte, und da sie des Weges unkundig sich mitten durch die Stämme und Wurzeln des Waldes Bahn brach und die ziemlich steile Höhe mit großer Anstrengung erklimmte, langte sie erschöpft bei dem Kirchlein an. Die Anstrengung hatte sie zwar gegen die Kälte unempfindlich gemacht, ja es war ihr sogar heiß geworden, dafür schüttelte sie jetzt der Frost um so stärker, so daß die Zähne aneinander schlugen und sie zitterte wie die Zweige der Bäume, welche der Wind bewegte.

Das Kirchlein war geschlossen und bot ihr keinen Schutz. Auch hörte sie jetzt deutlich, wie unten im Hause, das sie verlassen, die Hunde bellten und wütheten und konnte den Laut menschlicher Stimmen unterscheiden. Kein Zweifel, ihre Flucht war offenbar geworden, sie konnte gewiß sein, daß der „Taglöhner" Alles aufbieten werde, ihr nachzusetzen und sie einzuholen, und die Hunde mußten ihn auf ihre Spur leiten, hätten es auch nicht die im Schnee zurückgelassenen Fußstapfen gethan.

Ihre Lage wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher, und doch woher sollte die Hilfe kommen? Sie hatte zu früh triumphirt, zu vermessen auf den Beistand des Herrn gepocht, und wieder faßte sich ihr ganzes inneres Leben in den Worten der Ergebung: Herr Dein Wille geschehe! zusammen.

Immer deutlicher, immer näher hörte sie das Schnuppern der Hunde, den Tritt ihres Verfolgers. — Sie hatte

keinen Willen, keine Gedanken mehr, als den standhaft zu leiden, was ihr bestimmt schien. Doch trat sie wie instinctmäßig hinter die Capelle zurück. Da setzte ein Thier im vollsten Sprunge an ihr vorüber. Hatte der Hund ihre Spur verloren? Aber nein, jetzt jagte der eine, wenig Augenblicke darauf der andere der beiden Hunde an ihr im wüthendsten Laufe vorüber. Es war also kein Hund gewesen, sondern ein Wild, welches die Hunde verfolgten, und welches diese gegen alles Rufen und Schelten des nur mühsam nacheilenden Mannes taub machte. Sie sah auch diesen an sich vorüber gehen — und die Angst machte sie bewußtlos zu Boden sinken.

Aber sie war gerettet! Was zu ihrem Verderben führen zu müssen schien, gerade das und nichts anderes hatte sie gerettet. Aber sie wußte es nicht, daß das Thier, welches die Hunde von ihrer Spur ablenkte, ein hungeriger Wolf war, der sie angefallen haben würde, wäre nicht der „Taglöhner" zu ihrer Verfolgung aufgebrochen. Sie war gerettet, aus größerer Gefahr durch diejenigen, denen sie rettungslos preisgegeben schien!

Das laute Bellen der Hunde, das wilde Vorüberjagen derselben hatte indessen die Bewohner einer nahen Hütte, die einige Schritte zurück in den Bäumen versteckt lag, aus dem Schlafe geweckt. Der Mann, ein Waldheger, nahm sein Gewehr und trat heraus, zu sehen, was es gäbe. Er fand Marie auf den Boden liegend. Im Anfange glaubte er eine Leiche vor sich zu sehen, als er sich jedoch bückte, um sie aufzuheben und die Spuren des warmen Lebens erkannt, nahm er die Bewußtlose und trug sie in seine Hütte. Hier brannte ein lustiges Feuer am Herde, das des Hegers Weib, als sie ihren Mann hinausgehen sah, angezündet hatte, damit er sich bei der Rückkehr erwärme.

Unter dem wohlthätigen Einflusse der Wärme kam

Marie zu sich und schlug die Augen auf. Als sie sich unter einem Dache sah, glaubte sie im ersten Augenblicke wieder in dem Hause Löschner's zu sein, doch bald erkannte sie, daß sie sich an einem ihr ganz fremden Orte befinde, die ehrlichen Züge des Hegers und seines Weibes, ihre ungeheuchelte Theilnahme flößten ihr bald Zutrauen ein. Sie konnte jedoch nur ein: Gott sei Lob und Dank! mit schwacher Stimme hervorbringen, dann sank sie wieder vor Erschöpfung auf das Lager zurück, das man ihr aus Moos und einer darüber gebreiteten Decke zurecht gemacht hatte. Ihre gesunde Natur siegte, denn bald fiel sie in einen tiefen, erquickenden Schlaf. Im Traume stand der Engel wieder vor ihr und der würdige Pfarrherr reichte ihr freundlich lächelnd die Hand. Lassen wir sie der Ruhe und des süßen Friedens genießen, die Arme, sie bedarf dessen wahrlich!

Unterdessen war es dem als Taglöhner aufgenommenen Gehilfen Löschners gelungen, die Hunde, welche die Spur des Wolfes verloren hatten, wieder zurückzurufen; er kehrte um und schritt wieder auf die Kapelle zu, fest überzeugt, daß er die Spur der Flüchtigen in der Nähe derselben auffinden müsse. In der That zeigten die Hunde durch ihr Verhalten, daß sie die Spur aufgefunden hatten, auch ließen ihn die im Schnee zurückgebliebenen Fußstapfen keinen Zweifel übrig. Allein er fand bei aufmerksamer Betrachtung, daß die Tritte Mariens wohl bis zur Kapelle führten, daß aber von da an andere Fußstapfen, und zwar die eines Mannes mit schweren eisenbeschlagenen Stiefeln, weiter führten. Er entschloß sich, diesen jedenfalls zu folgen und kam so zu der Hütte des Hegers. Es war klar, daß Marie hier eine Zuflucht gefunden haben mußte, aber wie kam es, daß von ihren Fußtritten keine Spur zu sehen war? „Er muß sie getragen haben", dachte er sich und jedenfalls muß er etwas von ihr wissen. Er klopfte daher mit derben Faustschlägen an die Thür der Hütte, so

daß der Heger heraustrat und zornig fragte, wer auf so ungestüme Weise in später Nacht hier noch etwas zu suchen habe?

Der Angeredete erwiederte trotzig: „Es habe sich eine Magd vom Hofe seines Herrn in der Nacht davongemacht und sie könne nirgends anders, wie unter diesem Dache sein, er möge sie also ohne weiters herausgeben, das schlechte Ding sei ohnehin der Mühe des Weges nicht werth."

Der Heger, der sich den Menschen, welcher mit so trotzigem Ungestüm auftrat, näher betrachtete, erkannte in ihm ungeachtet der Dunkelheit ein schlechtes Subject, welches er schon lange wegen Holzentwendung und Wilddiebstahles auf dem Korne hatte. Er begriff alsbald, daß er in dem armen, von ihm geretteten Mädchen eine Verfolgte zu beschützen habe, und erwiederte daher barsch: „Bei mir ist Niemand im Hause, als ich und mein Weib; übrigens muß ich Euch rathen, lieber sofort das Weite zu suchen, sonst bin ich gezwungen, mein Gewehr zu holen und Euch zu zeigen, was Recht ist. Ihr seid mir schon lange als Wald- und Forstfrevler bekannt, und ich habe das Recht, Euch, wenn es Noth thut, eine Kugel durch den Leib zu jagen. Darum noch einmal, auf der Stelle fort von hier, oder ich mache von meinem Rechte Gebrauch."

Der so Angeredete wußte freilich nichts Eiligeres und Besseres zu thun, als sich aus dem Staube zu machen, aber auch der ehrliche Waidmann begriff, daß die Flüchtige bei ihm auf die Dauer nicht sicher sei. Er beschloß daher, sobald es ihr Zustand nur irgend erlauben würde, auf ihr Weiterkommen bedacht zu sein.

Als Marie am nächsten Morgen gestärkt erwachte, erzählte sie in Kürze den braven Leuten ihre Schicksale und fand bei ihnen Glauben und warme Theilnahme.

„Was aber," fragte der Heger, „gedenkt Ihr jetzt zu beginnen? Hier könnt Ihr nicht bleiben, so gerne wir Euch

Zuflucht gönnen wollten und wohin wollt Ihr Eure Schritte wenden."

Die Antwort darauf wußte Marie nicht zu geben, denn sie war sich selbst darüber nicht klar, und hatte in dem Verlangen, vorerst aus der Gewalt ihrer Verfolger befreit zu werden, selbst nicht daran gedacht. In dieser Verlegenheit, meinte sie, es sei ihr gleichgiltig, wohin sie ihre Schritte lenke, sie wolle gerne arbeiten und ihr Brot ehrlich verdienen, wenn sie nur von den abscheulichen Menschen, welche sie verfolgten, in Sicherheit sei.

Der Heger berieth sich mit seinem Weibe und sagte endlich: „Ich wüßte wohl einen Zufluchtsort für Euch; aber die Leute, zu denen ich Euch bringen kann, sind arm, sehr arm und Ihr müßtet Euch viele und große Entbehrungen gefallen lassen."

„Alles, Alles", rief Marie, „will ich gerne dulden, wenn ich nur wieder unter ehrlichen und braven Menschen bin!"

„Das werdet Ihr allerdings sein", entgegnete der Heger, „dafür bürge ich Euch, aber macht Euch gefaßt, einen beschwerlichen Weg anzutreten, denn die Wohnung dieser Leute liegt hoch im Gebirge und mitten in Waldes Einsamkeit. Auch ist keine Zeit mehr zu verlieren, denn Eure Verfolger werden nicht müssig sein und ich selbst, der Euch begleiten will, kann nicht lange abwesend bleiben."

„Ich bin bereit," sprach Marie, „laßt uns denn sogleich aufbrechen."

Jetzt erst bemerkte der brave ehrliche Mann, daß das arme Mädchen gegen die Kälte des Winters und die Unbill der Witterung keinerlei Schutz hatte. Er wechselte einen bedeutsamen Blick mit seinem Weibe und dieses brachte ein *grobes aber* warmes Tuch, das einzige, das sie besaß, herbei.

In dieses hüllte sich Marie und trat unter vielen Segenswünschen und Danksagungen die beschwerliche Wanderung an.

Sie hatten kaum einige hundert Schritte zurückgelegt, als vor dem Hause des Hegers vier Kerle von höchst verdächtigem Aussehen erschienen, und mit Ungestüm Einlaß forderten. Allein die Hütte war leer, denn auch das Weib des Hegers hatte sich in Voraussicht des drohenden Besuches entfernt.

In einem Augenblicke lag die Thür von Axthieben zertrümmert, und jeder Winkel des Hauses wurde durchsucht. Da alles Suchen vergeblich blieb, dachte das Gesindel nur mehr daran, sich für die vergebliche Anstrengung so bitter wie möglich rächen. Der Eine schlug vor, die Hütte in Brand zu stecken, und die Andern jauchzten ihm Beifall zu, und bald schlug die Flamme beim Dache heraus. Sie entfernten sich zufrieden; aber das Feuer richtete keinen großen Schaden an, denn bei dem Mangel jedes Luftzuges und der großen Nässe wegen vermochte es nicht weiter zu greifen und erstickte bald von selbst.

Am Hofe Löschners herrschte, nachdem sie alle Versuche der Einbringung der Flüchtigen erfolglos erwiesen, große Verirrung, die Alte sowohl, wie ihr sauberer Gehilfe kamen überein, gegen Löschner, sollte er diesen Tag kommen, von dem Vorfalle zu schweigen, und Marie für krank auszugeben; mittlerweile wollten sie so viel möglich zusammenraffen und dann selbst das Weite suchen. Was sie zu diesem Entschlusse bewog, war der Geiz und die Habsucht Löschners, welche sie zu der Annahme berechtigten, er werde ihnen selbst den Abschied geben. Wozu also sollten sie erst den Ausbruch seines Zornes über sich ergehen lassen? Wir wissen bereits, daß an diesem Tage Löschner wirklich auf den Hof kam, daß auch Anton und Christian ihren Befreiungsversuch machten, und Schönbein in Begleitung Baldes einen Spazierritt dahin ge-

macht hatten. Sie alle wurden getäuscht. Der zufällige Umstand, daß die Alte an diesem Tage wie öfter einen Besuch von ihrer jungen Verwandten erhielt, gab dem schlauen Löschner das Mittel an die Hand, Anton irrezuführen, und er wußte nicht, daß er selbst der Betrogene war.

Weit schwieriger und gefährlicher war die Aufgabe, den Conte, der, wie sich denken läßt, gleichfalls gekommen war, zu beruhigen, da er sich durch das Vorgeben der Krankheit Mariens nicht abweisen ließ, sondern sie mit Gewalt zu sehen und zu sprechen begehrte. Da jedoch die Alte erklärte, es sei Mariens fester Wille, Niemand vorzulassen und sie habe ihr namentlich aufgetragen den Conte in ihren Namen zu bitten, ihr nur den einen Tag der Ruhe und Ueberlegung zu gönnen, fand er sich bewogen, den Wunsch, des Mädchens nicht entgegen zu handeln und das ungestüme Verlangen seines Herzens zu beschwichtigen. Doch wollte er Gewißheit haben, denn das Mißtrauen und der Verdacht, daß Löschner einen Gewaltstreich begangen habe, verließen ihn nie ganz, er wollte die Kranke wenigstens auf einen Augenblick sehen, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich noch da und am Leben sei.

Die schlaue Alte wußte auch dafür Rath. Unter dem Vorwande erst nochmals zu versuchen, ob die Kranke nicht doch gestatten wolle, ihn zu sich zu lassen, ging sie in die Stube, und ihre Verwandte mußte sich dazu bequemen, das Lager Mariens einzunehmen; sie hüllte dieselbe mit Decken ein, daß Nichts als der Kopf sichtbar blieb; auch hatte sie die Vorsicht gehabt, die Haare, die zufällig von der gleichen Farbe waren, wie jene Mariens, aufzulösen und ihr empfohlen, das Gesicht gegen die Wand zu wenden und sich schlafend zu stellen. Die List gelang, als der Conte die Thüre öffnete, trat ihm die Alte, den Finger an den Mund legend mit einem „Pst, sie schläft, die Arme, laßt ihr doch um Gotteswillen die *wenig ruhigen* Augenblicke" entgegen. Der Conte zog sich

ſchnell zurück; er hatte gehört, wie ſie im Schlafe tief Athem ſchöpfte, und verſprach morgen in aller Frühe wieder zu kommen.

Am Abende desſelben Tages zog die Alte mit einem Bündel unter dem Arm aus dem Hauſe Löſchners, und man hat nie erfahren, wohin ſie ſich gewendet; auch der Taglöhner ließ die Hunde von der Kette los, öffnete alle Thüren und Fenſter und zog mit einem ſchweren Sacke am Rücken, die Straße entlang, die von Grätz weg nach Norden zieht. So war das Haus verlaſſen und verödet und alles deſſen, was noch etwa einen Werth hatte, beraubt. Dieſen Umſtand hatte Löſchner dem Ritter verſchwiegen, denn er wußte, daß ihm dieſer den Schaden gönne; daß er nicht wenig tobte und fluchte, als er die leere Hütte fand, brauchen wir nicht zu erzählen. Allein es gab Jemand, der noch mehr außer ſich vor Wuth und Verzweiflung war, dieſes war der Conte. Er dachte nicht anders, als Löſchner habe ſeine Drohung wahr gemacht, und um alle Zeugen ſeines Verbrechens zu entfernen, die beiden fortgeſchickt. Glücklicher Weiſe traf er mit Löſchner nicht zuſammen und hatte ihn auch in deſſen Wohnung mehrmalen vergeblich aufgeſucht; er würde ihn ungeachtet aller Betheuerungen getödtet haben.

Marie hatte ihren beſchwerlichen Marſch in Begleitung des Hegers fortgeſetzt und noch Sorge getragen, Löſchner durch einige Zeilen, die ſie im nächſten Wirthshauſe ſchrieb und einem nach Graz fahrenden Bauern zur Beſtellung übergab, zu wiſſen zu machen, daß die Alte an ihrem Entweichen keine Schuld trage. Am Abende des zweiten Tages langte ſie erſchöpft und todtmüde bei den ehrlichen Leuten an, deren Obhut ſie der brave Heger empfahl. Ungeachtet dieſe kaum zu leben hatten, erklärten ſie ſich doch bereit, das Wenige mit der Armen zu theilen; es werde ſich nach einiger Zeit, meinten ſie, ſchon ein Verdienſt oder ein Platz für Marie finden.

und dann könnte sie ja, wenn sie schon nicht anders wolle ihnen Etwas zurückerstatten; für jetzt möge sie sich noch verborgen halten und sich nicht vom Hause entfernen.

Nicht ohne inniges Dankgefühl nahm Marie von dem braven Heger Abschied; die Tage vergingen ihr traurig, denn es fehlte ihr an Beschäftigung, obwohl sie so gut es eben mochte, im Hause mithalf. Am nächsten Sonntag, als ihre Hausleute zur Kirche gegangen waren, wagte sie es vor das Haus zu treten, und sich, da es ziemlich hoch oben am Berge lag, an der Aussicht zu erfreuen. Da gewahrte sie im Thale einen Kirchthurm. Durfte sie ihren Augen trauen? Und doch, es war dieselbe rothangestrichene Kuppel mit dem herumlaufenden Erker und bei näherer Betrachtung fehlte auch die nothdürftig mit Bretern verschlagene Lücke nicht, wo die Flamme gezehrt hatte; auch an dem Kirchendache erkannte sie, daß sie die Pfarrkirche des Ortes vor sich sehe, der zum Gute der Familie Leuthen gehörte. Wer beschreibt ihre freudige Ueberraschung?

Siebzehntes Capitel.

Fürst Kaunitz.

Wir müssen in unserer Erzählung über den Zeitraum von einigen Monaten hinwegeilen, denn, wollten wir alle die einzelnen Vorfälle erzählen, welche die Persönlichkeiten derselben betreffen, so müßten wir viele Bogen damit ausfüllen, ohne hoffen zu können, unsere geehrten Leser besonders zu unterhalten. Denn, da die Hauptpersonen des Romans in dieser Zeit von einander entfernt lebten, — wie wir bald erfahren werden, hatte sich der Ritter v Schönbein veranlaßt gesehen, Grätz auf einige Zeit zu verlassen — so fiel eben nichts vor, was für uns von so großer Bedeutung wäre, daß es nicht *mit wenig Worten* nachgeholt werden könnte.

Waren wir im letzten Capitel noch tief im Winter, so müssen wir uns jetzt mitten in den blühenden und lachenden Frühling versetzen und hätten Gelegenheit die Schönheit der Natur, mit welcher diese Jahreszeit die reizende Umgegend der Hauptstadt von Steiermark schmückt, recht poetisch zu beschreiben; allein wir überlassen das der Einbildungskraft unserer geehrten Leser und wollen blos bemerken, daß es einer der schönsten, sonnigsten und wärmsten Tage war, an welchem, was wir eben erzählen, vorfiel. Ungeachtet des herrlichen Wetters waren die Fenster des Gasthauses „zum Mohren" in der Murvorstadt auf das Allersorgfältigste geschlossen, ja, man hatte alle Vorsorge getroffen, daß auch durch die aus dem Vorzimmer führenden Thüren ja kein frischer Lufthauch eindringe. Die ganze Dienerschaft des Hotels stand in ungeduldiger Erwartung unter dem Thore und der Gastwirth, Herr Richard Seebacher, seines Gewerbes ein Bräuer, aber unter der Bürgerschaft in großem Ansehen stehend, so, daß er dem uniformirten Bürgercorps als Commandant und Oberst vorstand, ging in seiner Uniform heute besonders stolz u. gewichtig auf und ab. Da kam über die Lend van der Wienerstraße her ein großer und schwerbepackter Reisewagen, von sechs Pferden gezogen, angefahren, dem einige andere Wagen und ein Küchenforgeon folgte. Bei dem großen Reisewagen waren die Fenster gleichfalls sorgfältigst geschlossen und würde man die innere Einrichtung desselben haben betrachten können, so hätte man gefunden, daß er mit aller und jeder möglichen Bequemlichkeit versehen war und eher dem Inneren eines Schlafzimmers, als eines Wagens glich.

Die Caroſſe fuhr in den Thorweg des Gasthauses „zum Mohren," dessen gesammte Dienerschaft, ihren Herrn an der Spitze, die Befehle des Ankommenden zu empfangen bereit stand. Erst als das Thor des Hauses geschlossen war, um jede Zugluft abzuwehren, stieg ein alter Herr von schmächtiger

über hoher Gestalt, mit gleichgiltigen, fast gelangweilten, aber doch intelligenten, ja geistreichen Zügen aus. Er hatte einen ganz weißen Teint und blaue, schöne, sehr ruhige Augen, aus denen Adlerblicke kamen. Die Stirne war wenig gewölbt, die Nase gebogen, das Kinn etwas hervorstehend, der Mund in einem edlen Verhältniß. Dabei trug er eine Perrücke mit einer wahren Unmasse von Locken, die in einem Zickzack über die Stirne hinliefen, um jede Falte derselben zu verdecken. Er war in einen Mantel gehüllt, doch konnte man sehen, daß er kurze, schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe und eben solche Schuhe mit großen goldenen Schnallen trug. Seine Arme bargen sich trotz der warmen Jahreszeit in einen gewaltigen Muff.

Dieser Mann war der allgebietende Staatsminister Fürst Kaunitz. Es war ein Mann, der die kleinsten und unglaublichsten Schwächen, welche selbstgefällige Eitelkeit nur immer hervorbringt, mit dem schärfsten Urtheile und erleuchtetsten Geiste verband, ein Mann, welcher von Vielen gefürchtet und gehaßt, doch von Allen selbst seinen Gegnern in der Ueberlegenheit seines Geistes anerkannt wurde; ein Mann endlich, der, indem er den Starrsinn und Hochmuth eines beschränkten Kopfes zur Schau trug, doch jederzeit durch die Kraft und Schärfe seines Geistes den Ausschlag gab, und der, indem er von den kleinlichsten Bedürfnissen des Lebens und den Nichtigkeiten der Mode abhängig schien, doch die größte Festigkeit des Charakters und Unabhängigkeit des Willens behauptete. Er war einer der größten Staatsmänner seiner Zeit und Oesterreich verdankt ihm die Behauptung seines Einflusses und Ansehens als europäische Großmacht, so wie die innere staatliche Entwicklung, die nur durch den Bruch mit dem alten Systeme möglich wurde.

Begleiten wir diesen merkwürdigen Mann auf seine *Zimmer*. Er hatte blos herablassend in steifer Haltung mit

dem Kopfe genickt und noch war kein Wort über seine Lippen gekommen. Jetzt zog er seinen seidenen Mantel aus und stehe da, er trug einen zweiten, dritten, ja fünften darunter. Nachdem seine Effecten ausgepackt und in die Zimmer getragen worden waren, fing er an, Alles selbst mit der ängstlichsten Genauigkeit zu ordnen und zurecht zu legen. Dann nahm er aus einer Schatouille mit verschiedenen Büchsen Kaffeh und Zucker und wog sie sorgfältig ab, damit ja nicht ein Quintchen das alltägliche Maß überschreite. Noch immer sprach er kein Wort und es vergingen fast zwei Stunden mit diesen Anordnungen und Beschäftigungen. Man würde indessen irren, wenn man glauben wollte, daß sein klarer und lebhafter Geist durch diese ihn scheinbar ganz in Anspruch nehmenden kleinen Geschäfte von den Gedanken und Plänen, welche er unaufhörlich mit sich herumtrug, frei bleib. Während er eine Schatouille so stellte, daß sie genau die Mitte eines Kastens einnahm, dachte er über die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa nach und während er eine zahllose Menge von Büchsen und Instrumenten aller Art für seine Toilette, auf welche er die größte Sorgfalt verwendete, auskramte, beschäftigte er sich in Gedanken mit den Mitteln, seiner Politik überall durch das Hereinziehen von Persönlichkeiten und Interessen den Sieg zu verleihen.

In den Vorzimmern warteten bereits die höchstgestellten und einflußreichsten Personen, um dem Allgebietenden ihre Aufwartung zu machen. Sie waren ihm gemeldet worden, allein er schien keine Notiz von ihnen zu nehmen, und es genirte ihn durchaus nicht, sie stundenlang warten zu lassen. Da kam ein Herr, der seiner Kleidung und seinen Manieren nach durchaus nicht unter die Hochgestellten zu gehören schien, wogegen in seinen Zügen und seinem ganzen Wesen etwas wirklich geniales lag. Dieser wurde kaum gemeldet, sofort vorgelassen. Der Kammerdiener, um den Namen des Glück-

lichen bestürmt, meinte, es sei zwar nur ein Musikus, aber der Fürst halte ihn hoch in Ehren, es war Gluk. Ein Gemurmel des Erstaunens und Unwillens lief durch die Reihen der Wartenden, allein der Fürst zeigte sich auch darin als über seiner Zeit stehend, daß er das Genie in Kunst und Wissenschaft höher zu schätzen und zu ehren wußte, als den bloßen Vorzug, welchen der Zufall der Geburt gibt. Daß er aber Gluk in seinem Werthe erkannte, zeigt auch, wie sehr er über den schlechten Geschmack der damaligen Zeit, der immer noch an den Auswüchsen und dem schlechten Style der italienischen Opernmusik das höchste Behagen fand, sich zu erheben wußte.

Gluk war ebenfalls auf der Reise nach Innsbruck begriffen, und der Fürst hielt mit ihm Rücksprache wegen einer bei den bevorstehenden Feierlichkeiten am Hofe neu aufzuführenden Oper.

Erst später wurden alle die hohen Herren vorgelassen. Der Fürst schien, indem er mit ihnen sprach, zerstreut, beschäftigte sich damit, Feder und Bleistift zu spitzen, und das kleinste Staubkörnchen, das sich auf seiner Kleidung zeigte, sorgfältig hinwegzublasen. Er schien bei allem, was man sagte, ganz kalt und gleichgiltig, und doch wußte er so manche Frage wie von ungefähr zu stellen, welche ihm über die Gesinnung und den Charakter des Befragten Aufschluß geben mußte.

In seinen Gedanken war er jedoch mit einer höchst wichtigen Angelegenheit beschäftigt, welche seiner Politik des innigen Anschlusses von Oesterreich an Frankreich, das er trotz des tiefen Verfalles von Sitte, für das erste Land in der Welt hielt, die Krone aufsetzen sollte. Er hatte nämlich bereits die ersten Fäden gesponnen, welche die Heirath der jüngsten Tochter der Kaiserin, der erst 12 Jahre alten Herzogin Maria Antoinette mit dem Dauphin, dem nachmaligen Könige Ludwig XVI. vorbereiten sollten. Er äußerte indessen von diesem Plane nichts gegen seine Besuche, denn er wußte

zu gut, daß diese Verbindung nicht auf ihren Beifall rechnen durfte. Er ließ aber auch seinen Wirth den Bräumeister Seebacher kommen, und gegen diesen, der ihm durch seine, wenn auch derbe Offenheit und die patriotische Wärme seines Ausdruckes gefiel, that er einige darauf bezügliche Aeußerungen, da ihm daran lag, die Stimmung der Bürger in diesem Puncte kennen zu lernen.

Seebacher gab in seiner einfachen aber treuherzigen Weise unverholen zu erkennen, daß eine so brave und liebe Prinzessin in einer Stadt, welche, so viel er von Paris in Erfahrung gebracht habe, ein wahrer Abgrund von Verderbniß sei, nicht glücklich sein könne, und daß er aus dieser Verbindung mit seinem schlichten Verstande nur Unglück zu weissagen im Staude sei. Der Fürst hörte ihn ruhig an, und blieb kalt und unbeweglich wie immer, so daß man weder seine Empfindung noch seine Gedanken errathen konnte; dann ließ er sich herbei, von der höheren Pflicht, welche die Staatsraison mit sich bringe, zu reden, worauf Seebacher treuherzig erwiderte: „Ja, wenn's so ist, dann läßt sich freilich nichts thun, als die unglückliche Prinzessin, die nach Allem, was man hört, gar so lieb und brav ist, recht herzlich zu beweinen. Wenn sie ihr aber", setzte er hinzu, „in dem neuen Babilon auch nur ein Haar krümmen wollten, dann sind wir Alle bereit, all' unser Gut und Leben daran zu setzen, und sie von dort zu holen, und wieder in die Arme unserer guten und großen Kaiserin, welche der Himmel erhalten möge, zu führen. Das ganze Bürgercorps von Grätz, dessen Commandant ich bin", fuhr er fort, „wird bereit sein, Haus und Weib und Kind in Stich zu lassen, und mit nach Paris zu marschiren!" Diese Worte bezogen sich indessen nicht auf die damals noch von Niemand, selbst von einem Staatsmanne wie Fürst Kaunitz nicht, geahnte Revolution, Seebacher meinte damit blos den Fall, wenn die künftige Königin gezwungen werden

sollte, ähnliche Schmach zu dulden, wie sie der Gemahlin Ludwig's XV. widerfuhr.

Er sprach überdies in einem Tone so warmer und aufrichtiger Anhänglichkeit, daß ihm der Fürst zufrieden auf die Achsel klopfte, und mit einem Kopfnicken dem höchsten Zeichen seiner Gunst, lächelnd — denn Lachen hatte den Fürsten Kaunitz, so lang er lebte, Niemand gesehen — zu ihm sprach: „Mach' er sich deshalb keine unnützen Sorgen, die Liaison wird hoffentlich zu dem Glücke der Prinzessin und des Landes reußiren, aber, daß er für ihre Majestät ein solches Devoument zeigt, das werde ich ihm gedenken.

Fürst Kaunitz gab noch einige Befehle wegen des Diners, zu dem er eine Anzahl von Personen geladen hatte, und der Wirth, Bräumeister und Bürgerobrist in einer Person, wollte sich in pflichtschuldiger Ehrfurcht entfernen. Doch der Fürst rief ihm zu: „A propos, kennt er vielleicht zufällig einen Mann, Namens Löschner?" und maß ihn dabei mit durchdringenden Blicken.

„Von Person nicht, durchlauchtigster Fürst, aber wohl dem Namen und dem Rufe nach."

„Und was hält er von ihm?"

„Die Wahrheit zu sagen, steht dieser Mann im allerschlechtesten Rufe. Er soll ein blutsaugender Wucherer und ein zu jedem Verbrechen fähiger Mensch sein, auch will man wissen, daß er bereits Vieles am Gewissen habe, was ein ehrlicher Mann nicht nacherzählen darf."

„Hat denn die Polizei", fragte Kaunitz, noch immer mit einem Blicke, welcher Jeden, den er traf, erzittern machte, „gegen diesen Menschen nichts einzuwenden?"

Seebacher zuckte statt der Antwort mit den Achseln, und erlaubte sich bloß die Bemerkung, es sei eben nicht Alles so, wie es sein solle.

„Es ist gut", erwiederte der Fürst, scheinbar zufrieden gestellt. Dann setzte er hinzu: „Wenn ich mich recht erinnere, so soll auch ein gewisser Ritter von Schönbein mit diesem Löschner in Verbindung stehen?"

„Was den Herrn Ritter betrifft", erwiderte Seebacher, „so weiß ich nicht viel von ihm. Er wohnte anfangs in meinem Hause, allein, da er nicht zahlte, und sehr viel brauchte, ließ ich ihn wissen, daß ich eine hohe Herrschaft erwarte, für welche ich seine Zimmer benöthige. Er zog darauf „zum Lamm" in die Schmiedgasse, trieb dort großen Aufwand, und blieb gleichfalls Alles schuldig. Jetzt soll er seit einigen Monaten von Graz abwesend sein."

„Schon gut", sagte der Fürst, und entließ den Wirth mit einer gnädigen Handbewegung, welche er, wenn er jemals im Olimpe war, ganz sicher dem Jupiter abgelernt hatte.

Es war 7 Uhr Abends geworden, als sich die zum Diner geladenen Gäste beim Fürsten einfanden. Die Tafel selbst war vom Gasthofe aus bestellt worden; doch die Schüsseln, welche dem Fürsten selbst vorgesetzt worden, kamen aus dessen eigener Küche; denn er nahm niemals eine andere Nahrung zu sich, nicht etwa aus Furcht vergiftet zu werden, sondern blos seiner Gesundheit wegen, und um sich den Magen nicht zu verderben. Besonders köstlich war das Desert, aber Niemand durfte es wagen, etwas davon anzurühren.

Es waren auch mehrere Damen geladen; eine davon hatte, die Eigenheiten des Fürsten nicht kennend, sich mit den feinsten Pariser Odeurs parfumirt. Als sie in die Nähe des Fürsten kam, trat dieser einige Schritte zurück, und rief ihr ungenirt zu: „Allez vous en Madame Vous puyez" worauf sich die Dame hochroth vor Beschämung und Aerger an das äußerste Ende der Tafel setzte.

Die Unterhaltung drehte sich um alles Mögliche; der

Fürst gab in Allem Verhaltungsregeln, denn er glaubte alles Mögliche am besten zu verstehen. Als einige der Gäste, von dem Glücke Oesterreichs sprachen, einen solchen Mann zu besitzen, äußerte er: „Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden, dann ruht er wieder hundert Jahre, und das macht mich für Oesterreich nach meinem Tode zittern.“ Da einige der Gäste aus zu weit getriebener Ehrfurcht sich des Redens enthielten, fühlte sich der Fürst gelangweilt, und sprach halb laut zu Baron Binder, der die Einladungen besorgt hatte: „Was für eine langweilige Gesellschaft haben Sie mir da gebeten?“

Es versteht sich von selbst, daß Fürst Kaunitz durch eine solche Ungenirtheit, die er mehr affectirte, als wirklich besaß, beleidigen, und sich Feinde machen mußte; allein er wußte zu gut, daß er wirklich unentbehrlich war.

Von Politik war während der Tafel kaum die Rede, erst später sprach man von den verschiedenen Verhältnissen der europäischen Staaten. So kam die Rede auch auf Savoyen. Es wurde die bekannte Aeußerung Viktor Amandeus angeführt, der gesagt hatte, er wolle die Lombardei nach und nach wie eine Artischoke verspeisen, und auf seinen Sohn Viktor Emanuel. Fürst Kaunitz äußerte sich: er könne nur wiederholen, was er Ihrer Majestät der Kaiserin gesagt habe, daß nämlich der König von Sardinien für einen ehrlichen Mann gelten könne, wenn nur die verwünschte Geographie nicht wäre. Diese Worte haben merkwürdiger Weise noch heutzutage ihre volle Geltung, aber Oesterreich wird dafür zu sorgen wissen, daß diese Geographie nicht ihre Geltung verliere.

Nach Tische zog sich der Fürst zurück, und auch wir überlassen ihn für einige Zeit sich selbst, um uns dafür mit *einigen Gästen*, unter welchen wir aus unserer früheren Er-

zählung bekannte Personen finden, zu beschäftigen. Da war Graf Leslie und auch Hr. v. Latronner, welche sich der Ehre erfreuten, unter die Gäste des Fürsten zu zählen; sie benützten das Zusammentreffen, um mitsammen nach Hause zu fahren, da Graf Leslie seinen Wagen der Frau Gräfin Gaudacker-Stahremberg, die den ihren etwas zu spät bestellt hatte, abtrat. Beide Männer theilten sich ihr Urtheil über den Fürsten-Staatskanzler einander mit. Graf Leslie äußerte sich, daß sich der Fürst selbst vergöttere und sich im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit allzuviel erlaube. „Haben Sie nicht bemerkt", fragte er Hrn. v. Latronner, „mit welcher recherchirten Nettigkeit er noch immer Toilette macht, und können Sie glauben, daß ein Mann, der noch Zeit und Lust für so kleinliche Dinge hat und von solchen Schwächen beherrscht wird, wirklich fähig sei, die Verhältnisse von einem weiten und hohen Standpuncte aus zu beurtheilen?"

„Sie scheinen Etwas verletzt, lieber Graf", erwiderte Latronner, „und im Grunde haben Sie mit Ihrem Tadel nicht unrecht; dennoch muß ich unbedingt gestehen, daß der Fürst ein so scharfes Urtheil und eine so gewiegte Erfahrung zeigt, wie ich es noch an Niemand außer ihm habe bewundern können. Gesteh'n wir es nur, der Kutscher von Europa hält die Zügel noch fest in Händen, und versteht es sie zu lenken."

„Ja für die Gegenwart", entgegnete Graf Leslie, „für die Zukunft schwerlich. Diese enge Verbindung mit Frankreich ist und bleibt wider die Natur, und wird sich strafen, so gut wie die Vergötterung dieser Wichtbolde, die Alles, was heilig ist, in den Staub ziehen."

„Sie spielen", sprach Latronner, „auf die Vorliebe des Fürsten für die Schriften Voltaire's an. Nun er bewundert an ihnen das Genie, und leider haben wir Deutsche bei unseren Schriftstellern nur den Mangel an demselben zu beklagen. Aber die faule Wirthschaft, wie sie an der Seine

getrieben wird, kann nicht dauern, das scheint auch mir unmöglich."

„Sie wird es auch nicht, darauf verlassen Sie sich, aber was ginge das uns an, wenn wir nicht mehr und mehr von diesem französischen Unwesen auch bei uns in's Schlepptau genommen würden. Wir sind und wollen schlichte aber ehrliche Oesterreicher bleiben, und glauben sie mir, unter dieser Aufklärung und den Fortschritten, die von der Seine herkommen, spielt der Teufel seine Rolle in der Weltgeschichte."

„Einverstanden", bekräftigte Latronner, „darin, lieber Graf, haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen."

Wie die beiden Herren, urtheilte damals die Mehrzahl, und doch war Niemand stark genug, dem Einflusse des französischen Geistes zu widerstehen, der überall die alten Verhältnisse lockerte, und namentlich die Sitten der höheren Stände untergrub. Zwar stand Oesterreich in dieser Beziehung, und das bleibt ein unsterbliches Verdienst der Tugenden Maria Theresia's, die hierin mit gutem Beispiele voranging, hoch über der Misere, die allenthalben an den Höfen und in der genannten Gesellschaft, besonders aber in den Kleinstaaten Deutschlands herrschte; aber doch fing auch hier der verderbliche Einfluß französischer Sitte wenigstens unter den vornehmen Classen zu keimen an, um so mehr als man im Allgemeinen in der Bildung zuweit zurück war, daß die wenigen edleren Geister, die damals gerade in der deutschen Literatur ihre Wirksamkeit begonnen, Einfluß auf die geistige Bildung hätten gewinnen können.

Nach diesem kurzen für die Schilderung der Zeit nothwendigen Intermezzo führen wir den geehrten Leser wieder zum Fürsten Kaunitz zurück. Wir finden ihn im ernsten und vertrauten Gespräche mit dem Gubernialpräsidenten Grafen Wildenstein, mit welchem er die nöthigen Vorkehrungen für die Ankunft und den Aufenthalt des kaiserlichen Hofes in

der Hauptstadt Steiermarks berieth. Daß eine Menge von Angelegenheiten der Verwaltung an die Reihe kamen, die für uns kein näheres Interesse mehr haben, versteht sich von selbst, dagegen wird es uns der geehrte Leser danken, wenn wir ihm nicht verschweigen, daß auch von Ritter v. Schönbein die Rede war.

„Beobachten Sie diesen kühnen und verschlagenen Aventurier", schürfte der Fürst ein, „wenden Sie alle Precaution an, lassen Sie ihn nicht aus den Augen, geben sie Acht, daß Ihre Mesures ihm nicht suspect werden; flattiren Sie ihm vielmehr, bis wir den Fisch im Netze haben; es wird ja nicht difficile sein, denn wie ich höre, piquirt er sich, den Weibern gefährlich zu sein.

„Schönbein ist schon seit einigen Monaten von Grätz abwesend, Durchlaucht, sobald er sich zeigt, wird er überwacht werden."

Der Fürst that einen jener malitiösen Seitenblicke, die sagen wollen, daß man sich dupiren lasse. „Sie befinden sich en erreur, mon chère président, Schönbein hat sein sejour seit 8 Tagen wieder in Graz genommen."

„Unmöglich! ich müßte es wissen."

„Eh bien!" erwiederte der Fürst und zog aus einer Schatoulle zwei Briefe, mit dem Poststempel Grätz, beide ohne Unterschrift. „Adnotiren Sie sich diese Adresse, die Sie en bas des lettres finden, machen Sie Ihre Recherchen und wenn Sie dadurch nicht den Chevalier im Neste surpreniren, sagen Sie, daß mein geheimes Cabinet mich schlecht bedient, und daß ich es zum Teufel zu jagen alle Raison habe."

„Die Adresse kenne ich, Durchlaucht, es ist das Haus, das einem gewissen Löschner gehört, der früher einmal bei der Gesandtschaft in Dresden . . . . ."

„Wollen Sie mir das erzählen? Dieser Löschner ist noch gefährlicher." „Der Ritter v. Schönbein", bemerkte

der Präſident Graf Wildenſtein, „ſteht hier faſt mit dem ganzen Adel in Verbindung, und wenn ich nicht irre, war es eine Empfehlung Eurer Durchlaucht, welche ihm dieſe Häuſer geöffnet hat.“

„Mein billet de visite hat die guten Leute dupirt, welche Sotiſe, zu glauben, daß ich Jemanden auf ſolche Manier zu recommandiren pflege.“

„Und wenn wir den Chevalier ſammt dieſen Löſchner in der Falle haben?“

„Dann machen Sie ihnen den Proceß als Betrüger, der Richter wird uns die weitere Sorge erſparen.“

„Und werden wir dann die nöthigen Beweiſe aus der Staatskanzlei erhalten?“

„Mon Dieu, das hieße die Affaire verderben. Wäre es meine Intention, dem Avanturier wegen ſeiner politiſchen Umtriebe den Proceß zu machen, ſo brauchten wir nicht zuzuwarten, denn die Beweiſe liegen vor. Aber wir müſſen regards nehmen und dürfen die Dehors nicht verletzen. Es iſt leider heutzutage auch in der Haute-Politik nicht möglich, ohne ſolche kleinliche Remedien au courant zu bleiben und den Intriguen anderer Höfe ein Paroli zu bieten. So dürfen wir nicht ſtrafen, was wir ſelbſt anwenden müſſen.“

„Ich begreife das, Durchlaucht, aber was ſoll dann eigentlich geſchehen?“

„Jedenfalls müſſen wir dieſe Perſonen unſchädlich machen und uns ihrer bemächtigen. Und das können wir, denn wir ſtrafen ſie nicht als politiſche, ſondern als gemeine Verbrecher. Es iſt deshalb von größter Inportance, den Ritter und ſeinen Helfershelfer in dem Momente den Gerichten zu überliefern, wenn ihm ſeine Verbrechen bewieſen werden können. Ich hoffe, Sie haben mich nun, mon chère président, vollkommen capirt und werden darnach agiren.“ Der Gubernialpräſident verneigte ſich und der Fürſt entließ ihn

diesmal nicht mit seiner gewöhnlichen olimpischen Handbewegung, sondern begleitete ihn bis an die Thür.

Den nächsten Morgen bestieg Fürst Kaunitz seinen Reisewagen mit allen den nämlichen Vorsichten und setzte die Fahrt nach Innsbruck fort.

Achtzehntes Capitel.

Verhältnisse. Der Conte und Löschner.

Der Ritter v. Schönbein war in der That wieder nach Grätz zurückgekehrt, hielt sich aber im Hause Löschners incognito auf, da ihn die Ankunft des Fürsten Kaunitz auf dem Schauplatze seiner Abenteuer wieder zu erscheinen hinderte. Er hätte, um nicht aus seiner Rolle zu fallen, nothwendig dem Fürsten sich vorstellen müssen und weshalb dies nicht gerathen war, haben wir im vorigen Capitel erfahren.

Seine Abwesenheit durch einige Monate war durch mehrere Umstände herbeigeführt worden. Für's Erste hatte er sich in großer Geldverlegenheit befunden, da sein Plan, neue Summen durch Herrn v. Latorner oder den Grafen Leslie zu erhalten, wenn er nicht gänzlich vereitelt werden sollte, nur langsam reifen konnte. War dieser Grund wichtig, genug, um ihn zu veranlassen, sich auf einige Zeit zu entfernen, so trat noch die Besorgniß hinzu, daß man seinen verrätherischen Briefwechsel im Interesse eines Oesterreich mißtrauisch und feindlich überwachenden Cabinetes und seinen Plan, Unzufriedenheit der mit den Neuerungen nicht einverstandenen Classen der Bevölkerung zu nähren und durch künstliche Mittel zu steigern, auf der Spur sei. Was ihm Löschner in dieser Hinsicht mitgetheilt hatte, beunruhigte ihn auf's Aeußerste, und wenn er diesem die Meinung beigebracht hatte, als beträfe der aufgefangene Briefwechsel nicht ihn, so war er innerlich vom Gegentheile überzeugt gewesen. Auch dafür hatte

sich ihm kein besseres Auskunftsmittel gezeigt, als Grätz für einige Zeit zu verlassen, weil er dadurch nicht blos weiteren Nachforschungen vorbeugen, sondern auch den Verdacht von sich ablenken konnte, da die Ausführung der in jenen Briefen angedeuteten Pläne ohne seine Anwesenheit nicht möglich schien. Dazu kam noch, daß er befürchten mußte, der über die Flucht Mariens verzweifelte Conte Tosta werde ihm einen schlimmen Streich spielen; endlich ließen die Briefe, die er aus Leipzig erhalten hatte, seine Anwesenheit dort räthlich erscheinen, denn es galt, sich bei einer sehr reichen und sehr vornehmen russischen Dame in Gunst zu setzen und ihr ihre Reichthümer abzuschwindeln. Dazu bediente sich Schönbein eines sehr einfachen Mittels. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu dem damals noch stark verbreiteten Glauben, daß man durch die Alchemie und den Stein der Weisen die schwindende Jugend des Körpers aufhalten und das Alter zu verjüngen im Stande sei. Wenn es auffallend erscheint, weshalb Schönbein von diesem Mittel in Grätz keinen Gebrauch machte, so erklärt sich das einfach, weil er hier durch einfachere Mittel seine Zwecke zu erreichen sicher zu sein glaubte und weil der Versuch, Zauberkräfte zu üben noch immer nach den Gesetzen mit schwerer Strafe belegt war und ihn nur zu bald in unangenehme Berührung mit den Gerichten gebracht haben würde. Er war also abgereist, jedoch nicht, ohne sich bei seinen Bekannten und namentlich bei der Familie Leuthen, zu beurlauben, indem er vorgab, daß ihn die Schlichtung einer Verlassenschaftsabhandlung, bei welcher es sich um eine bedeutende Erbschaft handle, zur Abreise nöthige; er hoffe indessen bald und als ein reicher Mann wiederzukehren.

Diese Erklärung hatte bei der Familie Leuthen einen verschiedenartigen Eindruck zurückgelassen. Antonia schöpfte daraus neue Hoffnung für eine glückliche Lösung; Theresia aber und die Andern meinten, der Ritter wolle sich noch zu

rechter Zeit aus dem Staube machen, bevor ihn sein Schicksal ereile und obgleich sie ihm die nach ihrer Ansicht gerechte Strafe gönnten, so war es ihnen andererseits doch angenehm, auf solche Art aus allen Verwicklungen zu kommen und den Namen ihrer Familie nicht compromittirt zu sehen. Der Widerspruch der Meinungen hatte sich natürlich durch die ganze Zeit der Abwesenheit Schönbeins fortgesetzt. Alle Versuche, Antonia von ihrer Neigung für den Ritter abwendig zu machen, blieben fruchtlos und gerade seine Abwesenheit trug dazu bei, ihre Leidenschaft noch mehr in Flammen zu setzen. Was ihr vielleicht, wäre er in ihrer Nähe geblieben, die Augen geöffnet haben würde, konnte jetzt von keiner Wirkung sein, da ihre Einbildungskraft volle Freiheit hatte, sich sein Bild so vollkommen als möglich zu malen. Doch wir wollen diesen inneren geistlichen Proceß nicht verfolgen, denn es würde uns zu viel Zeit und Raum kosten und das muthmaßlich auf Kosten des geehrten Lesers; es genügt uns daher zu wissen, daß Antonia ihrer Gesinnung treu, der Rückkunft des Ritters mit Ungeduld entgegensah, denn in ihr lag die Entscheidung ihres Schicksals und der offene Sieg ihrer Ansicht. Je mehr Theresia und die Anderen an dieser Rückkehr zweifelten, desto mehr hielt sie daran fest und desto größer erschien ihr die Bedeutung derselben.

Man kann sich daher leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen Antonia den Ritter empfing, als er nach der Abreise des Fürsten Kaunitz sich in der That wieder anmelden ließ. Es war ein Sieg, ein Triumph für sie um so vollständiger und größer, als die Andern, selbst der mißtrauisch gewordene Onkel und der alte starrköpfige Christian nichts mehr zu erwiedern wußten. Würde Schönbein auch zurückgekehrt sein, wenn er ein Betrüger wäre? Dann hätte er ja froh sein müssen, so wohlfeilen Kaufes loszukommen und es hatte keinen Sinn und Zweck, wenn er sich von Neuem in die Gefahr begeben hätte.

derte, indem er rief: „Memme, Du bist es nicht werth, daß ich mich mit Deinem Blute besudle; ein solcher Tod wäre für Dich noch zu ehrenvoll, aber Du sollst durch die Hand des Henker sterben, und ich gehe stehenden Schrittes zu Gericht; damit es Dir nicht etwa beikomme, Dich unterdessen aus dem Staube zu machen, muß ich mich freilich überwinden, noch einmal Hand an Dich anzulegen."

Er sah sich im Zimmer um, um Etwas zu finden, womit er dem Alten Hände und Füße binden und ihn knebeln könne. Da er nichts fand, riß er die Bettdecke herunter, und griff nach dem Leintuche. Da fiel ihm unter dem Kopfpolster ein altes, abgerissenes Portefeuille in die Augen, dessen er sich sogleich bemächtigte.

Löschner hatte sich indessen etwas erholt, der plötzliche Schrecken, der seine Glieder gelähmt hatte, war gewichen, die Lust des Lebens und die Verzweiflung gaben ihm neue Kraft, und er stürzte sich auf den Conte, um diesem das Portefeuille zu entreißen.

Beide rangen mit einander, und es entspann sich ein Kampf, der jedoch bald damit endete, daß der junge und lebenskräftigere Conte den alten und schwachen Mann unter sich brachte.

Durch den Kampf von Neuem in Wuth gebracht, setzte der Conte seinem besiegten Gegner das Knie auf die Brust, und würgte ihn mit beiden Händen am Halse.

„Luft, Luft!" stöhnte Löschner und konnte nur mit größter Mühe nach Athem ringend, die Worte hervorbringen: „Laß doch los, ich will ja Alles gestehen."

In der That ließ sich der Conte bewegen, ihm etwas Luft zu machen, hielt ihn aber doch so fest, daß er jeden Augenblick das Leben desselben in seiner Gewalt hatte.

„Sprich, aber vergiß nicht, daß ich Dich nicht eher loslasse, bis Du nicht die Wahrheit gestanden hast."

Löschner seufzte tief auf, dann sprach er: „Ich könnte

Euch, um mein Leben zu retten, weiß machen, daß ich das Mädchen bei Seite schaffen ließ; aber ich würde Euch belügen. Glaubt mir, ich weiß nichts von ihrer Flucht, doch es ist gewiß, daß sie lebt."

„Marie lebt!" rief der Conte nicht ohne ein Gefühl freudiger Ueberraschung, „aber wie willst Du das beweisen, Halunke?"

„Ich will Euch das Mittel angeben, auf ihre Spur zu kommen, doch hört mich ruhig an. Ihr werdet Euch des Mannes erinnern, den ich als Taglöhner auf meinem Hofe beschäftigte. Er war sammt der Alten, mit welcher er das Mädchen zu überwachen hatte, davongegangen, nachdem dieser die Flucht gelungen war; allein er ist jetzt, da er sich allein nicht fortbringen konnte, und alle Ursache hat, sich verborgen zu halten, zu mir zurückgekehrt, damit ich ihm Zuflucht gewähre. Dieser Mensch nun hat mir erzählt, daß Marie den Weg zu der Capelle am nächsten Berge genommen, und im Hause des in der Nähe befindlichen Waldhegers Zuflucht genommen habe."

Der Conte hatte während dieser Erzählung, welche sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm, den Alten mehr und mehr frei gegeben. Doch jetzt kam ihm von Neuem der Zweifel.

„Kerl!" rief er, „Du hast Dir ein Mährchen ersonnen, um mich zu täuschen, aber das soll Dir wenig helfen!" Dabei faßte er ihn von Neuem mit Gewalt, so daß Löschner erschreckt ausrief:

„Ihr erwürgt mich ja, laßt mich doch wenigstens zu Ende reden."

Abermals ließ der Conte etwas nach.

„Ich sehe", begann Löschner wieder, „daß meine Tage gezählt sind; der Schrecken und der Kampf haben mich derart erschöpft, daß ich wohl schwerlich wieder auf-

kommen werde. Ich will Euch daher, bevor ich sterbe, noch ein Geheimniß anvertrauen, welches Marie betrifft. Ich sehe, Ihr liebt sie, und vielleicht wird Gott mir meine großen Sünden vergeben, wenn ich die größte, welche ich jemals begangen habe, wieder gut zu machen suche. Daß ich die Wahrheit rede, dafür werdet Ihr die Beweise in dem Portefeuille, dessen Ihr Euch bemächtigt habt, finden. Dennoch beschwöre ich Euch, es nicht zu öffnen, als bis ich die Augen geschlossen habe."

Der Conte sah wohl, daß Löschner wirklich an sein Ende denken mochte. Er versprach ihm daher, das Portefeuille nicht früher zu öffnen, und ersuchte ihn, in seinen Eröffnungen fortzufahren.

„Ich war", erzählte Löschner, „ein noch junger Mann und damals als Kammerdiener bei einer vornehmen Familie in Diensten, als der Kurfürst von der Pfalz sich in Prag huldigen ließ. Meine Herrschaft, dem kaiserlichen Hause von Oesterreich treu und aufrichtig ergeben, that alles Mögliche, um dieser Huldigung auszuweichen, und es gelang ihr wirklich, sich durch eine rechtzeitige Abreise ihr zu entziehen. Es ist bekannt, daß die kaiserlichen Truppen wieder einzogen, und daß über alle Jene, welche dem Kurfürsten gehuldigt hatten, ein strenges Gericht gehalten wurde. Man konnte sich damals durch die Angabe der Schuldigen Geld und Gunst erwerben. Obgleich nun meine Herrschaft gegen die treue Unterthanenpflicht sich nicht versündigt hatte, glaubte ich doch den günstigen Umstand, daß man um Beweise nicht viel frug, sobald Zeugenaussagen vorhanden waren, benützen zu müssen, und zeigte, von einem Genossen, welcher die Belohnung mit mir zu theilen versprach, verleitet, meine Herrschaft als eidbrüchig an. Meine und meines schändlichen Genossen, *dem ich es* verdanke, die Bahn des Verbrechens betreten

zu haben, Aussagen würden für giltig gehalten und meine Herrschaft verurtheilt, ihr Hab' und Gut zu verlieren, nur als eine besondere Gnade gestand man ihr zu, das Land verlassen zu dürfen. Noch sehe ich den würdigen Mann vor mir, wie er mich mit einem durchbohrenden Blicke der Verachtung maß, noch sehe ich die verzweifelte junge Frau desselben, wie sie ihr einziges Kind, ein Mädchen, an die Brust drückte und sprach: „Gott wird die heimsuchen, die uns um Alles gebracht haben, mit Dir aber, mein süßes, theures Kind, wird er sein und Dich geleiten alle Tage Deines Lebens. Und Gott der Herr", setzte er nach einer Pause hinzu, „hat mich heimgesucht und hat es geleitet, dieses Kind alle Tage seines Lebens."

Er schwieg erschöpft; offenbar hatte ihn die Erinnerung an dieses Ereigniß, welches ihn auf die Bahn des Verbrechens trieb, und darauf gewaltsam festhielt, angegriffen.

„Und der Name dieser Familie?" fragte der Conte in größter Spannung.

„Ihr werdet ihn mit allen darauf bezüglichen Acten in dem Portefeuille finden."

„So sagt mir doch wenigstens, wie das Mädchen, das einzige Kind dieser Leute, heißt und wie Ihr jetzt auf diese Geschichte kommt."

Doch Löschner war nicht mehr zu antworten im Stande; alle seine Kräfte waren auf's Aeußerste erschöpft; Furcht, Anstrengung, Gewissensbisse und die Erinnerung an seinen ersten Fehltritt hatten ihm derart zugesagt, daß er das Bewußtsein verlor.

Vergebens hatte ihn der Conte gänzlich losgelassen, vergebens hatte er ihn voll Besorgniß auf das Bett gebracht und war bemüht gewesen, ihm jede Erleichterung zu verschaffen: Löschner kam nicht zu sich und das Geheimniß blieb in seiner Brust verschlossen.

Neunzehntes Capitel.

Stille Zuflucht.

Es ist hohe Zeit, daß wir den Leser auch über Marie etwas berichten. Wir wissen, daß sie ein glücklicher Zufall in die Nähe des Pfarrers gebracht hatte, welches zu dem Gute der Familie Leuthen gehörte. Sie ließ, sobald sie sich davon überzeugt hatte, den würdigen Pfarrer unter dem Vorwande, daß Jemand seines geistlichen Beistandes bedürfe, zu sich bitten.

Man kann sich die freudige Ueberraschung des würdigen Mannes vorstellen, als er Marie in der Fülle der Gesundheit vor sich sah. Er blieb lange vor Erstaunen sprachlos, und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen solle. Als Maria endlich seine Hände mit Küssen bedeckte, da fragte er vorwurfsvoll: „So nahe bist Du uns geblieben, und in solcher Angst hast Du uns gelassen?“

Als die Erzählung Marie's das Räthsel aufgeklärt hatte, da faltete er die Hände und rief mit einem dankenden Blicke zum Himmel: „Habe ich's nicht gesagt, daß Gottes Wege unerforschlich sind, und daß er an seinen Getreuen noch Wunder wirket? Denn ist es nicht ein helles Wunder zu nennen, daß der Herr Dich in so große Gefahr brachte, von einer wilden Bestie zerrissen zu werden, damit Du durch sie von Deinen Verfolgern befreit werdest? Dabei liefen ihm die hellen Freudenthränen über die Wangen, und sein gläubiges Vertrauen gab seinen ehrwürdigen Zügen einen Ausdruck von himmlischer Güte und jenem Frieden, welchen die Welt nicht geben kann.

„Nun“, fuhr er nach einer langen Pause fort, „da Du gerettet und uns wieder geschenkt bist, nun laß' uns bedenken, *wie wir Dich vor* der Wiederkehr der Gefahr bewahren. Zu

mir kannst und darfst Du für lange Zeit nicht kommen, denn Dein Aufenthalt würde bald verrathen sein; Du darfst vielmehr diese Hütte nicht verlassen. Aber was thun? Denn so kannst Du nicht bleiben. Die Leute hier sind zu arm, um Dir mehr als das Allernothwendigste zu geben, und wie willst Du Dir etwas verdienen und Deine Zeit zu Deinem und Anderer Wohle ausfüllen?"

„O, dafür sorgt nicht, hochwürdiger Herr! denn ich will das Los der Armuth freudig tragen, ich will gerne Alles entbehren, denn ich habe, wie Ihr ja wißt, ein verlornes Leben einzubringen. Nur Eines ist es, was mich schmerzt, daß ich nicht an Eurem Beispiele und Euren Worten mich erheben und bilden kann. Ihr seid zu alt und schwach, hochwürdiger Herr! um den Weg herauf oft zu machen, und ich darf mich leider nicht fortwagen."

„Der Winter", sprach der Greis, „dauert nicht mehr lange, bald wird wieder Alles grünen und blühen in dem lieben Sonnenschein, und dann werde ich ja wohl die kurze Strecke ohne zu viele Beschwerde öfter zurücklegen und Dich besuchen. Uebrigens wird die Zeit Deiner Verborgenheit nicht lange dauern, denn Alles läßt mich vermuthen, daß Deine Verfolger sich bald gezwungen sehen werden, den Schauplatz ihrer schlechten Thaten zu verlassen."

Der fromme Mann trat beruhigt den Heimweg an, und nachdem er ausgeruht, setzte er sich wieder zu seinem Schreibtische und schrieb folgende Zeilen an Theresia:

„Hochmögendes, hochverehrtes Fräulein!

„Mir zittert vor freudiger Bewegniß des Herzens die Feder in der Hand; denn ich muß Euch vermelden, daß die vermißte Marie wieder gefunden ist, und allhier in der Nähe bei armen aber ehrlichen Leuten Zuflucht gefunden hat. Der liebe Gott ist halt alleweilen noch derselbe, der Er immer gewesen, und wirket noch Wunder. Damit Ihr das Nähere

erfahret und dieſe Letera nicht zu lang ausfalle, ſoll Euch der Bothe Alles getreulich erzählen, wie es ſich begeben hat. Derweilen aber die Leute, bei welchen Marie wohnt, gar ſehr arm ſind, und ſelbige auch nicht etwa durch Ihrer Hände Arbeit Etwas verdienen kann, möchte es nicht wider den Reſpect ſein, wenn ich mich unterfange, Dero Gnaden um einige wenige Aushilfe in ſolcher Bekümmerniß demüthiglich zu bitten."

Dieſer Brief hatte nicht lange auf Antwort warten laſſen. Thereſia theilte die Freude des Pfarrers, und war insbeſondere zufriedengeſtellt, auf dieſe Weiſe den Uebelthätern auf die Spur kommen zu können. Was aber die erbetene Hilfe betraf, ſo meinte ſie, daß ſie eine ſolche nicht geben könne, ohne ſie den Armen zu entziehen; allein es ſtehe nichts im Wege, wenn Marie arbeiten wolle, dieſer die Anfertigung von Wäſche für die Ausſtattung ihrer Schweſter, an welche man doch endlich denken müſſe, anzuvertrauen. Das Verdienſt werde hoffentlich hinreichen, Marie vor Entbehrungen zu bewahren.

Mehr verlangte der Pfarrer nicht, denn das Gewährte überſtieg ohnedem ſeine Erwartungen. Auch las er, ungeachtet der etwas ſchroffen Form, die edle Abſicht der Geberin heraus. Gleichzeitig damit war aber noch ein anderer Brief gekommen, der ihm eine große Freude bereitete. Dieſer mit einer Summe von mehr als tauſend Gulden beſchwerte Brief war ohne Unterſchrift, und enthielt nichts als die Zeilen: „Für den durch den Brand verurſachten Schaden, als einiger Erſatz." Das Schreiben trug den Poſtſtämpel von Grätz, und war mit einem Wappen verſiegelt, welches der in der Genealogie und Heraldik des vaterländiſchen Adels wohl bewanderte Pfarrer nicht kannte.

Solche frohe Botſchaft ſeinem Schützlinge mitzutheilen, drängte ihn das Herz, er machte ſich daher, ungeachtet des

nicht zu freundlichen Wetters, auf den Weg in die Hütte. Er fand Marie beschäftigt, den Kindern armer Nachbarn das Lesen zu lehren. Als er ihr die Nachricht von der erhaltenen Summe für die Herstellung der beschädigten Kirche mittheilte, gerieth das Mädchen in eine Aufregung, die er sich nicht erklären konnte. Sie wurde blaß und dann wieder glühend roth, als tobte ein heftiges Fieber in ihren Adern; sie schlug die Blicke verwirrt und verschämt zu Boden, und ihr ganzes Wesen trug eine ganz eigenthümliche Unruhe zur Schau.

Der Pfarrer, welchem diese Erscheinungen nicht entgingen, that gleichwohl, als ob er nichts davon bemerkt hätte; erst als sie die Kinder fortgeschickt hatte, drang er in sie, ihm zu gestehen, was sie bedrücke. Denn, daß es etwas sein müsse, was ihr ganzes inneres Leben betreffe, das lasse er sich nicht in Abrede stellen, und wenn es etwas dergleichen sei, so könne sie ja bei Niemandem auf der Welt mehr Trost und Rath finden als gerade bei ihm.

Marie wurde durch diese Worte noch heftiger bewegt, sie brach in ein lautes und heftiges Schluchzen aus, bedeckte dann das Gesicht mit beiden Händen, fiel dem ehrwürdigen Greise zu Füssen und rief:

„Ich bin Eurer Güte nicht würdig, denn mein Herz schlägt nicht allein für Gott, der mich so wunderbar gerettet hat, sondern auch für einen Mann, den ich verabscheuen muß."

„Du liebst also, mein Kind", sagte der Pfarrer im Tone herzgewinnender Milde, „und wie es scheint ist Deine Wahl keine glückliche."

„Ja, ich liebe", rief Marie in steigender Aufregung „ich liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele und vergeblich sind alle meine Bemühungen, dieses Gefühl in mir zu ersticken."

„Die Liebe", meinte der Pfarrer, „legt uns Gott in's Herz."

„Aber," rief Marie, „ich liebe Denjenigen, der mich gewaltsam entführt hat."

Der würdige Greis erschrack sichtlich, als er dieses Geständniß vernahm, denn dieser Mann konnte nach Allem, was er erfahren hatte und mußte, der Gegenliebe eines Wesens, wie Marie es war, nicht werth sein. Allein sein echt christlicher Sinn verdammte nicht so leicht, und wo er nur einen Strohhalm sah, an welchem sich ein günstigeres Urtheil halten konnte, hielt er es für seine Pflicht, sich an die Hoffnung des Besseren zu klammern. Er fragte daher nach einigem Nachdenken, ob Marie nicht glaube, daß die Geldsendung von unbekannter Hand von Demjenigen herrühren könne, welcher den Schaden verursacht habe?

„Daran", sprach Marie, „kann kein Zweifel sein. Diese Summe kommt von niemand Anderem, als dem Conte."

„Dann", sprach der Pfarrer, „ist ja noch nicht Alles verloren. Wo der bösen That die Reue folgt und das Bestreben, sie gut zu machen, muß noch ein innerer Fond von Gewissenhaftigkeit da sein, welcher sich unter dem Einflusse eines so edlen Gefühles, wie es die wahre Liebe ist, noch verwerthen und für das Gute fruchtbar machen läßt."

„Das habe auch ich geglaubt und gehofft", erwiederte das Mädchen kleinlaut, „allein was ich von der Vergangenheit dieses Mannes weiß, schlägt diese Hoffnung wieder zu Boden, denn er hat schwere Vergehen auf sich geladen, die selbst vor dem weltlichen Richter, geschweige denn vor dem ewigen, nicht auf Vergebung hoffen."

„Du urtheilst, mein Kind", versetzte der Pfarrer, „hart und strenge; wer weiß, ob vor dem ewigen Richter nicht Manches entschuldigt, was wir Menschen nicht in Anschlag bringen können, weil wir es eben nicht wissen."

„Und wäre das Alles", rief Marie noch immer leidenschaftlich, „so muß ich Unglückliche doch aller Hoffnung ent-

sagen, denn wie soll ich, das arme, niedrig geborene Mädchen mein Auge auf einen reichen Conte richten?"

„Bei Gott," versetzte der Pfarrer, „ist Alles möglich. Ich will Dich übrigens, mein Kind, nicht in thörichten Hoffnungen bestärken, allein, ich will Dir blos sagen, daß Du nicht verzweifeln, sondern Alles Gott überlassen sollst."

So endete diese Unterredung, durch welche Marie ihre Ruhe und Entschlossenheit wieder fand.

Inzwischen war der Frühling gekommen; Alles blühte und grünte wieder und Marie fand in der herrlichen Natur, die sie umgab, neuen Trost und neue Stärke. Sie lenkte ihre Schritte wieder in das geheimnißvolle Dunkel des Waldes, und wenn die Zweige um sie rauschten, wenn die wandernden Sänger ihr Loblied dem Schöpfer brachten, wenn das Reh sie mit klugen Augen ansah, dann träumte sie wieder von ihrer Kindheit, aber auch von einer glücklichen Zukunft; dann war wieder Alles Poesie und Duft und Glanz.

Zwanzigstes Capitel.

Begegnungen und Eröffnungen.

Es war ein schöner und herrlicher Sommertag, als in und um das Schloß Eggenberg das regste Leben herrschte. Ihre Majestät die Kaiserin Maria Thereſia war mit ihrem Gemahle, dem Kaiser Franz I., und dem größten Theil ihres Hofstaates angelangt und hatte ihr Absteigquartier in dem Schlosse genommen. Dieses war in dem Besitze des Grafen v. Herberstein, der durch seine Heirat mit einer Tochter des Fürsten v. Eggenberg, die zweimal zur Witwe geworden war, die Reichthümer und den Glanz des fürstlichen Hauses auf seine gleichfalls angesehene und mächtige Familie gebracht hatte. Das großartige Gebäude, welches noch heutzutage einen imposanten Eindruck macht, war zum Empfange der

höchsten Gäste auf das Glänzendste hergerichtet worden. Wenn aber alle Welt sich der Gegenwart der großen Kaiserin freute, so bewies doch die Herrin desselben den feinen Tact, sich wegen ihres Alters und ihrer Kränklichkeit gänzlich zurückzuziehen und ihrem jüngeren Gemahl die Ehre, das Hausrecht in solchem außerordentlichen Falle zu üben, zu überlassen.

Die halbe Bevölkerung der Hauptstadt war auf den Füssen und alle Straßen, die nach Eggenberg führten, sah man mit Menschen aus allen Ständen übersäet. Dazwischen fuhren die Caroſſen des Adels, meist im prächtigen Aufzuge, mit sechs stolzen Pferden bespannt, dahin. So oft sich eine zeigte, blieben die Fußgeher stehen und machten ihre Bemerkungen, welche meist zu treffend waren und uns, wenn wir sie anders wüßten, über den Charakter und die Verhältnisse des damals in Graz lebenden hohen Adels pikante Aufschlüsse geben würden. Unter den Fußgehern, die nach Eggenberg wallten, befand sich auch ein junger Mann in sehr feiner und sauberer, aber anspruchslosen bürgerlichen Kleidung. Sein Gesicht hatte edle und einnehmende Züge, es lag etwas Offenes, Wohlwollendes und doch auch wieder Vornehmes, ja man hätte sagen mögen, Gebietendes darin. Vor Allem aber hatte das große blaue Auge einen eigenen bald schwärmerischen, bald wieder hellen und klaren, bald vertrauungsvollen, bald wieder durchdringend forschenden Ausdruck. Auch im Gang und Haltung dieses Herrn, der im schönsten Mannesalter stand, lag etwas ganz Eigenthümliches. Sein Begleiter, ein älterer Herr, gehörte offenbar der vornehmeren Classe an und doch bewies er dem jungen Manne in bürgerlicher Tracht eine Art Aufmerksamkeit, wie man sie blos gegen einen höher Gestellten zu beobachten pflegt.

Dem Fremden, denn als einen solchen erkannte man denselben auf den ersten Blick, schien Alles, was um ihn her vorging, auf das Lebhafteste zu interessiren, obgleich er es nicht

zu erkennen gab. Die Bemerkungen, welche die Leute aus dem Volke über die Vorüberfahrenden machten, erregten seine besondere Aufmerksamkeit.

Das Volk bezeigte den beiden Herren eine achtungsvolle Haltung. Es machte ihnen allenthalben Platz und obgleich Niemand die beiden Herren kannte, so sagte doch Jeden ein dunkles Gefühl, man möchte es den gesunden Instict des Volkes nennen, daß die beiden Männer jedenfalls einen hohen Rang bekleideten. Dem jüngeren von ihnen schien indeß diese Wahrnehmung zu verdrießen, denn er fand sich dadurch behindert, den stillen Beobachter zu machen und sah, daß er vielmehr selbst der Beobachtete war. Er zog daher seinen Begleiter bei Seite und Beide schlugen einen weniger betretenen Nebenweg ein, der seitwärts der großen und schönen Allee über die Felder führte.

Sie mochten noch nicht zu lange gegangen sein, als sie vor sich her zwei andere Männer dahinschreiten sahen, die im heftigen Wortwechsel begriffen waren und in ihrem Eifer nicht darauf achteten, daß Jemand hinter ihnen denselben Weg verfolgen könne.

Es war dies Anton, der mit dem Grafen Purgstall nach Grätz gekommen war, und der Altgeselle des Rauchwaarenhändlers, jetzt der glückliche Gatte Katharinas und der Geschäftstheilnehmer seines früheren Herrn. Anton hatte ihn aufgesucht, da es ihn zu erfahren drängte, wie sich die Dinge im Hause der ihm bestimmten Braut gestaltet hatten. Er war natürlich hoch erfreut gewesen, die zufriedenstellende und glückliche Wendung, welche sein Ausbleiben am Verlobungstage zur Folge gehabt hatte, zu vernehmen und in der Freude seines Herzens hatte er den ihm als brav und ehrlich bekannten Philipp einen Spaziergang nach Eggenberg vorgeschlagen, in welchem dieser gerne einwilligte, da an jenem Tage Geschäft und Gewerbe feierten. Auf diesem Gange waren sie

in ein Gespräch über die Verhältnisse Antons gerathen und dieser sprach sich, da er sah, welch' herzlichen Antheil der dankbare Philipp an Allem nahm, was ihn betraf, offen aus. Und eben um ungenirt Alles besprechen zu können, hatten sie gleichfalls einen Seitenweg eingeschlagen.

Anton hatte eben von seiner hoffnungslosen Neigung für Theresia zu sprechen angefangen. Der ehrliche Philipp meinte, man müsse nie verzweifeln und sagte, indem er heftig nach seiner Art gestikulirte: „Seht einmal, mein lieber junger Herr, mich an. Hatte ich auch nur die geringste Hoffnung, das Jawort meines reichen und auf sein Ansehen eifersüchtig stolzen Meisters zu einer Verbindung mit Katharina zu erhalten? Ich hatte, so wahr mir Gott helfe, schon jeden Gedanken darauf aufgegeben. War sie doch Euch bestimmt und wie sollte ich einfacher, schlichter Geselle mit Euch, dem Gebildeten und gegen mich vornehmen jungen Manne in die Schranken treten? Aber Ihr wart zu ehrlich, Euch den Reichthum auf Kosten eines liebenden Mädchenherzens zu erkaufen, zu treu, um Euer eigenes Gefühl für eine andere zu verleugnen. Und siehe da, das hat der liebe Gott zu meinem Glücke so gefügt. So wird er auch Euch nicht verlassen und Euere treue Liebe lohnen."

„Mein guter Philipp", erwiederte Anton, „bei mir sind die Verhältnisse leider ganz anders. Du mußt wissen, wenn es Dir nicht ohnehin bekannt ist, daß die Familie v. Leuthen zu den ältesten des Landes gehört und daher eine Verbindung mit einem Bürgerlichen, wie ich es bin, eine reine Unmöglichkeit bleibt. Und wollte auch die Mutter Theresias mir kein Hinderniß entgegensetzen, so würde es doch die Kaiserin, die gegen sogenannte Mißheirathen sehr eingenommen ist und über die Töchter der adeligen Familien sich eine Art Vormundschaft anmaßt, niemals gestatten."

„Aber", wendete Philipp ein, „Ihr könnt doch noch

wie man sagt, eine Carriere machen. Ich weiß zwar Euere Kenntnisse nicht zu beurtheilen, allein so viel weiß ich doch, daß ein junger Mann, wie Ihr, noch etwas zu erreichen im Stande ist. Ihr könnt Landrath, Regierungsrath werden, könnt als solcher selbst den Adel erlangen; denn Ihr habt ja außerdem auch Verbindungen und Protection. Da ist vor Allem der Graf v. Purgstall, der Euch schätzt und wohl will und der auch etwas vermag.

„Das sind Träume, nichts als eitle Träume", erwiderte Anton, „und Ihr vergeßt, daß ich im allergünstigsten Falle alt werden muß, bevor ich ein solches Ziel erreiche."

„Das ist freilich wahr", seufzte Philipp treuherzig, aber wie wäre es, wenn Ihr einen raschen Entschluß faßen möchtet, und geraden Weges dem römischen Könige Josef Eure Lage entdecken wolltet? Man sagt allgemein, daß Josef Kenntnisse und Fähigkeiten schätzt, und daß er dabei nicht auf den Stand und die Geburt sieht. Ich glaube, es könnte Euch glücken."

„Ja, wenn ich bei dem vorkommen könnte, dann wäre es freilich etwas Anderes, allein, wie dazu gelangen?"

Bei diesen Worten stieß der jüngere der beiden Herren, welche folgten, seinen Begleiter lächelnd an und lispelte ihm zu: „Dafür wollen wir Rath schaffen, meinen Sie nicht auch?"

„Je nun", sagte Philipp, „wer weiß, ob nicht ein glücklicher Zufall dazu hilft!"

Jetzt gingen die Beiden eine Zeitlang schweigend neben einander her. Plötzlich blieb Philipp stehen und fragte: „Da fällt mir eben ein, daß Ihr an demselben Tage, der mein Glück gründete, ein armes, verfolgtes Wesen befreien wolltet, wie ist es denn damit ausgefallen?"

„Ich bin getäuscht, betrogen worden", antwortete der Befragte, nicht ohne sichtlich unangenehm durch die Erinnerung berührt zu werden. Dann erzählte er ausführlich, was

er von der ganzen Sache wußte, und wie er seitdem durch den alten Christian erfahren hatte, daß Marie wieder in Sicherheit sei. Seine Erzählung gab eine warme Theilnahme für Marie, deren edle Eigenschaften er nicht genug hervorheben konnte, und eine große Entrüstung gegen ihre niederträchtigen Verfolger zu erkennen.

Sie waren indessen unvermerkt bis zu dem Eingange des zum fürstlichen Schlosse gehörigen Gartens gelangt, und gewahrten jetzt erst zu ihrer großen Verlegenheit, daß ihnen die beiden Herren gefolgt waren, und folglich, da sie ziemlich laut gesprochen hatten, Alles gehört haben mochten.

Der Eintritt in den Garten des Schlosses Eggenberg stand an diesem Tage nur Denjenigen offen, welche entweder zu Wagen ankamen, oder als zum Hofstaate und zur Dienerschaft des fürstlichen Hauses gehörig erkannt wurden. Einige Mann von der sogenannten Stablerwache und der Trabantengarde, die in ihren hochrothen Röcken mit den Goldtressen und schwarzen Krägen einen Gegenstand der Neugierde des Volkes bildeten, hielten die Unberufenen ab.

Anton und Philipp blieben vor dem Eingange stehen, und betrachteten durch das offene Gitter desselben, wie die Herren vom Hofstaate in ihren rothen, den sogenannten Lazenburger Uniformen geschäftig ab- und zueilten. Sie wurden indessen nicht ohne Erstaunen gewahr, wie sich die Wachen und Garden vor den beiden Herrn, die ihnen gefolgt waren, in militärische Positur setzten, und sie unter allen Zeichen der Ehrfurcht ungehindert passiren ließen.

„Da haben wir," meinte Philipp „etwas Hübsches angestellt, daß wir so ungenirt sprachen, als wären wir allein auf der Welt!"

Er hatte das kaum gesagt, als sich der jüngere der beiden Herrn umwandte, und lächelnd auf Anton zuging, *und zu ihm sprach:*

„Sie wollen, wenn ich nicht irre, Sr. Majestät den römischen König Josef sprechen?"

„Ich hätte ihm gerne ein Memoir über die Verbesserung des Justizwesens überreicht", erwiderte Anton mit einer tiefen Verbeugung.

„Ja, dann ist es was Anderes", sagte der fremde Herr noch immer freundlich, „dann müssen Sie sich Ihrer Majestät der Kaiserin selbst vorstellen, denn das betrifft eine Regierungssache, in welche sie sich von Niemanden etwas dreinreden läßt."

„Ach", seufzte Anton, „dann ist es mit jeder Hoffnung aus, denn wie soll ich dazu kommen, daß mich Ihre kaiserliche Majestät, deren Zeit bei dem kurzen Aufenthalte allhier so gemessen ist, zum Empfange zuläßt?"

Der Fremde erwiderte: „Verzweifeln Sie nicht! Wissen Sie was, kommen Sie morgen zeitlich früh wieder, und sagen Sie blos, der Graf von Falkenstein habe Sie zu sich beschieden", dann nickte er freundlich, und schritt durch die ihn ehrfurchtsvoll grüßenden Garden und Hofbeamten dem Schlosse zu.

„Topp", jubelte Philipp, „der Treffer in der großen Lotterie ist gemacht, Sie haben gewonnen!"

„Sonderbar", meinte Anton kopfschüttelnd, „ich habe doch seit meinem Aufenthalte bei dem Grafen von Purgstall die Namen aller möglichen hohen Herrschaften und Würdenträger am Hofe kennen gelernt, aber von einem Grafen Falkenstein habe ich nie das Geringste gehört. Ich fürchte sehr, das wird so ein Aventurier à la Ritter von Schönbein sein."

„Was nicht noch", rief Philipp sich ereifernd, „habt Ihr denn nicht gesehen, wie sich Alle vor dem jungen Manne tief in den Staub neigten? Wer es auch sein mag, er hat jedenfalls so viel Einfluß und Ansehen, daß er Euch zu einer Audienz bei der Kaiserin behilflich sein kann. Kommt, laßt

den Kopf nicht hängen und laßt uns lieber eine Flasche Wein auf Euer gutes Glück ausstechen!"

Sie waren eben im Begriffe, den Weg nach dem nahen Bayerdorf einzuschlagen, als die Ankunft eines leichten aber äußerst eleganten Wagens ihre Aufmerksamkeit fesselte. Die Dienerschaft, keineswegs im Perrückenstyle der Roccocozeit gekleidet, sondern in der malerischen Tracht Italiens, war in tiefes Schwarz gehüllt und trug Trauerflöre an den Baretten, auch Wagen und Pferde zeigten keine andere Farbe, und der junge Chevalier, der offenbar in sehr ernste Gedanken vertieft darin saß, war gleichfalls in tiefster Trauer. Anton traute seinen Augen kaum, als er in diesem den leichtfertigen und übelberüchtigten Conte Tosta erkannte.

Der Wagen hielt vor der Pforte und der Conte fragte, sich herauslehnend, ob er den Fürsten Khevenhüller im Schlosse treffe. Man sagte ihm, der Fürst sei eben erst aus der Stadt zurückgekommen und ließ den Wagen des Conte passiren.

„So geht es in der Welt", sagte Anton zu seinem Begleiter. „Dieser Conte Tosta, welchen Du eben vorfahren gesehen hast, war von jeher ein Taugenichts und ein schlechtes Subject, für den Kerker reif; jetzt ist er reich und angesehen, denn ihm ist ohne Zweifel sein Vater gestorben, wie ich aus seiner tiefen Trauer ersehe, und er hat dadurch eine unermeßliche Erbschaft gemacht. Aber gewagt bleibt es doch, daß er sich, nach Allem, was man von ihm weiß, selbst bei Hofe sehen läßt, ich an seiner Stelle hätte dem Schauplatze von Verirrungen, die ihn jedenfalls in arge Verlegenheiten bringen können, so schnell wie möglich für immer den Rücken gekehrt!"

Der Conte würde dies ohne Zweifel auch gethan haben. Anton hatte richtig vermuthet, er war der Erbe

der immensen Reichthümer seines Hauses und zugleich großjährig erklärt geworden. Als einer der ersten Signori war er in seinem Vaterlande davor gesichert, wegen seiner Vergehungen zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf österreich'schem Gebiete war er es nicht, denn die große Kaiserin duldete in ihrer strengen Gerechtigkeit keine Ausnahme, und seine Verbindung mit Schönbein und Löschner mußte ihn mit in's Verderben reißen. Der Conte hatte das Alles wohl überlegt, und doch blieb er; denn er hatte noch eine Pflicht zu erfüllen, zu welcher ihn seine Liebe und sein Gewissen in gleichem Grade antrieben. Die Eröffnungen Löschner's ließen ihn nicht ruhen, um so mehr, als sich bei ihm die Vermuthung immer mehr zur Gewißheit ausbildete, daß die einzige Tochter der durch Löschner's schändlichen Verrath unglücklichen, ihrer Güter und ihrer Ehre beraubten Familie noch am Leben sei; eine leise Ahnung sagte ihm, daß es vielleicht Marie sein könne, denn was er von Schönbein in vertrauten Augenblicken über das Mädchen erfahren hatte, machte ihm dieses nicht unwahrscheinlich. Sein Entschluß war daher bald gefaßt, er wollte die Gnade des Kaisers Franz, der seine Familie von seinem Aufenthalte in Toskana her kannte, zu Gunsten der unglücklichen, ungerecht verurtheilten Familie anrufen, gleichzeitig aber auch sich der Kaiserin zu Füßen werfen, alle seine Missethaten reuevoll eingestehen und, wenn ihm Verzeihung geworden, fortan in ihrem Dienste ein unbescholtenes Leben führen.

Auf Löschner brauchte er keine Rücksicht zu nehmen, denn dieser Mensch hatte ja seine Strafe verdient, und von des Ritters von Schönbein Zurückkunft wußte er noch nichts.

Fürst Khevenhüller empfing ihn, er war ein vollendeter Hofmann, artig, doch zeigte er, als der Conte seinen

Namen nannte, nicht geringe Verlegenheit, und verrieth dadurch, daß man bei Hof von dem Leben desselben unterrichtet sei, auch erklärte er es für ganz unmöglich, Zutritt bei Sr. Majestät dem Kaiser zu erlangen, viel weniger bei Ihrer Majestät der Kaiserin, ja er glaubte ihm sogar den guten Rath ertheilen zu müssen, wie sich von selbst versteht in verblümter Redeweise, je eher je lieber das herrliche Klima Italiens zu genießen.

Der Conte ließ sich jedoch nicht so leicht abwendig machen. „Es ist eine Sache von höchster Wichtigkeit, die ich Sr. Majestät dem Kaiser mitzutheilen verpflichtet bin", sprach er, „und was mich selbst betrifft, so bin ich auf Alles gefaßt, was mir nach Euer Durchlaucht Besorgniß etwa bevorstehen kann."

Der Fürst schützte seine gemessenen Aufträge vor und es entspann sich zwischen Beiden ein ziemlich heftiger Wortwechsel, als der Kaiser, der gerade aus den Zimmern Ihrer Majestät der Kaiserin kam, durch den Corridor, in welchem diese Scene stattfand, schritt. Der Conte warf sich ihm alsbald zu Füßen, und Kaiser Franz, milde und menschenfreundlich, wie er gegen Jedermann war, fragte nicht ohne Theilnahme, was der junge Mann wolle. „Es ist der Conte Tosta und..." erwiderte der Fürst Khevenhüller ehrfurchtsvoll und zugleich mit einer Betonung, die deutlich merken ließ, daß dieser Name einen unangenehmen Klang habe.

Der Conte kniete noch immer; der Kaiser hieß ihn mit kaltem, strengen Blicke aufstehen und warten, bis er gerufen werde, dem Fürsten Khevenhüller aber gab er einen Wink, ihm zu folgen. Dieser konnte nicht umhin, einige Besorgniß zu äußern. Doch Kaiser Franz sprach ihn beruhigend: „Wäre ich der Kaiser von Oesterreich, so hielte ich mich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß Conte Tosta,

was er immer vorzubringen haben mag, vor Gericht aussage; doch ich bin hier blos Privatmann und als solcher darf ich Rücksichten für die Familie desselben nehmen, die zu den ersten Italiens gehört. Laßt ihn eintreten, lieber Fürst, doch sorgt dafür, daß einer von den Officieren der Garde in der Nähe bleibt."

Wie der Conte, nachdem er das Cabinet des Kaisers betreten, gesprochen, sagt uns kein Bericht, wir wissen blos, daß die Unterredung lange, sehr lange dauerte, daß der Kaiser sichtlich ergriffen war, und alsbald, nachdem er den Conte entlassen hatte, wieder zu Ihrer Majestät der Kaiserin sich begab, und mit dieser eine ziemlich lange Rücksprache hatte. Der Fürst Khevenhüller aber erhielt den Auftrag, alsbald einen Wagen in aller Stille und ohne alles Aufsehen nach dem Gute der Familie Leuthen zu senden und dem zur Begleitung mitgegebenen Kammerdiener eine versiegelte Ordre an den dortigen Pfarrer einzuhändigen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine Katastrophe.

Die Nachricht von der Ankunft ihrer Majestät der Kaiserin hatte auch in dem Kreise der Familie v. Leuthen Alles in Bewegung und Aufregung versetzt. Es knüpften sich bei den verschiedenen Personen derselben Hoffnungen und Befürchtungen allerhand daran.

Frau v. Leuthen selbst, welche schon seit Langem mit Sehnsucht die Gelegenheit einer Audienz herbeigewünscht hatte, um die Gnade der Kaiserin für die mißliche Lage ihrer Familie in Anspruch zu nehmen, besorgte nicht mit Unrecht, daß das uns bekannte Verhältniß ihres Sohnes den Unwillen

Ihrer Majestät erregt habe und auch sie daher keine allzugnädige Aufnahme zu hoffen habe.

In der größten Gemüthsbewegung aber befand sich Theresia. Jetzt mußte und sollte sich ihr Schicksal entscheiden. Ihre treue, auf innige Achtung gegründete Neigung für Anton sollte jetzt entweder offen vor aller Welt bekannt werden, oder sie mußte derselben für immer entsagen. Theresia hatte nämlich in ihrem inneren Kampfe den kühnen Entschluß gefaßt, sich Ihrer Majestät der Kaiserin zu Füßen zu werfen und ihr die Entscheidung ihres Geschickes in die Hand zu legen. Fand ihr Verhältniß vor den Augen der Majestät Gnade, so fehlte es dieser bei den Kenntnissen und Talenten Antons, bei den Zeugnissen, die er dafür aufzuweisen hatte, nicht an Gelegenheit, ihm eine Stellung anzuweisen, welche eine Verbindung möglich machte. Der Staat brauchte tüchtige Männer, da allenthalben bei den Reformen in dem Geschäftsgange der verschiedenen Verwaltungszweige die Männer des alten Systemes nicht mehr ausreichten. Sie wußte das durch Graf Purgstall und hatte ihre Hoffnung auf diesen Umstand gegründet. Auch war es nicht unbekannt, daß die Kaiserin in ihrer Herzensgüte und liebevollen Besorgniß für die Töchter um den Staat verdienter Männer oft genug durch Anweisung bedeutender Summen zur Aussteuer half und sie konnte sich auch hierin einiger Hoffnung hingeben, da ihr Vater in den Schlachten des siebenjährigen Krieges auf der Liste der ruhmvoll genannten Tapferen stand und da es bekannt war, daß er, um der Kaiserin und dem Vaterlande zu dienen, seine eigenen Angelegenheiten hintangesetzt hatte. Für den Fall aber, als Ihre Majestät die Kaiserin ihrer Neigung für Anton die Zustimmung versagen würde, blieb ihr auch keine Hoffnung jemals glücklich zu werden und dann war sie fest entschlossen, der Welt zu entsagen. Sie hatte ihren Entschluß, dem Freunde des Hauses, dem Pater Aquilinus Cäsar, welchen

die Ankunft des Hofes gleichfalls nach der Hauptstadt gezogen hatte, mitgetheilt und dieser hatte ihn gebilligt.

Anders stand es mit Antonia. Für diese hatte die Ankunft der Kaiserin kein anderes Interesse, als dasjenige, welches ein solches Ereigniß für Jeden, der in und mit der Welt lebt und nicht gänzlich gleichgiltig blieb, haben mußte. Seit der Rückkehr des Ritters v. Schönbein, welche in ihren Augen jeden Verdacht gegen denselben siegreich niedergeschlagen hatte, gab sie sich ihrer Leidenschaft für denselben ohne Zwang hin. Der Ritter besuchte die Familie fleißig, doch je mehr und unverholener Antonias Neigung sich kund gab, desto rückhaltender schien er zu werden und obgleich er ihren Gedanken und Wünschen nichts entgegensetzte, that er doch seinerseits nichts, sie zu fördern und zur Reife zu bringen.

Antonia aber drang auf Entscheidung und es gab nicht wenig stürmische Scenen in dem Kreise der sonst so friedlichen und stillen Familie. Frau v. Leuthen wollte ihr geliebtes Kind nicht unglücklich sehen und hatte daher, wenn auch widerstrebend, ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit dem Ritter gegeben. Der zu Rathe gezogene Aquilinus Cäsar meinte, man müsse eben ein jedes Ding reifen lassen; die Frucht werde schon von selbst abfallen. Er war dabei innerlich überzeugt, daß, wenn die Verhältnisse des Ritters wirklich derart zweideutig waren, als es den Anschein hatte, eben die bei einem solchen ernsten Schritte nothwendig zu beachtenden Formen und Ausweise den Bruch uothwendig herbeiführen müssen. Ob er darin Recht hatte, wird sich bald zeigen; doch hatte er sowohl den Onkel als Theresia für seine Ansicht gewonnen.

Der Ritter v. Schönbein, welcher von Leipzig, wo ihm die geschickte Rolle eines durch die geheime Wissenschaft mit übernatürlichen Kräften Begabten allerdings zu einer bedeutenden Summe verholfen hatte, überlegte seinerseits kalt und

ruhig, wie er sich der Familie Leuthen gegenüber benehmen solle. Eine nähere Verbindung mit derselben durch die Heirath Antonias schien ihm für den ersten Augenblick keine großen Vortheile zu bieten. Bei den ihm bekannten Verhältnissen durfte er nicht hoffen, ein bedeutendes Vermögen zu erhalten, er mußte im Gegentheile glauben, daß man auf seinen Reichthum rechne. Allerdings kam er durch eine Verbindung mit dieser Familie mit dem Adel des Landes in eine nähere und bleibende Berührung und der Gedanke lag nahe genug, diesen Umstand so lange als nur möglich zur Erhöhung seines Einflusses und zur Ausbeute in finanzieller Beziehung zu benützen. Er konnte ja, sagte er sich, eines schönen Tages verschwinden und die ihm Verlobte oder Angetraute zurücklassen. Allein die Frage war die, ob ihn nicht die Verfolgung seiner Plane noch früher zur Entfernung nöthige, bevor er den Vortheil, welchen dieses Verhältniß bieten konnte, zu benützen im Stande wäre.

Indem er sich dieses Alles überlegte, kam er zu dem Entschlusse, den Schein zu bewahren, als wolle er diese Verbindung eingehen, die Verbindung selbst aber so lange wie nur möglich hinauszuziehen.

Diesen Entschluß auszuführen, wurde ihm jedoch schwer genug gemacht.

An demselben Tage, an welchem die Kaiserin Maria Theresia in Graz angelangt war, hatte er bei Leuthen einen Besuch gemacht. Er traf Antonia allein zu Hause, denn diese hatte es darauf angelegt, eine Unterredung unter vier Augen herbeizuführen.

Nach den ersten heiteren und scherzhaften Gesprächen, bei welchen er sein Talent der Medisance und der Unterhaltung im vollsten Glanze entfaltete, kam Antonia, eben durch diese glänzenden Eigenschaften exaltirt und hingerissen, plötzlich mit dem Verlangen: er möge doch endlich

den Tag, an welchem ihre Verbindung das Glück ihres Lebens besiegeln werde, bestimmen.

Der Ritter suchte auszuweichen, indem er von dem noch schwebenden Processe über seine Erbschaft und von allerlei Hindernissen sprach, und endlich hinzusetzte: „Glauben Sie mir, mein werthes Fräulein, die ich so hoch und innig verehre, daß die schönste und glücklichste Zeit des Lebens immer die bleibt, in welcher man sich gegenseitig mehr oder weniger im Lichte des Ideales sieht; mit der Hochzeit reißt auch in der Regel der holde Wahn entzwei, und die nackte Wirklichkeit tritt in ihre Rechte." Er sagte damit nur in etwas anderen Worten, was unser größter Dichter fast um ein Jahrhundert später in die Worte faßt:

„Ach, des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Doch Antonia war keineswegs dieser Ansicht. Leidenschaftlich, wie sie war, entgegnete sie mit äußerster Heftigkeit:

„Jetzt erkenne ich klar, daß Sie mich nie geliebt haben, und daß Alles, was man gegen Sie sagt, nur zu sehr auf Wahrheit gegründet ist."

„Sie urtheilen", erwiderte Schönbein, indem er den kalten Ton der sogenannten gläsernen Höflichkeit annahm, „etwas hart, mein Fräulein, und Sie vergessen daß es nicht immer von unserem Willen allein abhängt, alle Hindernisse zu beseitigen."

„Für den, der ernstlich will", rief Antonia, „gibt es keine Hindernisse, und endlich sehe ich nicht ein, was unserer baldigen Verbindung entgegentreten kann. Sie sind reich und angesehen, unabhängig und Herr ihres eigenen Willens."

„Nicht so ganz, als Sie glauben", erwiderte Schön-

bein. „Ich bin gewohnt, in jeder Hinsicht comme il faut zu leben, und ich muß wünschen, daß auch meine Frau sich keinerlei Beschränkungen aufzuerlegen braucht. Das aber ist nicht möglich, so lange ich nicht im vollen Besitze meiner streitigen Erbschaft bin."

„Diese Erbschaft muß Ihnen doch gewiß sein, denn Sie haben darauf sehr große Summen aufgenommen und, wie ich weiß, sehr bedeutende Schulden gemacht."

Der Ritter gerieth bei diesen Worten in einige Verlegenheit, denn er erfuhr zu seinem Erstaunen, daß das, was er bisher verbergen zu können geglaubt hatte, zur Kenntniß der Familie Leuthen gekommen war.

„Meine Schulden", entgegnete er, „sind nicht so bedeutend, um sie nicht rasch tilgen zu können."

„Dann", rief Antonia, „haben Sie um so weniger Grund, die Hochzeit aufzuschieben, und es kann nur der wirkliche Mangel an Liebe sein, welcher Sie bestimmt, einen Aufschub zu wünschen."

Sie fing dabei heftig zu weinen an und geberdete sich so verzweifelt, daß sich Schönbein vergeblich bemühte, sie zu beruhigen. Immer und immer wieder kam sie darauf zurück, daß er sie nicht liebe, und gab sich immer neuen und heftigeren Ausbrüchen ihrer Leidenschaft hin.

Dem Ritter, obgleich er innerlich fest entschlossen war, noch vor dem bestimmten Tage der Trauung außerhalb der Grenzen Oesterreichs einen neuen Schauplatz seiner Täuschungen und Intriguen zu suchen, war doch Alles daran gelegen, es nicht gerade jetzt zum Bruche kommen zu lassen; denn er hatte bereits einleitende Schritte gethan mit Berufung auf seine Eigenschaft als Bräutigam Antonia's neue Verbindungen anzuknüpfen und auch neue Schulden zu machen. Er bedachte sich daher nicht länger und sagte, um Antonia zu beruhigen: „Damit Sie erkennen, mei theures Fräulein, wie

mal à propos Ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Liebe sind, will ich meinen Interessen auch darin ein Opfer bringen, will Ihrem Wunsche nachgeben, und überlasse es Ihnen selbst, den Tag unserer Vermälung festzustellen.“ Doch setzte er, nachdem er sich von dem günstigen Eindruck seiner Worte überzeugt hatte, hinzu, „bitte ich Sie nicht zu vergessen, daß es einiger Zeit bedarf, bevor die zur Verkündigung nöthigen Papiere und Nachweise, die ich leider in Leipzig zurückgelassen habe, weil ich sie dort meiner Familien-Angelegenheiten wegen benöthige, in beglaubigten Abschriften hier angelangt sind.“

Antonia meinte aber, da er offenbar großjährig und sein eigener Herr sei, so bedürfe es nichts Anderes als eines Ausweises über die Identität seiner Person, und die müsse er doch jedenfalls besitzen. Alle andern Documente, wie Taufschein u dgl. ließen sich nachträglich beibringen.

Schönbein entgegnete hierauf Nichts, er küßte Antonia mit ritterlicher Galanterie zum Zeichen seiner vollen Zustimmung die Hand, und erlaubte es sich sogar, jetzt das Erstemal, sie in seine Arme zu nehmen, an seine Brust zu pressen, und einen feurigen Kuß auf die glühenden Lippen des vor Vergnügen und Leidenschaft hocherröthenden Mädchens zu drücken. Es war für Antonia ein Augenblick lang ersehnter Wonne und berauschender Seligkeit, in welchem sie, nach ihrer Natur von einem Extrem ins Andere überspringend, Alles vergaß, was sie kurz vorher so tief gekränkt hatte. Auch der Ritter mußte sich, als er das zarte, von Fröhlichkeit und Liebe körperlich und geistig gehobene Mädchen, in seinen Armen hielt, gestehen, daß Antonia von der gütigen Natur mit allen Vorzügen vollendeter Schönheit und was noch mehr war, mit jener eigenthümlichen zauberhaften Anziehungskraft, welche das höher geistige Leben allein gibt, bedacht worden sei; er bedauerte in diesem Augenblicke sich selbst und sein

Schickſal, welches ihm nicht geſtatte, ſich im Beſitze eines ſolchen Weſens glücklich zu ſehen, und ſo groß war die Gewalt dieſes Eindruckes, daß er in dem Momente wenigſtens nicht den Muth fand, ſich dem Genuſſe des ſchönen Augenblicks hinzugeben, und ihr anders als mit einer auf ſittliche Achtung gegründeten Zärtlichkeit zu begegnen.

Antonia ſaß eine kurze Stunde geträumten Glückes an ſeiner Seite und freute ſich im ſtolzen Selbſtbewußtſein, einem Manne von ſo viel ausgezeichneten Geiſtesgaben und Talenten den ihren nennen zu dürfen. So ſprachen ſie weniger von ihren Gefühlen, als vielmehr von dem Leben, das ſie mit einander führen wollten Das lebhafte geiſtvolle Mädchen ſah in ihrer Idee ihr Haus als den Mittelpunct und das Stelldichein Aller, die auf höhere geiſtige Bildung Anſpruch machten, die im Stande waren, dem beflügelten Schritte der neuen Zeit zu folgen; auch für ſeine Sitte und wahrhafte Elegance ſollte der geſellige Kreis in ihrem Hauſe den Ton angeben. So verſtrich die Zeit allzuſchnell, man hörte unten einen Wagen vorfahren und da Antonia einen Beſuch vermuthete, drückte der Ritter noch einen Kuß des Abſchieds auf ihre Lippe und ihre Hand und das mit ſo vollendeter Meiſterſchaft in ritterlicher Galanterie, daß ihre Augen vor innerer Befriedigung leuchteten und gleichſam Gedanken der Zukunft, die ſich ausgemalt hatte, ſprühten.

Antonia wurde indeſſen auf eine eigene Weiſe aus ihren Träumen und Planen eines künftigen Glückes geriſſen. Sie hörte, als der Ritter kaum das Zimmer verlaſſen hatte, im Vorzimmer rauhe Männerſtimmen, heftigen Wortwechſel und zuletzt wie einen ſchweren Fall. Erſchreckt eilt ſie hinaus und findet — ſie traut ihren Augen nicht, ob ſie Wahrheit vor ſich ſehe oder ein Traumgebilde und ſinkt dann mit einem Schrei bewußtlos zu Boden — den Ritter am Boden liegend und *zwei* Mann von der Scharwache beſchäftigt, ihn zu binden,

während ein Beamter, zur Seite stehend, ihnen befiehlt, dem Verbrecher vor Allem den Degen, welchen er zur Vertheidigung gezogen hatte, aus der Hand zu winden.

Christian und die weibliche Dienerschaft sprangen dem Fräulein zu Hilfe und trugen die Bewußtlose in das Zimmer zurück. In diesem Augenblicke kam auch Frau v. Leuthen in Begleitung des Onkels und Theresias nach Hause. Empört, daß man bis in ihre Wohnung dringe und so das Hausrecht und die schuldige Achtung verletzte, fragte sie mit strenger Stimme: „Was geht hier vor? Seit wann ist es erlaubt, daß man Edelleute, statt sie vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen, in dem Schooße der Familien gewaltsam ergreift und so auch diese beschimpft? Scheint es doch, als lebten wir noch in den Zeiten des Faustrechts."

„Verzeihung, gnädigste Frau", erwiederte der hinzutretende Beamte ruhig, „es ist nicht unsere Schuld, daß diese Scene hier stattfindet. Ich kam blos hierher, um mich zu vergewissern, ob der Mann, den ich zu verhaften beauftragt bin, sich hier befinde; die Gerichtsdiener hatten den Befehl, unten zu warten; als er gerade herauskam und auf mein Ersuchen, mich zu begleiten, statt aller Antwort sich mit dem Degen den Weg zur Flucht bahnen wollte, da mußte ich meine Leute zu Hilfe rufen, welche den Schuldigen nur mit schwerer Mühe bewältigten. — Im Uebrigen, gnädige Frau, kann ich Ihnen die bestimmte Versicherung geben, daß Sie Ihre Theilnahme nicht einem Edelmanne, sondern nur einem ganz gemeinen Betrüger schenken würden. Dieser Ritter v. Schönbein ist nicht, wofür er sich ausgibt, sondern ein getaufter Jude, Namens Simon Schön."

Frau v. Leuthen konnte es nicht über sich bringen, den am Boden Liegenden anzusehen, sie dankte dem Beamten durch eine stolze Verbeugung und zog sich in ihre Zimmer zurück, wo sie ihr Kind noch immer bewußtlos fand.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Vergeltungen.

Der alte Löſchner konnte ſich von der Anſtrengung und dem Schrecken, welche der Kampf mit dem Conte herbeigeführt hatten, noch immer nicht erholen; die Todesangſt, die er ausgeſtanden, brach die ſtarre eiſerne Kraft, welche dieſer Mann bis jetzt im Böſen gezeigt hatte, und ſein Gewiſſen wurde wach. Feige und ſchwach wie er von jeher, ungeachtet der Stärke im Entſchluſſe, der Ausführung gegenüber ſich gezeigt hatte, — Gegenſätze und Widerſprüche, die bei im Verbrechen verhärteten Menſchen ſich ſo häufig finden, daß nur zu oft die eiſerne Beſtigkeit mit welcher das Verbrechen ausgeſonnen und angelegt wird, mit der niederträchtigſten und hinterliſtigſten Feigheit ſich paart — kam ihm jetzt die Furcht vor der zeitlichen und ewigen Strafe und packte ihn ſo gewaltig, daß ihn der Fieberfroſt ſchüttelte, wenn er daran dachte und ſeine Zähne klappernd übereinander ſchlugen. In ſolchen immer häufiger wiederkehrenden Momenten wußte er nicht was beginnen, bald wollte er nach dem Geiſtlichen ſenden, um ſich wenigſtens von der ewigen Strafe zu befreien, bald wollte er eine Gerichtsperſon holen laſſen, um ſich ſelbſt anzugeben und Alles zu geſtehen wenn man ihm Gnade verſpreche, da er Dinge zu enthüllen hatte, welche große Gefahren abwenden konnten. Allein er konnte zu keinem Entſchluſſe kommen.

Als Schönbein erfahren hatte, daß Löſchner krank und hinfällig ſei, war er zu ihm geeilt; der Ritter bedurfte jetzt ſeiner Mitwirkung, denn gerade jetzt handelte es ſich darum, den Hauptſtreich auszuführen, nach deſſen Gelingen ſich beide auf die Flucht machen wollten. Deßhalb war Schönbein wieder nach der Hauptſtadt Steiermarks zurückgekehrt, deß-

halb ſuchte er noch ſo viel an Geld zuſammenzuraffen, um für die nächſte Zeit mit Mitteln verſehen zu ſein, wo anders mit demſelben Glanze und Aufwande das betrügeriſche und verwegene Spiel von Neuem zu beginnen. Es galt aber nichts Geringeres, als die Unzufriedenheit, welche ſich hie und da unter den Anhängern des alten Syſtemes mit den verſchiedenen Reformen kund gab, und die ſich namentlich auch gegen die „unnatürliche“ Allianz mit Frankreich richtete, während der Anweſenheit der Majeſtäten zu einer offenen Demonſtration zu ſteigern, und Schönbein glaubte die Fäden dazu in Händen zu halten, dadurch ſollte die Kaiſerin bewogen werden, die bisherige Politik, zu welcher ſich Oeſterreich durch die Eiferſucht eines deutſchen Staates gezwungen ſah, aufzugeben, den Weg der Reformen zu verlaſſen, wie es bereits durch die Wiedervereinigung der Juſtiz mit der Verwaltung gelungen war. Aber man war in Wien, wie wir aus den Aeußerungen des Fürſten Kaunitz geſehen haben, von dieſen im Dunkeln ſchleichenden Plänen einiger untergeordneter Perſönlichkeiten der Diplomatie, welche ſich an dem Fürſten wegen ſeiner gegen alle Verſuchungen ſtandhaften und ihm zum ewigen Ruhme gereichenden Unbeſtechlichkeit, durch welche für ſie die Gelegenheit verloren ging, im Trüben zu fiſchen, rächen wollten, unterrichtet. Schönbein's Schritte wurden überwacht; allein es wäre auch dieſes nicht nöthig geweſen, denn der ſonſt ſo gewandte und auf ſeine Menſchenkenntniß bauende Glücksritter hatte ſich gewaltig getäuſcht. Er wußte und ahnte nicht, daß der Widerſtreit der Meinung, in welcher ſich Viele mit den Princ pien der Regierung und den Maßregeln der leitenden Staatsmänner befanden — ein Zwieſpalt, der ſelbſt in die höchſten Regionen, ja in die unmittelbare Nähe der Majeſtäten hinaufreichte, wie wir aus gleichzeitigen Memoiren wiſſen — mit dem Gefühle der treueſten Anhänglichkeit und Ergebenheit an die geheiligte Perſon der Kaiſerin

nicht blos vereinbar war, sondern durch dieses vor jedem unbesonnenen und compromittirenden Schritte bewahrt blieb, ja daß es einen solchen nicht etwa aus bloßer Klugheit, sondern aus wirklicher, wahrhafter Loyalität ganz unmöglich machte. Der Ritter würde vielleicht, wenn er seine Intriguen auf dieses Gebiet beschränkt hätte, ganz einfach voll Beschämung und enttäuscht Grätz verlassen haben; allein er hatte dadurch die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich gelenkt, und seine Schwindeleien und Betrügereien waren keineswegs geeignet, das Licht einer näheren Untersuchung zu vertragen. Es lagen Gründe des Verdachtes vor, daß er sich einen falschen Namen und Titel beigelegt, und man hatte durch Nachforschungen auf gesandtschaftlichem Wege erfahren, daß dieser Verdacht begründet sei. Man wußte, daß er fast täglich die Familie Leuthen besuche, und hatte daher Anstalten getroffen, sich, wenn er von da sich fortbegeben werde, seiner zu bemächtigen.

Als Schönbein an dem Lager Löschners saß, ahnte er nicht, daß ihn sein verdientes Schicksal bereits erreicht habe; er schien heiterer, zuversichtlicher und übermüthiger wie jemals, und da Löschner seine wahre Stimmung und seine Angst nicht verbergen konnte, sagte er ihm geradezu, er solle dergleichen alberne Grillen ein für allemale lassen, sonst sähe er sich gezwungen, ihn auf eine Weise davon zu befreien, welche ihm jedes Schwanken für immer unmöglich mache, denn er habe nicht Lust, es darauf ankommen zu lassen, seine eigene Person durch die Gewissensskrupeln eines alten Narren in Gefahr zu wissen.

Löschner starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an; das Blut stockte ihm bei dieser Drohung, deren fürchterliche Bedeutung er nur zu wohl verstand, und die Angst, welche ihn seit den letzten Tagen unaufhörlich peinigte, steigerte sich zu einem wahren Entsetzen, da er nun keinen Ausweg mehr

vor ſich ſah. Er vermochte nur ſtotternd hervorzubringen, daß er ſchweigen werde.

„Das will ich Euch gerathen haben!“ rief Schönbein im Fortgehen. Den Zuſtand zu beſchreiben, in welchem Löſchner hierauf verfiel, wäre eine eines Meiſters in der Schilderung von Seelenzuſtänden würdige Aufgabe. Er ſollte inzwiſchen nicht lange eine Beute der marternden Ungewißheit bleiben, denn nach kaum einer Stunde traten auch bei ihm die Gerichtsdiener ein, legten ihm Feſſeln an und ſchleppten den von Verzweiflung keines Lautes, keiner Bewegung fähigen Böſewicht fort.

In den Kerkern des Schloßberges ſahen ſich Schönbein und Löſchner wieder. In jener Zeit wußte man von der Humanität unſerer Zeit, welche zwiſchen den blos Verdächtigen und Verurtheilten ſcharf unterſcheidet und auch den Verbrecher nicht härter ſtraft, als für ſeine Beſſerung und die Sicherheit der Geſellſchaft nothwendig iſt, noch nichts. Die Kerker waren finſter und ſchwere Ketten feſſelten die Füſſe an den Boden und auch den Leib umfing wenigſtens bei den zu ſchwerer Haft Verurtheilten ein eiſerner Ring. Die Nahrung beſchränkte ſich auf Waſſer und Brot. Ueberlaſſen wir die beiden Verbrecher ihrem Schickſale, welches ſie verdient haben und beſchäftigen wir uns mit Derjenigen, welche ſie zu einem ihrer Opfer auserſehen hatten. Denn jetzt wird auch der Leſer nicht den geringſten Zweifel mehr haben, daß Derjenige, welcher Marie auf ſo ſchändliche Weiſe um ihre Jugend betrog, kein Anderer war, wie dieſer angebliche Ritter v. Schönbein, ſo wie auch der Umſtand, daß dieſer Elende der Armen auch das Brillantkreuz entwendet, keiner Beleuchtung mehr bedürfen wird.

Marie hatte ſich die letzten Tage in ihrer Ruhe bedroht geſehen und äußerte deshalb lebhafte Beſorgniſſe gegen den würdigen Pfarrer. Da es dem Conte auf den vom Löſchner

bezeichneten Wege gelungen war, ihren Aufenthalt zu entdecken, so hatte er sich brieflich an sie gewendet und sie beschworen, ihn nicht für immer von sich zu verbannen. Schon hatte sie mit dem Pfarrer sich berathen, wieder ins Pfarrhaus zu ziehen, wo sie am Ende doch sicherer war, wie in der Hütte, in welcher sie, da die Bewohner des Verdienstes wegen sich entfernen mußten, oft tagelang allein bleiben mußte, schon hatte sie diesen Entschluß wirklich ausgeführt, als sie eines Tages einen Wagen auf die Pfarre zufahren sah. Eine namenlose Angst überfiel sie und da es gerade um die Zeit des nachmittäglichen Segens war, stürzte sie in die Kirche. Die Gemeinde lag gerade vor dem Allerheiligsten auf den Knieen; ihr frommes Heilig, Heilig, Heilig ertönte und die Weihrauchwolken hüllten den Altar ein, an welchem der Pfarrer sein hehres Amt mit einer erhabenen Frömmigkeit übend, des feierlichen Momentes harrte, in dem er den Segen des Herrn als sein wahrer Priester und Vertreter spenden sollte.

Marie hatte bis jetzt — der würdige Pfarrer wollte es so — die Kirche während des Gottesdienstes nicht betreten, sie sollte erst von den Wahrheiten des Glaubens vollkommen unterrichtet und durchdrungen sein, bevor sie daran Theil nehmen durfte. Als sie durch den kleinen Bogen, der die Sacristei von dem Presbyterium trennte, in die Kirche auf die knieende Gemeinde blickte, als sie den Gesang hörte und den Priester in seinem erhabenen Amte sah, da überwältigte sie das hohe Gefühl jener Glaubensinnigkeit, die sich so herrlich und doch so faßlich für Alle in unserer Kirche offenbart und die unsichtbare Gnade dem armen Sterblichen sichtbar und ewig sich erneuernd schenket, daß sie unter strömenden Thränen auf ihre Knie stürzte, voll Zerknirschung an das heftig klopfende Herz schlug und im Stillen das heilig, heilig mitsang. Es war dies ein Moment, in dem ihr inneres geistiges Leben einen freudigen Abschluß erhielt; ihre Vergangen-

heit ſchien ihr von da an geſühnt und ausgeglichen, jetzt begriff ſie das Leben, ſeine Laſten und ſeinen Jammer, aber auch ſeinen Werth und ſeine Freuden. Geſtärkt, neu belebt erhob ſie ſich. „Mag jetzt kommen, was da wolle,“ rief ſie, „ich bin gerüſtet!“

Wenn Du, geehrter Leſer, vielleicht in dem Sturme des Lebens, in dem Drange der täglichen Sorgen oder von der verrinnenden Strömung des Zeitgeiſtes fortgeriſſen, die innere geiſtige Erhebung eines ſolchen Momentes fremd geworden iſt, an dieſer Scene Anſtoß nehmen ſollteſt, ſo beeile Dich hinweg, ſie hat nur für Diejenigen Werth, welche nicht allein der äußeren Handlung, ſondern auch den inneren Wandlungen im Gemüthe der handelnden Perſonen mit einigem Intereſſe folgen, für dieſe aber gibt ſie den Schlüſſel, welcher die ſpätere Wendung des Schickſales der armen Marie allein erklärt.

Inzwiſchen hatte der Wagen vor dem Hauſe gehalten und der kaiſ. Kammerdiener war abgeſtiegen, um den Pfarrer zu erwarten. Dieſer, der nach beendigtem Gottesdienſte von Marie benachrichtigt worden war, kam nicht ohne Beſorgniß heraus. Als er jedoch einen Blick auf das Siegel der ihm übergebenen Schrift warf und den kaiſerlichen Adler erkannte, da wurde ſein Herz erleichtert. Mochte es auch, wie er in ſeiner Unerfahrenheit dachte, bevor er das Papier erbrochen hatte, eine Vorrufung vor ein Gericht ſein, ſo war wenigſtens für ihn die Gewißheit nicht zweifelhaft, daß die Unſchuld den Sieg auch über die hinterliſtigſten Anklagen davontragen müſſe. Er hatte das Papier mit zitternder Hand erbrochen. Da er darin eine höfliche Aufforderung des Oberſthofmeiſters Ihrer Majeſtät der Kaiſerin fand, Marie ſelbſt nach der Stadt zu begleiten und an den Allerhöchſten Hof zu bringen, da wollten ihm ſchier die Knie vor freudigem Schreck verſagen und er mußte ſich einen Augenblick lang ſprachlos an die Wand lehnen. Endlich hob er die Hände zum Himmel empor

und rief: „Ja, Du bist groß und stark und gewaltig Du mein Herr und Gott! Ehre sei Dir im Himmel und auf Erden!“ Er wendete sich um und wollte in das Haus gehen, um Marie die freudige Botschaft mitzutheilen. Doch sie stand bereits hinter ihm, wo sie halb hinter der Thür verborgen der Entscheidung geharrt hatte.

Ihre Ueberraschung war um so größer, je weniger sie auf etwas Anderes, als den Versuch einer neuen Gewaltthat gefaßt war. Als sie erfuhr, daß sie vor die große Kaiserin treten solle, da pries sie sich glücklich, dem hohen Sinne erschien es als ein großes Ereigniß. Nicht die äußere Ehre, nicht die verzeihliche Neugierde hatten an dieser Empfindung Theil; ihr lag das Glück darin, einer Herrscherin sich nahen zu dürfen, deren Größe sie, wenn auch nicht zu würdigen, doch zu ahnen vermochte, einer Frau, deren hohe Tugend ihr immer als ein leuchtendes Vorbild erschienen war.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Am Kaiserhofe.

Als Anton am folgenden Morgen, sein Memoir unter dem Arme, nach Eggenberg wanderte, wechselten Furcht und Hoffnung in seiner Seele mit einander ab. Bald sah er sich auf der Stufenleiter des Glückes rasch immer höher und höher steigen, wenn er dachte, daß seine Arbeit Anerkennung und er selbst in dem Grafen Falkenstein einen hohen Protector finden werde; bald wieder sah er sich für immer in seine vorige Dunkelheit und Hoffnungslosigkeit zurückversetzt, wenn er sich dem Gedanken hingab, daß die Kühnheit seiner Behauptungen in dem Memoir Mißfallen erregen könne, oder auch befürchtete, daß der junge Mann von gestern in dem einfachen bürgerlichen Anzuge sich einen harmlosen Scherz mit ihm erlaubt

haben könne. Der ziemlich weite Weg war ihm auf diese Weise kurz genug geworden.

Als er an dem Thore des fürstlichen Gartens anlangte, und fast furchtsam verlangte, zu dem Grafen von Falkenstein geführt zu werden, gewahrte er mit Erstaunen, wie sich Alles sofort beeilte, ihm den Weg nach dem Schlosse freizugeben, und er schöpfte neue Hoffnungen.

Im Schlosse selbst angelangt, mußte er in einem Zimmer, in welchem sich viele hohe Personen in glänzenden Uniformen befanden, warten. Endlich that sich die Thür auf, und der junge Mann von gestern trat in einfachem Militärrocke, die Brust mit einem großen Sterne geschmückt, und das goldene Vließ mit Brillanten am Halse tragend, mit lächelnder Miene heraus

Alle die hohen Herren verbeugten sich tief, und Anton wurde ganz barge zu Muthe, wie er sich in seiner einfachen schlichten Kleidung mitten unter all' diesen Herren wie ein Eindringling ausnehme. Doch der Graf Falkenstein hatte ihn nicht so bald erblickt, als er in freundlichster Weise zu ihm sprach:

„Sieh' da, unser junge Reformator!"

Anton verbeugte sich verlegen, und wollte sein Memoir überreichen. Allein der „Graf" winkte ihm mit der Hand und sagte: „Sie müssen sich schon ein wenig gedulden, mein Lieber! Wie ich Ihnen gestern sagte, ist das eine Sache, welche Ihre Majestät die Kaiserin angeht. Da Sie jedoch auch den römischen König zu sprechen verlangten, so erlauben Sie mir nur vorher einige wichtige Geschäfte zu erledigen, und ich werde dann gern zu Diensten stehen.

Er sprach dies mit der freundlichsten Miene, aber nicht ohne ein gewisses fast sarkastisches Lächeln, welches sich sonderbarer Weise, wie Anton bemerkte, in den Gesichtern all' der hohen Herrn abspiegelte.

„Sollte das", fragte Anton ängstlich, nachdem der Graf sich wieder entfernt hatte, „seine Majestät der römische König Josef in höchst eigener Person sein?"

Der so befragte Herr erwiderte nichts, sondern verbeugte sich lächelnd.

Nach einigem Worten kam auch Anton an die Reihe. Er stand, wie er jetzt auf den ersten Blick erkannte, vor Josef II. dem großen Herrscher, dem hohen Menschenfreunde, dem unvergeßlichen Regenerator Oesterreichs.

Anfangs voll Befangenheit und begreiflicher Zaghaftigkeit gewann er bald die Ueberzeugung, daß er frei und unbehindert sprechen dürfe, und dies gab seinen Ideen eine Klarheit, seinem Geiste einen Schwung seiner Sprache eine Beredtsamkeit, welche Josef bald erkennen ließ, daß er einen eben so kenntnißreichen, talent- und geistvollen als eifrigen und charakterfesten jungen Mann vor sich habe, der im Dienste des Staates einen ehrenvollen Posten zu behaupten im Stande sei.

Josef entließ ihn erst, nachdem er ihn über alle seine Verhältnisse auf das Genaueste befragt hatte, dann sagte er ihm: „Seien Sie ruhig über Ihre Zukunft, ein Staat wie Oesterreich braucht Männer wie Sie, und wenn auch für den Augenblick Ihre Verwendung nicht von mir, sondern von Ihrer Majestät der Kaiserin, meiner erhabenen Mutter, abhängt, so werde ich mich doch bemühen, für Sie ein Wörtchen anzubringen." Dann deutete er ihm an, er möge sich morgen in den Vorzimmern Ihrer Majestät der Kaiserin vorfinden, um zur Audienz zugelassen zu werden.

Wer beschreibt das Gefühl des Glückes, mit dem Anton das Zimmer des römischen Königs Josef II. verließ, und doch ahnte er nicht, daß die freudige Aussicht in eine bessere Zukunft nur das Vorspiel eines größeren und dauernden Glückes sein sollte.

Am nächsten Tage füllte sich der Raum vor dem Schlosse mit Wagen, welche die Personen, die zu der Audienz bei ihrer Majestät der Kaiserin zugelassen zu werden verlangten, herbeiführten. Auch Anton hatte sich heute durch die frohe Aussicht, auf eine günstige Wendung seines Schicksales ermuthigt, einen Miethwagen genommen, dessen Kutscher in seiner rothen Livre stattlich genug aussah.

Zu Antons großer Ueberraschung fand er in der Antichambre auch Frau von Leuthen mit Theresia. Auch Pater Aquilinus Cäsar war da, und nicht minder der Conte Tosta. Mit Frau von Leuthen und ihrer Tochter wagte Anton nicht zu sprechen, den Pater Aquilinus Cäsar begrüßte er dagegen freundlich, und war mit ihm bald im eifrigen Gespräche, welches ihn auf das, was um ihn vorging, beinahe vergessen machte.

Sonst würde er ohne Zweifel bemerkt haben, wie nach und nach alle die Personen, welche die Antichambre füllten, vorgelassen wurden, und nur die beiden Frauen von Leuthen, der Conte Tosta, Pater Aquilinus Cäsar und er selbst noch warten mußte. Es würde ihm aber noch weniger entgangen sein, wie in einer Ecke des Vorsaales ein Mädchen in höchst bescheidener fast bäuerlicher Tracht in Begleitung eines alten, würdigen Priesters sich angelegentlich mit dem Fräulein Theresia von Leuthen unterhielt. Jetzt erst, da eine Pause in der gelehrten Unterhaltung mit Pater Cäsar eintrat, gewahrte dieser den geistlichen Begleiter des Mädchens und eilte mit offenen Armen und freudigem Gruße auf ihn zu. Der Conte Tosta aber stand bei Seite, doch konnte man bemerken, daß seine Blicke unaufhörlich auf das Landmädchen gerichtet waren, und daß er mit sich selbst einen schweren Kampf zu bestehen schien.

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren, und der römische König Josef schritt an ihnen vorbei in das Gemach Ihrer

Majestät der Kaiserin. Nicht lange darauf wurde der Name der Frau von Leuthen gerufen, und es dauerte abermals nicht lange, als auch Pater Aquilinus Cäsar das Zimmer Ihrer Majestät betreten durfte.

Es mußten wichtige Angelegenheiten sein, welche vor Ihrer Majestät verhandelt wurden, denn man hörte mehrmals die laute Stimme der Kaiserin, die heftig erregt schien.

Wir dürfen unsern Lesern nur so viel verrathen, daß Ihre Majestät anfangs nicht ohne Unwillen sich über das Verhältniß des jungen Herrn von Leuthen geäußert hatte, endlich aber aus Rücksicht für die Verdienste des gefallenen Obersten von Leuthen in die Verbindung mit der fürstlichen Familie, von welcher der geehrte Leser bereits unterrichtet ist, willigte.

„Weil wir aber", hatte die Kaiserin hinzugesetzt, „schon einmal im Begriffe sind, uns der Staatsraison und dem wohlerwogenen Principe der Aufrechthaltung des Ansehens unseres Adels zuwider mit Mesaliancen zu beschäftigen, so möge Ihre Tochter Theresia und der junge Mann, dem ich auf das Fürwort meines Sohnes seiner Majestät des römischen Königs eine Stelle bei meiner Hofkanzlei zugedacht habe, vor mir erscheinen."

Anton wunderte sich nicht wenig zugleich mit Theresia von Leuthen vor Ihre Majestät beschieden zu werden. Als er eintrat, sah er die Kaiserin, die große Maria Theresia, und indem er ehrfurchtevoll wartete, konnte er nicht umhin, die Herrscherin zu betrachten.

Maria Theresia stand an der Seite ihres Gemahles des Kaisers Franz I. und ihres Sohnes des römischen Königs Josef. Ihre Gestalt erschien wahrhaft majestätisch; sie war hoch fast groß, und dabei ziemlich stark, ohne jedoch jene Fülle der Formen, welche ihr in späteren Jahren etwas *Eintrag thaten.* Ihre Züge verriethen Selbstbewußtsein, Geist

und Gemüth; die Augen blitzten unter den kühn gewölbten Brauen hervor, die Nase hatte etwas von der Adlerform, welche an ihren Vater Karl VI. erinnerte, der Mund aber hatte einen feinen Zug, welcher durch das Characteristische der habsburgischen Dynastie an Schönheit nicht beeinträchtigt wurde. Es lag eine Hoheit in ihrem ganzen Wesen, die mit Anmuth gepaart imponirte, bezauberte, hinriß, und die Begeisterung erklärt, zu welcher sie ihre Unterthanen zu elektrisiren wußte.

„Ich sehe", sprach die Kaiserin, „noch nicht Alle vor mir, welche ich in diesem Augenblicke vereint zu erblicken wünsche."

Ein Wink, und Conte Tosta, so wie Maria mit ihrem geistlichen Begleiter traten ein.

Der Conte sowohl, als Maria ließen sich vor der Kaiserin auf die Knie nieder und harrten in demuthsvoller Ergebenheit, bis sie ein Wink der Majestät zum Aufstehen aufforderte.

In diesem Momente wurde Herr Richard Seebacher, der Wirth „zum Mohren" und Oberster der Bürgermiliz, angemeldet, denn die Kaiserin hatte Befehl gegeben, ihn, sobald er komme, wer auch immer da sei, sofort anzumelden.

„Er möge eintreten", rief Maria Thereſia, „denn es freut uns, zu sehen, daß unser getreuer Bürgercommandant Zeuge sei, wie wir, allen Vorurtheilen zum Trotze, Gerechtigkeit üben."

Herr Richard Seebacher war kaum eingetreten, als ihm Maria Thereſia entgegenrief:

„Es ist uns bekannt, wie unsere glorreiche Armee, die sich allerdings um den Staat große Verdienste erworben hat, nicht ohne einige Mepriſe auf das achtbare Bürgercorps sieht. Will wir aber auch die Bürger wegen ihrer bewiesenen Loyalität und Treue geehrt wissen wollen, so ernennen wir

Dich zum Obriſten unſerer kaiſ. königl. Armee, und geben Dir alle Vorrechte und Ehren, welche einem ſolchen zukommen."

Herr Richard Seebacher verbeugte ſich und fühlte ſich durch die beiſpielloſe Gnade beglückt.

Jetzt gewahrte die Kaiſerin, daß der Conte und Marie noch immer auf den Knieen vor ihr lagen. Sie nahte ſich zuerſt dem Mädchen und ſprach dann voll Hoheit und doch zugleich Menſchenfreundlichkeit: „Du haſt viel leiden müſſen, liebes Kind, aber was Du erduldet haſt, wird Dir im Himmel angerechnet werden. Nun aber frage ich Dich vor Gott, ob Du gewillt biſt, dieſem Manne, obgleich er Deiner nicht werth zu ſein ſcheint, die Hand zu reichen? Er bereut aufrichtig, was er verſchuldet hat und Wir haben alle Raiſon zu glauben, daß ſein Vornehmen ein ernſtes iſt."

„Majeſtät", rief Marie, tief erſchüttert, „ich habe keinen Willen, denn mein Leben gehört dem Herrn, der mich bis jetzt ſo wunderbar geführt hat."

„Und was ſagt," fragte die Kaiſerin den würdigen Pfarrer, der Marie geleitete, „Ihr dazu?"

„Es iſt", erwiederte dieſer, „nach meiner Anſicht und Ueberzeugung, die Beſtimmung des Weibes, dem Manne, den ſie liebt, anzugehören."

„Wenn dem ſo iſt", ſprach Maria Thereſia, „ſo gebt euch die Hände zum Bunde, den Gott ſegnen möge. Wir haben aber früher noch ein Unrecht, ſo Wir an dieſem Mädchen begangen, gut zu machen und ſo wahr Wir für Unſere Sünden Vergebung hoffen, ziemt es Uns auch, jede Schuld, die auf Uns laſten könnte, von Uns zu wälzen."

Marie horchte den Worten der Kaiſerin, als ob ſie im Traume zu ihr geſprochen würden; ſie begriff nicht, wie die Majeſtät gegen ſie, die arme, verlaſſene, obdachloſe Waiſe eine *Schuld* haben könne.

„Vernimm" ſprach Maria Thereſia, „daß Wir Deine

Eltern, durch schändlichen Verrath getäuscht, wegen vermeintlicher Felonie ihres Vermögens und ihres Adels verlustig erklärt haben; nun aber, da Wir wissen nnd vernommen haben, wie es sich verhält, wollen Wir, daß Du den Titel und die Rechte Deiner ungerecht verurtheilten Eltern führest und erklären Dich von Rechtswegen als Freiin."

Dann wandte sie sich zu dem Conte und sprach:

„Er hat zwar Unsere Gnade verwirkt; in Anbetracht jedoch, daß Er seine Vergehen aufrichtig bereut und sich aus eigenem Antriebe, da Er doch die volle Freiheit hatte, sich Unserer Hoheit zu entziehen, in Unseren Diensten verbleiben und Unserem Urtheile sich unterwerfen will, wollen Wir Ihm aus eigener Machtvollkommenheit und vermöge des Uns zustehenden Rechtes der Begnadigung, alle und jede Strafe erlassen und Unsere Einwilligung erklären, daß Er die hochgeborne Freiin Marie v. F..... zu Seiner Gemahlin nehmen möge."

Der Conte sprang voll Entzücken auf, doch wagte er es noch immer nicht Marien seine Hand zu geben, bevor diese nicht ihre Einwilligung zu erkennen gab.

Marie sah die Kaiserin fragend an und als sie in deren Mienen las, daß sie sich keinen Zwang aufzuerlegen brauche, trat sie auf den Conte zu und reichte ihm die Hand. Sie würde sich dazu um keinen Preis, selbst nicht auf die Gefahr hin, den Unwillen der Kaiserin zu erregen, entschlossen haben, wenn nicht die Umwandlung ihres ganzen Wesens, welche in der Kirche vor sich gegangen war, sie dazu bestimmt hätte.

Weniger Umstände bedurfte es, daß sich Anton und Theresia v. Leuthen die Hand zum Zeichen des Bündnisses für das ganze Leben reichten.

„Und nun", sprach Maria Theresia, „da ihr gesehen, wie ich nicht blos als Kaiserin, sondern als Mutter für Euch sorge, nun laßt mich sagen, wie wenig ich für Oesterreich die Anschläge seiner geheimen und offenen Feinde fürchte. Die

Dankbarkeit und Liebe meiner Unterthanen wird sie mit Freuden zur Vertheidigung meiner Rechte, zur Beschämung meiner Feinde ihr Gut und Blut zum Opfer bringen lassen."

„Das wird sie," rief Seebacher voll treuherziger und aufrichtiger Begeisterung. „Der Bürger wird niemals fehlen, wenn es gilt Euere Majestät und das Vaterland in Schutz zu nehmen!"

„Das wird auch der Adel in Eurer Majestät Landen nie ermangeln," setzte der Conte hinzu.

Es lebe unsere große Kaiserin! Es lebe unser herrliches Oesterreich hoch! riefen alle Anwesenden begeistert.

Als sie insgesammt das Zimmer der kaiserlichen Majestät wieder verlassen hatten, nahte sich der Conte voll Befangenheit Marie.

„Ich frage Euch," sprach er, „noch einmal, ob es Euer freier Wille und eigener Entschluß ist, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Seid überzeugt, daß selbst der Wunsch Ihrer Maj.stät, der in allen anderen Puncten für mich Befehl ist, mich nie bewegen kann, mein Glück einem anderen Umstande als Euerem freien Willen zu danken. Sprecht es immerhin aus, daß Ihr noch immer kein Vertrauen zu mir gefaßt habt, und ich will alle meine Güter, in deren Besitz ich nach dem Tode meines Vaters gelangt bin, den Armen schenken und selbst arm und unbekannt in fernen Landen mein Ende suchen!"

Marie sah ihn einige Augenblicke wie nachdenkend an, sie kämpfte offenbar einen großen Kampf mit sich selbst, dann aber eilte sie in großer Bewegung ihres Innern auf ihn zu, drückte ihn an ihr Herz, und er wagte es, den ersten beseligenden Kuß auf ihre Lippen zu drücken. — Er blieb seinem Vorsatze, ein besserer Mensch zu werden, bis ans Ende treu, und ihre Ehe war eine glückliche.

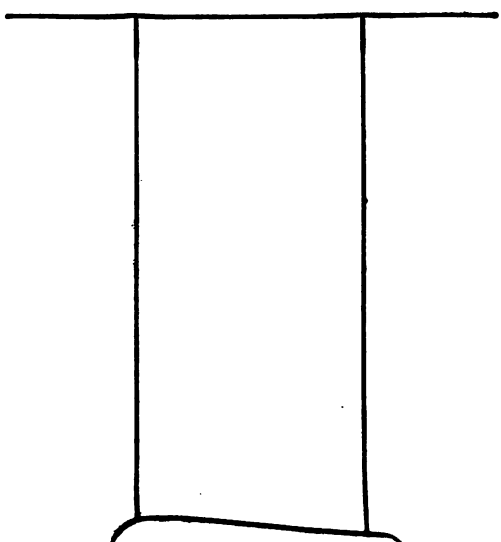
29107

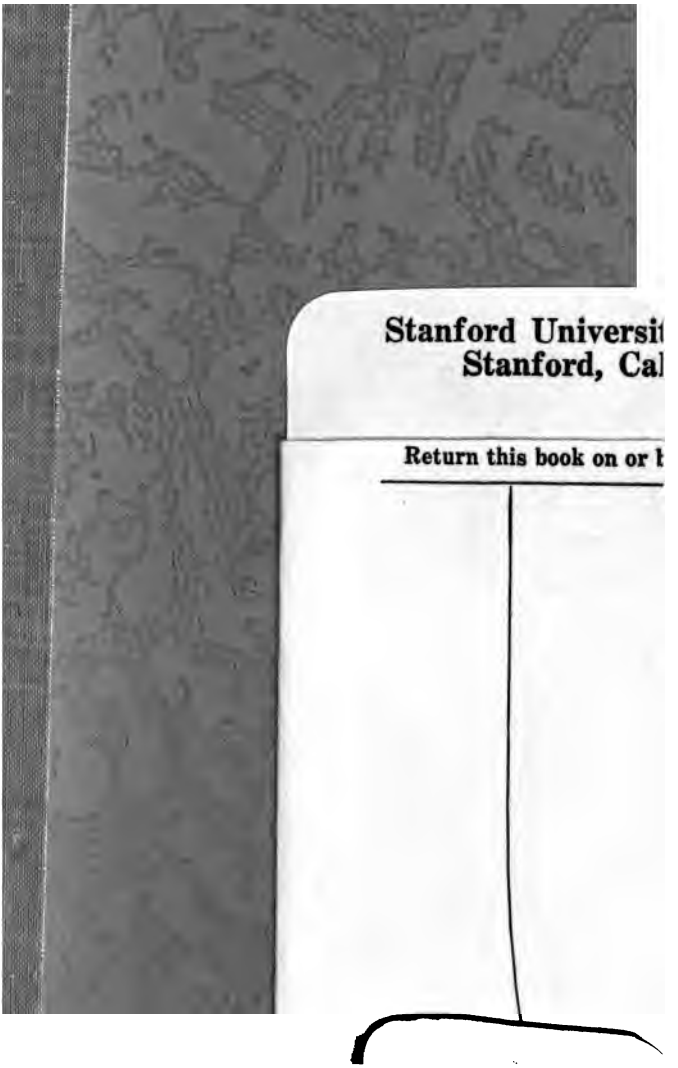
PT 2433 .M68 G4 C.1
Die Geheimnisse von Gratz aus
Stanford University Libraries
3 6105 037 759 102

PT
2433
M68G4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.




Stanford Universit
Stanford, Cal

Return this book on or b